



GESELLSCHAFTEN IM WANDEL

Migrationströme in Europa und ihre Folgen

Entwicklungen in Europa seit 1990

Brennpunkt Stadt: Berlin, Moskau, Sarajevo

Erfahrungen in einem fremden Land

ZA 9873

Impressum

Herausgeber: Renovabis, Solidaritätsaktion der deutschen Katholiken mit den Menschen in Mittel- und Osteuropa, Dr. Gerhard Albert, Geschäftsführer, Kardinal-Döpfner-Haus, Domberg 27, D-85354 Freising, Tel.: 08161 / 5309-0, Fax: 08161 / 5309-11 info@renovabis.de · www.renovabis.de und
Zentralkomitee der deutschen Katholiken (ZdK), Dr. Stefan Vesper, Generalsekretär, Hochkreuzallee 246, D-53175 Bonn, Tel.: 0228 / 38297-0, Fax: 0228 / 38297-44 info@zdk.de · www.zdk.de

Redaktion: Prof. Dr. Michael Albus, Mainz (verantwortlich) · Prof. Dr. Thomas Bremer, Münster · Burkhard Haneke, Freising · Dr. Matthias Kneip, Regensburg · Dr. Christof Dahm, Freising (Redakteur vom Dienst).

Anschrift: Redaktion „OST-WEST. Europäische Perspektiven“, Renovabis, Domberg 27, D-85354 Freising Tel.: 08161 / 5309-70, Fax: 08161 / 5309-44 owep@renovabis.de · www.owep.de

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben die Meinung bzw. die Ansicht der Autorin/des Autors wieder und stimmen nicht unbedingt oder in jedem Fall mit der Meinung der Redaktion überein.

Erscheinungsweise: 4 x im Jahr, jeweils Mitte Februar, Mai, August und November.

Bezugspreis: Einzelheft 6,50 € Jahresabonnement 19,80 € (jeweils zzgl. Versandkosten).

Bezugsbedingungen: Bestellungen sind an den Verlag zu richten. Das Abonnement verlängert sich jeweils um ein weiteres Jahr, wenn bis 15. November keine schriftliche Abbestellung erfolgt.

Verlag und Anzeigenverwaltung: Verlag Friedrich Pustet Gutenbergstraße 8, D-93051 Regensburg Tel. 0941 / 92022-0 · Fax 0941/92022-330 verlag@pustet.de · www.verlag-pustet.de

ISSN 1439-2089

Inhaltsverzeichnis

*Die Abbildung auf dem Umschlag zeigt Flüchtlinge aus dem Kosovo bei der Rückkehr in ihre Heimat (Copyright: pa * picture alliance).*

Jochen Oltmer
Ost-West-Wanderung. Migration im Europa des späten 20. und frühen 21. Jahrhunderts 2

Eckart Stratenschulte
Vom Ort der Hoffnung zum Hafen der Frustration? Die Immigration nach Berlin 10

Ivan und Davor Korić
Sarajevo – Stadt der zwei Gesichter 18

Pavel Polian
Migration und Binnenmigration im postsowjetischen Russland und ihre Folgen 27

Barbara Dreiling
Zerrissene Familien – Migrationsfolgen in der Ukraine und Versuche zur Hilfe 35

Andreas Fisch
Von der Utopie zur Realität. Positionen der Kirche zur Migration in Europa 43

Erfahrungen
Pavle Aničić
Der rote Stempel 52

Uwe von Seltmann
Deutsche Ordnung und Polska Improwizacja 58

Literatur
Bora Ćosić: Der neue Mieter 65

Interview
Im Dienst der Ökumene: Das Ostkirchliche Institut Regensburg – eine Bilanz. Ein Gespräch mit Prälat Dr. Nikolaus Wyrwoll 71

Bücher 77

OST-WEST. Europäische Perspektiven

Jahres-Inhaltsverzeichnis

14. Jahrgang 2013

Schwerpunkte

- Heft 1: Migrationsströme in Europa und ihre Folgen
- Heft 2: Hafenstädte in Mittel- und Osteuropa
- Heft 3: Kroatien
- Heft 4: Sport – Nation – Politik

Hauptartikel

- Diethelm Blecking*
Auf der Suche nach Erfolgen: Der polnische Fußball
zwischen Tradition und Transformation 251 - 258
- Thomas Bremer*
Kroatien, Land der Gegensätze 162 - 169
- Marie-Janine Calic*
Kroatien seit der Unabhängigkeit 170 - 177
- Ivan Čolović*
Fußballfans und der neue Faschismus. Beispiele aus Serbien 283 - 291
- Barbara Dreiling*
Zerrissene Familien – Migrationsfolgen in der
Ukraine und Versuche zur Hilfe 35 - 42
- Andreas Fisch*
Von der Utopie zur Realität. Positionen der Kirche
zur Migration in Europa 43 - 51
- Tim Graewert*
Mehr als nur ein (Fußball-)Spiel –
die nationale Identität Makedoniens 300 - 307
- Magdalene Huelmann*
Riga als multikulturelle Großstadt am Beispiel der
Lyrik von Aleksandrs Čaks 100 - 106
- Aleksandar Jakir*
Split heute – eine Industrie- und Hafenstadt im Umbruch 121 - 127
- Miranda Jakiša*
Kroatische Literatur heute: Realitätsbesessenheit und
Protestkultur 206 - 215

<i>Alexander Kaplunovskiy</i>	
„Beherrsche den Osten“ – Wladiwostok	142 - 148
<i>Borut Klabjan</i>	
Nicht Ost, nicht West: Triest	114 - 120
<i>Jerzy Kochanowski</i>	
Vom Hafen in der Stadt zur Stadt im Hafen ...	83 - 92
<i>Ivan Korić</i>	
Fußball in Bosnien und Herzegowina als Opfer der Politik	292 - 299
<i>Ivan und Davor Korić</i>	
Sarajevo – Stadt der zwei Gesichter	18 - 26
<i>Jan Kusber</i>	
Sankt Petersburg – Hafen und Stadt	107 - 113
<i>Siniša Kušić</i>	
Kroatiens Wirtschaft und Tourismus mit Blick auf den Beitritt zur Europäischen Union	178 - 187
<i>Kathrin Lauer</i>	
Von total bis totalitär – Fußball in Ungarn	267 - 274
<i>Peter Oliver Loew</i>	
Danzig: Hafenstadt unter hohem Himmel	93 - 99
<i>Lothar Martin</i>	
Eishockey – Nationalsport in Tschechien	242 - 250
<i>Karolina Novinská</i>	
„Das Herz schlägt noch woanders“. Kroatinnen und Kroaten in Deutschland und ihr langer Weg zur Einbürgerung	216 - 223
<i>Markus Nowak</i>	
Identität auf dem Parkett. Basketball als Nationalsport in Litauen	275 - 282
<i>Jochen Oltmer</i>	
Ost-West-Wanderung. Migration im Europa des späten 20. und frühen 21. Jahrhunderts	2 - 9
<i>Karen Petry</i>	
Zur Rolle des Sports und der Sportorganisationen in Deutschland – ein Überblick	308 - 315
<i>Pavel Polian</i>	
Migration und Binnenmigration im postsowjetischen Russland und ihre Folgen	27 - 34

2A 9873

<i>Julia Röttger</i>	
Handel am Weißen Meer. Archangelsk als Hafenstadt im Norden	149 - 156
<i>Galyna Spodarets</i>	
Odessa: ein Hafen als Tor zur Welt	128 - 134
<i>Eckart Stratenschulte</i>	
Vom Ort der Hoffnung zum Hafen der Frustration? Die Immigration nach Berlin	10 - 17
<i>Željko Tanjić</i>	
Rolle und Bedeutung der katholischen Kirche Kroatiens	188 - 197
<i>Malkhaz Toria</i>	
Suchumi: antikes Erbe und umkämpfter Ort am Schwarzen Meer	135 - 141
<i>Thomas Urban</i>	
Ukraine: Fußball und Nationalbewusstsein	259 - 266
<i>Jure Zečević</i>	
Die kleineren Religionsgemeinschaften in Kroatien	198 - 205
Historisch-biographische Skizze	
<i>Dunja Melčić</i>	
Franjo Tuđman: Ein mutiger Staatsgründer mit falscher Vision	224 - 229
Porträt	
<i>Hristo P. Berov</i>	
Ein Mann der Kirchenmusik: Neofit – der neue Patriarch der Bulgarischen Orthodoxen Kirche	157 - 158
Literatur	
<i>Bora Ćosić</i>	
Der neue Mieter	65 - 70
Erfahrungen	
<i>Pavle Aničić</i>	
Der rote Stempel	52 - 57
<i>Uwe von Seltsmann</i>	
Deutsche Ordnung und Polska Improwizacja	58 - 64
Interviews	
Im Dienst der Ökumene: Das Ostkirchliche Institut Regensburg – eine Bilanz. Ein Gespräch mit Prälat Dr. Nikolaus Wyrwoll	71 - 76

Interview mit Botschafter Dr. Miro Kovač über Kroatien nach dem Beitritt zur Europäischen Union	232 - 234
Interview mit Dr. Michael Vesper, dem Generaldirektor des Deutschen Olympischen Sportbundes (DOSB)	316 - 318

Länderinfo

Kroatien (Herbert Schedler)	230 - 231
-----------------------------	-----------

Bücher

77, 159, 236, 319

Textkästen (in Heft 3/2013)

Renato Baretić

Die Schachbrettfahne (kroatisch „Šahovnica“)	181
--	-----

Renato Baretić

Nikola Tesla	200
--------------	-----

Renato Baretić

Marco Polo	213
------------	-----

Renato Baretić

Die Krawatte	217
--------------	-----

Bernhard Brehmer

Zwischen Tradition und Neuanfang: die kroatische Sprache seit 1990	208
---	-----

Burkhard Haneke

Der Weg Kroatiens in die Europäische Union	174
--	-----

Slavko Kovačić

Der Glagolitizismus in der kroatischen Kulturtradition	190
--	-----

Ludwig Steindorff

Die Republik Dubrovnik	164
------------------------	-----

Editorial

Etwas hölzern formulieren sozialwissenschaftliche Definitionen, unter Migration verstehe man „dauerhafte räumliche Bewegungen von Personen oder Personengruppen“. Doch was sich hinter dem eher theoretischen Migrationsbegriff verbirgt, das sind zahllose persönliche Geschichten und menschliche Schicksale. Da geht es ebenso um Erfahrungen von Not, Armut und Gewalt wie um Erwartungen und Hoffnungen auf Besseres, auf Neues. Und manchmal geht es auch um Enttäuschungen, ja um tragische Konsequenzen bei dem Versuch, anderswo eine neue Heimat zu finden ...

Bevölkerungsbewegungen, Wanderungen oder Migrationen gab es zu allen Zeiten der Geschichte. Sie alle hatten ihre spezifischen Ursachen, ihre besonderen Herkunfts- und Zielorte. Die Globalisierung unserer Tage hat Migration zu einem geradezu omnipräsenten Phänomen werden lassen. Es ist üblich geworden, Menschen nach vorhandenen oder nicht vorhandenen „Migrationshintergründen“ einzugruppieren.

Die vorliegende OWEP-Ausgabe thematisiert vor allem jene Migrationen, die nach der Öffnung des so genannten „Eisernen Vorhangs“ 1989/90 in Europa in Gang kamen oder besondere Dynamik gewannen. Dabei sind sowohl Bewegungen über Grenzen wie auch Binnenmigrationen, legale und „irreguläre“ Wanderungen, es sind Emigrationen und Immigrationen, und es sind gravierende Migrationsfolgen sowie Integrationsprobleme im Blick. Analytische, historische oder auch normative Bemerkungen zu innereuropäischen Wanderungsbewegungen wechseln sich ab mit der Betrachtung regionaler Migrationsphänomene, auch solcher, die einzelne urbane Verdichtungsräume wie Berlin oder Sarajevo betreffen. Und schließlich werden einige bewegende persönliche Migrationserfahrungen geschildert.

Abschließend noch eine Bemerkung der Redaktion in eigener Sache: Ab dieser Ausgabe ziert jedes OWEP-Heft eine zum jeweiligen Schwerpunktthema passende Abbildung, eine – wie wir hoffen – schöne Abwechslung und optische Aufwertung unserer Titelseiten. „Variatio delectat!“

Die Redaktion

Ost-West-Wanderung. Migration im Europa des späten 20. und frühen 21. Jahrhunderts

Prof. Dr. Jochen Oltmer ist Vorstandsmitglied des Instituts für Migrationsforschung und Interkulturelle Studien (IMIS) an der Universität Osnabrück.

Mit der Öffnung des „Eisernen Vorhangs“ 1989/90 gewann die über Jahrzehnte stark beschränkte Ost-West-Wanderung wieder erheblich an Bedeutung. Die Bundesrepublik Deutschland wurde zum wichtigsten Ziel. Der Beitrag verweist auf die Dimensionen der neuen Ost-West-Migration und fragt nach den Hintergründen und Folgen der politischen Bemühungen in West- und Mitteleuropa, die Bewegungen zu kontrollieren, zu begrenzen und zu steuern.

Der globale Ost-West-Systemkonflikt teilte Europa von den späten 1940er bis zu den späten 1980er Jahren migratorisch in zwei Blöcke. Die Sowjetunion hatte bereits in der Zwischenkriegszeit ein an den Erfordernissen einer gewaltsamen Industrialisierungspolitik orientiertes Migrationsregime entwickelt, das auf die restriktive Lenkung von Arbeitskräften im Innern und auf die Beschränkung der grenzüberschreitenden Abwanderung ausgerichtet war. Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs gingen die neuen Satellitenstaaten der UdSSR den sowjetischen Weg. Die Arbeitswanderungen aus Ostmittel-, Südost- und Osteuropa, die seit dem späten 19. Jahrhundert die europäischen Migrationsverhältnisse im Zeichen von Industrialisierung und Agrarmodernisierung mitgeprägt hatten, fanden deshalb ihr Ende.

Nach der Überwindung der unmittelbaren Folgen des Zweiten Weltkriegs (Flucht, Vertreibung, Umsiedlung) beschränkten sich die Bewegungen zwischen Ost und West seit Ende der 1940er Jahre meist in begrenztem Umfang auf Abwanderungen von Minderheiten (z. B. Juden aus der UdSSR nach Israel bzw. in die USA oder Aussiedler insbesondere aus Polen und Rumänien in die Bundesrepublik Deutschland), auf Flucht oder Ausweisung von Dissidenten aus dem Osten in den Westen

oder auf Phasen, in denen die Destabilisierung eines Staatswesens im Osten den kurzzeitigen Zusammenbruch der restriktiven Grenzregime zur Folge hatte. Das galt vor allem für die Aufstände in Ungarn 1956 und in der Tschechoslowakei 1968, deren Niederschlagung jeweils zur Abwanderung Hunderttausender führte. Einen Sonderfall bildete bis zum Bau der Berliner Mauer 1961 die DDR. Zwar wurde die innerdeutsche Grenze bereits Anfang der 1950er Jahre unüberwindbar armiert, die besondere Stellung Berlins aber ließ Grenzsicherungsmaßnahmen zwischen den alliierten Sektoren der ehemaligen Reichshauptstadt lange nicht zu, sodass DDR und UdSSR die Abwanderung von Ost-Berlin nach West-Berlin kaum kontrollieren konnten: Wahrscheinlich wanderten von der Gründung der beiden deutschen Staaten 1949 bis zum Bau der Mauer 1961 über 3 Millionen Menschen aus der DDR in die Bundesrepublik.

Erst mit der Öffnung des „Eisernen Vorhangs“ 1989/90 gewann die stark beschränkte Ost-West-Wanderung erneut erheblich an Bedeutung. Zum Teil knüpften nunmehr die europäischen Migrationsverhältnisse wieder an die Situation vor dem Zweiten Weltkrieg an. Strukturelle Voraussetzung dafür waren einerseits die weitreichenden politischen Krisen im Prozess der Systemtransformation in den Staaten Ostmittel-, Südost- und Osteuropas, andererseits das gesamte 20. Jahrhundert kennzeichnende Ost-West-Ungleichgewicht in der Wirtschaftsleistung sowie das daraus resultierende erhebliche Einkommensgefälle. Im Jahre 2000, also zehn Jahre nach der weltpolitischen Wende 1989/90, erreichte beispielsweise das Bruttosozialprodukt pro Kopf in Ostmitteleuropa lediglich 36 Prozent des für West- und Mitteleuropa ermittelten Wertes. Das war im Vergleich zum Jahr 1910, als dieser bei 28 Prozent lag, eine nur relativ geringe Steigerung. Das Verhältnis der Durchschnittslöhne hatte sich in diesen beiden Teilen des Kontinents sogar noch zu Ungunsten Ostmitteleuropas verschoben: von 1 zu 4 im Jahr 1910 auf 1 zu 6 im Jahr 2000.

Die Forderung nach einer Aufhebung der Beschränkungen der Freizügigkeit bildete während des „Kalten Krieges“ ein Kernelement westlicher Argumentation.

Während des „Kalten Krieges“ bildete die menschenrechtlich begründete Forderung nach einer Aufhebung der Beschränkungen der Freizügigkeit der Bevölkerung im Osten Europas ein Kernelement westlicher Argumentation. Zuwanderer aus Ostmittel-, Südost- und Osteuropa konnten in der Regel mit einer offenen Aufnahme in West- und

Mitteleuropa rechnen, weil eine Abwanderung aus dem Osten als politisch motivierte „Abstimmung mit den Füßen“ zugunsten des Westens verstanden wurde. Mit den Grenzöffnungen 1989/90 und dem starken Anstieg der Zuwanderung reagierten die west- und mitteleuropäischen Staaten rasch mit Restriktionen und Abwehrmaßnahmen: Nicht nur die Stabilität der Arbeitsmärkte galt als gefährdet, vielmehr schien mit zunehmender Fremdenfeindlichkeit auch ein Anstieg gesellschaftlicher Konflikte zu drohen. Die vor diesem Hintergrund entwickelten Maßnahmen begrenzten den Umfang der Ost-West-Migration und pressten sie in erwünschte Bahnen, indem sie beispielsweise zeitlich befristet wurden. Das aber konnte nicht verhindern, dass die Ost-West-Migration die europäischen Migrationsverhältnisse im Jahrzehnt vor und nach der Jahrtausendwende nachhaltig prägte.

Nach den Grenzöffnungen 1989/90 sowie den Anfang der 1990er Jahre im Westen entwickelten Restriktionen zur Begrenzung und Kanalisierung der Migrationsbewegungen aus dem Osten Europas bildete die Osterweiterung der Europäischen Union (EU) 2004 und 2007 aufgrund der Freizügigkeit, die allen Unionsbürgern gewährt wird, die dritte zentrale Wegmarke für die Entwicklung der Ost-West-Migration im späten 20. und frühen 21. Jahrhundert. Bevor diese Freizügigkeit einen größeren Teil der Bevölkerung Ostmittel- und Südosteuropas erreichte, gab es vor allem drei zentrale Wege des Zugangs für Migranten aus dem Osten Europas in die west- und mitteleuropäischen Staaten: 1. legale und illegale Arbeitswanderung, 2. Flucht sowie 3. konnationale Migration. Der Blick auf diese drei „gates of entry“ lässt nicht nur die Dimensionen der Ost-West-Wanderung deutlich werden, sondern zeigt zugleich auch die Genese der politischen Bemühungen in West- und Mitteleuropa auf, die Ost-West-Migration zu kontrollieren, zu begrenzen und zu steuern. Die folgende Skizze konzentriert sich dabei auf Bewegungen von Ost nach West. Die in weitaus geringeren Dimensionen aufgetretenen West-Ost-Bewegungen sowie interregionale Bewegungen in den Staaten Ostmittel-, Südost- und Osteuropas sowie Migrationen zwischen diesen Ländern werden demgegenüber vernachlässigt.

Arbeitsmigration

Ein Großteil der neuen Ost-West-Arbeitsmigration nach 1989 war zunächst ausgerichtet auf die westlichen Nachbarstaaten jenseits des ehemaligen „Eisernen Vorhangs“. Italien oder Griechenland wurden

vornehmlich zum Ziel südosteuropäischer Zuwanderung, bei der insbesondere die albanische Migration ein hohes Gewicht hatte. Die Zuwanderung nach Österreich speiste sich vor allem aus Bewegungen aus Jugoslawien bzw. dessen Nachfolgestaaten, während in der Bundesrepublik Deutschland vornehmlich polnische Arbeitsmigranten beschäftigt wurden. Ein guter Teil der grenzüberschreitenden Arbeitsmigration blieb in den Bahnen von Pendelbewegungen oder saisonalen Wanderungen: In Grenznähe handelte es sich zum Teil um Tagespendler, in weiterer Entfernung um Wochenpendler, wobei die Distanzen auch viele hundert Kilometer betragen konnten wie im Falle polnischer Bauarbeiter oder Frauen im Bereich der haushaltsnahen Dienstleistungen, die in Belgien beschäftigt waren. Saisonarbeit bezog sich vor allem auf witterungsabhängige Beschäftigungen im Baugewerbe, in der Landwirtschaft und im Hotelgewerbe.

Migratorische Netzwerke beeinflussten die Wahl der Ziele und die Entwicklung von Schwerpunkten der Zuwanderung: Neuzuwanderer aus Ostmittel- und Südosteuropa gingen vielfach dorthin, wo sie auf Verwandte oder Bekannte trafen. So ist z. B. ermittelt worden, dass 56 Prozent der Zuwanderer aus dem Ausland, die insbesondere aus Südosteuropa zwischen 1989 und 1991 nach Wien kamen, hier über verwandtschaftlich-bekanntschaftliche Verbindungen verfügten und deshalb auf Hilfe bei den ersten Schritten nach der Ankunft (Arbeit, Wohnung) zählen konnten.

Unter den Ost-West-Migrationen dominierten zunächst die Bewegungen von Polen. Die registrierten polnischen Arbeitswanderer waren in den 1990er Jahren zu drei Vierteln in Deutschland beschäftigt. Um dauerhafte Einwanderung zu verhindern, illegale Arbeitswanderung zu bekämpfen und die Zuwanderung in diejenigen Arbeitsmarktbereiche zu

Die restriktive Steuerung der Arbeitsmigration durch Deutschland ließ polnische Zuwanderer verstärkt andere Ziele in West- und Mitteleuropa suchen.

lenken, in denen der Bedarf besonders hoch zu sein schien, vereinbarte die Bundesrepublik Deutschland als Hauptziel der Ost-West-Bewegungen Anfang der 1990er Jahre mit einem Großteil der Staaten Ostmittel- und Südosteuropas Abkommen zur Regelung der Arbeitsmigration – von Bosnien und Herzegowina und Bulgarien über Kroatien, die Tschechische Republik, die Slowakei, Serbien, Lettland, Makedonien, Polen, Rumänien bis hin zu Slowenien und Ungarn. Zentrale Elemente waren dabei die Beschränkung einerseits des Umfangs der Zuwanderung auf

der Basis von Bedarfsanalysen der bundesdeutschen Arbeitsverwaltung sowie andererseits auf saisonale bzw. kurzfristige Tätigkeiten (meist ein bis drei Monate). Auch andere west- und mitteleuropäische Staaten schlossen in den 1990er Jahren und zu Beginn des 21. Jahrhunderts solche bilateralen Verträge, auch wenn sie nie das Gewicht der bundesdeutschen Regelungen erreichten. Im Jahre 2003 wurden im Rahmen bilateraler Verträge insgesamt 320.000 polnische Arbeitsmigranten beschäftigt, 95 Prozent davon in Deutschland.

Die restriktive Steuerung der Arbeitsmigration durch Deutschland trug mit dazu bei, dass andere Ziele in West- und Mitteleuropa an Attraktivität für polnische Zuwanderer gewannen. Seit Mitte der 1990er Jahre wuchs der Umfang der Bewegungen nach Spanien, Großbritannien, Belgien, Frankreich, Italien und schließlich auch nach Irland. Dass die Erwerbsbereiche in Deutschland seit Ende der 1990er Jahre auch zunehmend in weiter entfernt liegenden Gebieten Osteuropas Arbeitskräfte rekrutieren mussten, lag übrigens an der wirtschaftlichen Entwicklung in Polen selbst: Es entwickelte sich zum Zuwanderungsland, sodass auch polnische Arbeitswanderer, darunter viele hochqualifizierte Kräfte, wegen der verbesserten Erwerbsmöglichkeiten in ihre Heimat zurückkehrten. Das war schließlich auch der Hintergrund dafür, dass der vielfach erwartete starke Anstieg der Abwanderung aus Polen nach Mittel- und Westeuropa nach dem Beitritt Polens zur EU 2004 ausblieb – wie im Falle der anderen Beitrittsländer auch.

Fluchtbewegungen

Der Zusammenbruch des „Ostblocks“ bildete ein Konglomerat vielfältiger politischer Spannungen und Konflikte, die zu einem Teil in Bürgerkriegssituationen mündete. Krisenbedingte Migration war eine der Folgen. Ende der 1980er Jahre und Anfang der 1990er Jahre wuchs zunächst die Zahl jener Polen, Ungarn und Tschechoslowaken rasch an, die Asyl in Mittel- und Westeuropa beantragten. Bald folgten Rumänen, Bulgaren und Albaner. In West- und Mitteleuropa bildeten weitreichende politische Diskussionen um die Grenzen der Aufnahmebereitschaft und um den Missbrauch von Asylrechtsregelungen eine erste Reaktion, auf die bald Einschränkungen des Grenzübertritts und des Zugangs zu den Asylverfahren folgten.

Millionenfache Fluchtbewegungen hatte in den 1990er Jahren vor allem das Zerbersten Jugoslawiens zur Folge, das in die Kriege in und um

Slowenien im Sommer 1991, in und um Kroatien in der zweiten Jahreshälfte 1991 bzw. im Frühjahr und Sommer 1995, in und um Bosnien und Herzegowina 1992 bis 1995 sowie in und um Kosovo 1998/99 mündete. Nach Angaben des Flüchtlingshochkommissars der Vereinten Nationen gab es 1995 nicht weniger als 3,7 Millionen Flüchtlinge im Kontext des Jugoslawien-Konflikts, die innerhalb der Region ausgewichen waren. Hinzu kamen mehrere hunderttausend Flüchtlinge, die andere Staaten Europas für unterschiedlich lange Zeiträume aufnahmen.

Vor allem im Krieg um Bosnien und Herzegowina stieg die Zahl der Flüchtlinge in West- und Mitteleuropa stark an, während diese im Falle der anderen Konflikte vornehmlich in

Das Zerschlagen Jugoslawiens hatte in den 1990er Jahren millionenfache Fluchtbewegungen zur Folge.

der Region blieben. Schätzungen gehen davon aus, dass wegen der kriegerischen Auseinandersetzung in und um Bosnien und Herzegowina rund 2,5 Millionen Menschen flohen. Etwa 600.000 von ihnen wichen innerhalb Bosnien und Herzegowinas aus, eine ähnlich hohe Zahl blieb in den Staaten der ehemaligen Bundesrepublik Jugoslawien. Ca. 1,3 Millionen Menschen flohen in andere Staaten, von denen wahrscheinlich rund die Hälfte EU-Staaten erreichte.

1997, also bereits nach dem Ende des Krieges, hielten sich noch rund 580.000 Flüchtlinge aus Bosnien und Herzegowina in EU-Staaten auf, darunter mit 340.000 der größte Teil in der Bundesrepublik Deutschland. Die massiven Zerstörungen, insbesondere auch von Wohnraum und Infrastruktur, behinderten die Rückwanderungen, die in den späten 1990er Jahren allerdings rasch zunahmen. Vor allem Deutschland setzte dabei auf eine Politik des erhöhten Drucks zur Rückkehr: Ein prekärer Aufenthaltsstatus und Abschiebungen wirkten zusammen, weshalb sich die Zahl der Flüchtlinge aus Bosnien und Herzegowina in Deutschland bis 2003 auf ein Zehntel des Wertes von 1997 verringerte.

Im letzten Staatenbildungskonflikt in Südosteuropa, dem Krieg in und um Kosovo, blieben die Flüchtlinge demgegenüber ganz überwiegend in der Region selbst, überschritten die Grenzen der Nachbarstaaten, um nach dem Ende des Konflikts sogleich wieder zurückzukehren, erreichten aber nur selten Mittel- und Westeuropa: Von den rund 900.000 Flüchtlingen, die Kosovo im Frühjahr und Sommer 1999 verließen, nahm allein der Nachbarstaat Albanien 500.000 auf, Mazedonien über 200.000, Montenegro wahrscheinlich 70.000. Demgegenüber nahm sich die Zahl von ca. 43.000 Asylanträgen in West- und Mittel-

europa zwischen April und Juni 1999 gering aus. Die Rückkehr des größten Teils der Kosovo-Flüchtlinge dauerte nur einige Wochen; bereits einen Monat nach dem Ende der Kampfhandlungen sollen 80 Prozent aller Flüchtlinge in das Kosovo zurückgekehrt sein.

Konnationale Migrationen

Ein Element des Anstiegs der Ost-West-Wanderungen nach den Grenzöffnungen 1989/90 bildete die Zunahme der Migration von Minderheiten, die zu einem Teil dann Staaten des Westens erreichten, wenn sich dort im „Kalten Krieg“ eine privilegierende Politik gegenüber solchen konnationalen Gruppen etabliert hatte. Der Zerfall des sowjetischen Imperiums Anfang der 1990er Jahre führte dazu, dass Millionen Russen und Ukrainer, die in den Nachfolgestaaten der UdSSR Angehörige von Minderheiten geworden waren, nach Russland bzw. in die Ukraine abwanderten. Schätzungen zufolge sollen außerdem die 4 Millionen Menschen, die allein zwischen 1989 und 1992 Ostmittel-, Südost- und Osteuropa verließen, überwiegend Angehörige von Minderheiten gewesen sein. Zu den konnationalen Gruppen, die relativ günstige Aufnahmebedingungen vorfanden, zählten die wahrscheinlich rund 70.000 Pontosgriechen, die vor allem seit 1987 aus der UdSSR bzw. ihren Nachfolgestaaten nach Griechenland zuwanderten. Mehrere hunderttausend polnische „Repatrianten“ aus der UdSSR bzw. der Ukraine und Kasachstan kamen nach Polen. Hunderttausende Juden aus Osteuropa wanderten zudem nach Israel zu oder fanden mit dem Status des Kontingentflüchtlings Aufnahme in der Bundesrepublik Deutschland. Karelier strebten nach Finnland, Tschechen aus Wolhynien und Serbien in die Tschechische Republik, Slowaken aus Ungarn oder der Ukraine in die Slowakei. Den größten Umfang erreichte die Zuwanderung von Aussiedlern, die als Angehörige deutscher Minderheiten in Ostmittel-, Südost- und Osteuropa in der Bundesrepublik aufgenommen wurden.

Die Kategorie des Aussiedlers und dessen privilegierte Aufnahme waren bereits mit dem Bundesvertriebenengesetz von 1953 etabliert worden. Von 1950 bis 1987 erreichten fast 1,5 Millionen Aussiedler die Bundesrepublik Deutschland. Sie kamen überwiegend aus Polen und aus Rumänien. Mit der Öffnung des „Eisernen Vorhangs“ begann die Massenzuwanderung der Aussiedler: Von 1987 an gingen die Zahlen vor dem Hintergrund von „Glasnost“ und „Perestroika“ in der UdSSR rasch nach oben, seither kamen mehr als 3 Millionen Aussiedler in die Bundes-

republik Deutschland mit einem Schwerpunkt in den späten 1980er und in den frühen 1990er Jahren. Insgesamt wanderten in den sechs Jahrzehnten von 1950 bis heute mehr als 4,5 Millionen Aussiedler zu. Damit bilden die Aussiedler die zweitgrößte Zuwandererkategorie in der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland. Anfang der 1990er Jahre führte ein ganzes Bündel von Maßnahmen zu einer weitreichenden Begrenzung und Steuerung der Aussiedlerzuwanderung – zusammen mit Regelungen zur Förderung der deutschen Minderheiten in den Herkunftsgebieten und dem Nachlassen der Wanderungsdynamik angesichts der starken Abnahme des Kreises der Personen, die eine deutsche Herkunft geltend machen konnten. Seit Mitte der 1990er Jahre sank deshalb die Aussiedlerzuwanderung massiv ab und ist heute in der bundesdeutschen Wanderungsbilanz ein zu vernachlässigender Faktor: 2011 erreichte die Aussiedlerzuwanderung mit knapp über 2.000 Personen den niedrigsten Wert seit Beginn der Aussiedleraufnahme Anfang der 1950er Jahre.

Schlussbemerkung

Mit der Osterweiterung der EU haben sich die Rahmenbedingungen der Ost-West-Migrationsverhältnisse grundlegend verändert. Bis auf Bulgarien und Rumänien, deren Bürger ab Januar 2014 keinen Beschränkungen der räumlichen Bewegungen innerhalb der EU mehr unterliegen, herrscht Ost-West-Freizügigkeit. Seit den 1990er Jahren ist die EU zudem bestrebt, ein spezifisches EU-Migrationsregime zu entwickeln, dass nicht nur eine weitreichende Kontrolle der EU-Außengrenzen ermöglicht, sondern auch Einfluss auf die Migrations- und Grenzpolitik der Nachbarstaaten nimmt, um zu verhindern, dass die EU-Außengrenzen überhaupt erreicht werden können. Fluchtbewegungen vor dem Hintergrund politischer Krisen beispielsweise in Nachfolgestaaten der UdSSR, die schwierige Situation von Minderheiten (insbesondere Roma) im Osten und Südosten Europas, aber auch das im Blick auf viele Regionen Südost- und Osteuropas ausgeprägte Ost-West-Gefälle in der Wirtschaftsleistung und in den Einkommen wird allerdings dazu beitragen, dass Ost-West-Migration von außerhalb der EU auch zukünftig die migratorische Entwicklung Europas mitprägen wird.

Vom Ort der Hoffnung zum Hafen der Frustration? Die Immigration nach Berlin

Prof. Dr. Eckart D. Stratenschulte ist Leiter der Europäischen Akademie Berlin und neben anderen Publikationen Autor der Bücher „Kleine Geschichte Berlins“ und (zusammen mit Peter Pragal) „Der Monolog der Lautsprecher und andere Geschichten aus dem geteilten Berlin“.

Berlin war im Laufe der Geschichte mehrfach Ziel großer Immigrationsströme, die die Entwicklung der Stadt wesentlich vorangebracht haben. Gegenwärtig hat die Stadt jedoch damit zu kämpfen, dass die Eingliederung der Zuwanderer immer schwieriger wird und einzelne Stadtteile zu sozialen Brennpunkten zu drohen werden. Die Probleme Berlins stehen stellvertretend für ähnliche Prozesse in ganz Deutschland, Lösungsansätze können daher auch nur durch gesamtstaatliche Anstrengungen gefunden werden.

Berlin – Stadt der Vielfalt, Stadt der Einwanderung, Treffpunkt der Kulturen. Die Bezeichnungen für die deutsche Hauptstadt, die auf die Einwanderung und die Einwanderer Bezug nehmen, sind vielfältig. Sie sind auch zutreffend, aber schönfärberisch zugleich.

Mit dem Thema Einwanderung ist man in Berlin seit Jahrhunderten befasst, aber die Strukturen haben sich doch deutlich verändert. Man könnte sagen: Berlin steht vor derselben Herausforderung, aber vor neuen Problemen. Wieder müssen Einwanderer integriert werden, aber deren sozialer Zuschnitt hat sich verändert.

Historischer Rückblick

Nach dem Dreißigjährigen Krieg (1618-1648) war die Stadt, damals ohnehin nicht besonders bedeutsam, zerstört, ausgeblutet und am Ende. Berlin war, als endlich der Westfälische Frieden geschlossen wurde, in keinem beneidenswerten Zustand. Der Krieg hatte nicht nur zu Ver-

wüstung und Verarmung geführt, er hatte auch das Potenzial der Stadt vernichtet. Hilfe erhoffte sich der brandenburgische Herrscher der Zeit, Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der „Große Kurfürst“ (reg. 1640-1688) von außen. Die Verfolgung der Hugenotten kam ihm zupass, er lud sie nach Brandenburg – und damit vor allem auch nach Berlin – ein und bot ihnen mit dem Edikt von Potsdam 1685 neben einigen materiellen Vorteilen einen in jenen Tagen seltenen Anreiz: Toleranz.

Diese erste Einwanderung nach Berlin war wie alle folgenden der Not der Einwanderer geschuldet, die zu Hause nicht mehr so leben konnten, wie sie wollten. Sie war aber dennoch etwas Besonderes, da hier nicht wie sonst üblich Menschen aus armen und weniger entwickelten Regionen in eine Metropole kamen, sondern vielmehr Fachkräfte, die den Berlinern in ihren beruflichen Fähigkeiten überlegen waren und dadurch dazu beitrugen, dass Berlin überhaupt zu einer Metropole werden konnte.

Der Aufstieg Berlins dauerte aber dann noch fast hundert Jahre. Erst unter Friedrich II., dem „Großen“, wie er bis heute genannt wird, mauerte Preußen sich im 18. Jahrhundert zu einer respektablen politischen und wirtschaftlichen Größe, und die Hauptstadt dieses Staates erlangte parallel eine zunehmende Bedeutung.

Als dann, wiederum fast hundert Jahre später, Otto von Bismarck das Deutsche Kaiserreich formte, war Preußen darin die mit Abstand stärkste Macht. Der preußische König wurde deutscher Kaiser, der preußische Ministerpräsident wurde deutscher Kanzler und die preußische Hauptstadt wurde die deutsche Kapitale. Berlin profitierte aber nicht nur vom Zuwachs politischer Macht, sondern auch von weiteren Faktoren. Das waren zum einen die Reparationen, die Frankreich nach dem verlorenen Krieg 1871 zu zahlen hatte. Immerhin fünf Milliarden Goldmark flossen den deutschen Siegern zu, vieles davon landete in Berlin

Nach der Gründung des Deutschen Kaiserreiches 1871 setzte eine zweite große Immigrationswelle nach Berlin ein, die anders als im 17. Jahrhundert nicht aus dem Westen, sondern aus dem Osten kam.

– und wurde beispielsweise für den Bau des Reichstagsgebäudes verwendet. Es war aber auch die Zeit der Industrialisierung. Siemens, Borsig, AEG sind nur einige der vielen Namen von Unternehmen, die in Berlin ihre Pforten öffneten und natürlich Arbeitskräfte benötigten. Die zweite große Immigrationswelle setzte ein. Sie kam nicht aus dem Westen, sondern aus dem Osten. Dudek, Wroblewski, Schulschynski, Blaschek – das

sind in Berlin bis heute ganz normale Namen, hinter denen niemand einen Ausländer vermutet.

Hunderttausende von Menschen kamen damals aus dem Osten. Ostpreußen und Schlesien waren die Herkunftsheimat vieler Arbeitskräfte, für die die boomende Stadt ganze Viertel neu schuf. Kreuzberg, Wedding, Friedrichshain, die Szenebezirke von heute sind Teil des damals entstandenen „Wilhelminischen Rings“, in dem die Proletarier untergebracht wurden. Trendig war das damals nicht, eher armselig, wovon die Zeichnungen von Heinrich Zille und die Beschreibungen von Käthe Kollwitz Zeugnis ablegen. Berlin wurde, so heißt es oft, die größte Mietskasernenstadt der Welt. Nun sei dahingestellt, ob das wirklich je gemessen und verglichen wurde oder ob es eher dem Berliner Bestreben entspricht, immer die Größten zu sein. Ob es anders noch schlimmer zugeht als in Berlin, ist allerdings in diesem Zusammenhang nicht die Frage. Interessant ist die Bezeichnung „Mietskaserne“, die die unerfreuliche Unterbringung vieler Menschen in kleinen Wohnungen in stickigen Hinterhöfen beschreibt.

Warum die Menschen trotz dieser widrigen Bedingungen nach Berlin kamen, ist schnell erklärt. Die Not trieb sie her und die Hoffnung hielt sie hier. Die Mechanisierung der Landwirtschaft im Osten Europas führte zu einer Freisetzung von Arbeitskräften, die sich eine neue Existenz suchen mussten. Berlin bot Arbeit und die Perspektive, für sich etwas daraus zu machen – und sei es in der nächsten Generation.

Etappen der Zuwanderung im 20. Jahrhundert

Das zwanzigste Jahrhundert integrierte diese Zuwanderer und die beiden Weltkriege dezimierten sie. 1945 stand Berlin erneut vor der Frage des Wiederaufbaus, der bald geteilt vollzogen wurde. West-Berlin verlor einen Gutteil seiner Industriebetriebe, deren Vorstände unter dem Absingen patriotischer Gesänge in den Westen und den Süden der neuen Bundesrepublik Deutschland wanderten, wo es sich sicherer und komfortabel leben ließ. Was blieb, war in erster Linie mit Steuersubventionen gepäppelte Fertigung, West-Berlin wurde zur, wie es damals hieß, verlängerten Werkbank westdeutscher Industriebetriebe. Auch diese Produktion benötigte Arbeitskräfte von außerhalb, die auch in großer Zahl kamen. Seit 1952 war die deutsch-deutsche Grenze geschlossen und zunehmend militärisch gesichert. Eine weitgehend gefahrlose Flucht aus der DDR war nur über das politisch, aber noch nicht physisch geteilte

Berlin möglich. Jeden Tag kamen Flüchtlinge aus der DDR in West-Berlin an. Viele ließen sich nach dem Notaufnahmeverfahren nach Westdeutschland ausfliegen, aber viele blieben auch im Westteil der Stadt. Zudem gab es bis zum Mauerbau 1961 rund 55.000 Menschen, die zwar in Ost-Berlin wohnten, aber in West-Berlin arbeiteten. Was heute kompliziert klingen mag, war damals oftmals einfach. Die eine Straßenseite war West-Berlin, die andere Ost-Berlin, da die Teilung alten Berliner Stadtbezirksgrenzen folgte.

Als DDR-Chef Walther Ulbricht 1961 verkündete, niemand habe die Absicht, eine Mauer zu errichten, um genau dieses dann kurz danach zu tun, fehlten – neben allem menschlichen Leid, das diese Zementierung der Teilung anrichtete – West-Berlin die Arbeitskräfte.

Nun musste man im Westteil der einstigen Hauptstadt zu dem Instrument greifen, dessen sich die aufstrebende Bundesrepublik Deutschland schon seit 1956 bedient hatte: der Anwerbung von Arbeitskräften im Ausland. Da die deutschen, mit den Herkunftsländern verhandelten Anwerbekontingente mit den südeuropäischen Ländern schon weitgehend ausgeschöpft waren, konzentrierte sich die Arbeitskräfterekrutierung auf die Türkei. Das geringe Qualifikationsniveau der Menschen, die aus Anatolien angeworben wurden, störte nicht, schließlich ging es überwiegend um Anlern Tätigkeiten, für deren Verrichtung man Arbeiter suchte. Die Türken folgten dem Ruf der Anwerber und kamen nach Berlin. Auch sie wurden von der Hoffnung auf ein besseres Leben getrieben – und von der Vorstellung, nach einigen Jahren mit gespartem Geld zurückkehren und in der Türkei ein besseres Leben begründen zu können. Diese Illusion der schnellen

Rückkehr gab es auf beiden Seiten, bei den Arbeitskräften und im Anwerbeland Deutschland. Der früher völlig geläufige und in keiner Weise anstößig wirkende Begriff der „Gastarbeiter“ macht das deutlich. Ein Gast kommt und geht nach einiger Zeit wieder. Gedanken über seine langfristige Integration muss man sich nicht machen und machte man sich in Deutschland generell und in Berlin speziell auch nicht.

Die Einwanderergeneration, die vor den Türken der 1960er Jahre kam, hatte es zu einem erheblichen Teil geschafft. Diese Menschen hatten Fuß gefasst und sich materiell verbessert. Sie konnten es sich leisten, aus den billigen Mietquartieren Kreuzbergs, des Weddings, Moabits oder des nördlichen Neukölln auszuziehen, und schufen damit Raum für

Der Begriff „Gastarbeiter“ stand für die Illusion einer schnellen Rückkehr der Zuwanderer in ihre Heimatländer.

die neuen Immigranten. Die wollten ja kostengünstig wohnen, um möglichst viel Geld zu sparen, und nahmen – im Allgemeinen von ihren Herkunftsorten auch nicht verwöhnt – die einfachen Wohnbedingungen in Kauf, es sollte ja nicht für immer sein. Die alten Arbeiterbezirke wurden auf diese Weise noch einmal von Arbeitern besiedelt, und die Sanierung dieser Quartiere setzte erst ein, als man erkannte, dass die Gekommenen überwiegend bleiben würden. Bis diese Erkenntnis sich allerdings Bahn brach, waren entscheidende Fehler bereits begangen worden.

Diese dritte Einwandererwelle unterschied sich nämlich von den vorherigen. Bei der *ersten* kamen Menschen, die qualifizierter waren als die im Aufnahmeland und die schon aus religiösen Gründen bleiben wollten. Die *zweite* Welle bestand aus Menschen, die sich ihre Qualifikation erst erwerben mussten, in aller Regel jedoch Deutsch sprachen und ebenfalls auf Dauer in Berlin leben wollten. Der *dritte* Einwanderungsschub bestand nun aus Menschen, die sehr geringe Bildungsvoraussetzungen mitbrachten (ja sogar zu einem nicht unerheblichen Teil Analphabeten waren) und die davon ausgingen, Berlin bald wieder zu verlassen – eine Fehlannahme, die, wie gesagt, von den Behörden geteilt wurde. Türkische Männer, die nach dreißig Jahren in Berlin nur gebrochen Deutsch sprechen, türkische Frauen, die mit ihren Kindern als Dolmetscher zu Behördengängen aufbrechen – sie sind ein kleiner Ausschnitt dieser Realität. In Berlin verfestigten sich Stadtteile, in denen Menschen „NDH“ – das ist Behördendeutsch und heißt „Nicht-Deutscher Herkunft“ – in der Mehrheit waren und sind, in denen man alles, was man im täglichen Leben regeln muss, einschließlich der Buchung einer Reise, der Erledigung von Bankgeschäften oder von Arztbesuchen, abwickeln kann, ohne ein einziges Mal die deutsche Sprache zu bemühen.

Die Immigranten der 1960er und 1970er Jahre lebten in einer Parallelgesellschaft, die beide Seiten nicht problematisch fanden. Die meisten hatten Arbeit und alles schien gut. Für die Einwanderer war es bequem, sich nicht weiter in die Gesellschaft integrieren zu müssen, die deutsche Mehrheitsgesellschaft verkaufte sich und anderen ihre Ignoranz als Toleranz.

Nach dem Mauerfall: Verlierer statt Gewinner

Wenn man über die „Verlierer der deutschen Einheit“ spricht, denkt man im Allgemeinen an bestimmte Gruppen in der ehemaligen DDR, an SED- und Stasibonzen oder an Menschen, die durch die Deindustriali-

sierung der DDR ihren Job verloren hatten und zu alt für einen Neuanfang waren. Tatsächlich gehören die Immigranten in West-Berlin jedoch auch zu den Verlierern der deutschen Vereinigung. Nach dem Fall der Mauer konnte nämlich das wieder geschehen, was bis 1961 gang und gäbe war: Menschen aus Ost-Berlin und aus der DDR, jetzt „neue Bundesländer“, kamen zum Arbeiten nach West-Berlin. Jetzt mussten sie nicht mehr flüchten und oftmals nicht einmal umziehen. Gleichzeitig verlor West-Berlin mit den Steuersubventionen auch einen erheblichen Teil seiner Industriekapazität und konnte für die verbleibenden Jobs auf das gut qualifizierte und deutschsprachige Personal aus der bisherigen DDR und aus Ost-Berlin zurückgreifen. Die Arbeitslosigkeit unter den Ausländern in Berlin, de facto West-Berlin, schoss in die Höhe. Berlin bot vielen – gerade Menschen mit Migrationshintergrund – keine Chance mehr. Zwar wird gerne darauf verwiesen, wie viele junge Menschen mit ausländischen Wurzeln mittlerweile Abitur machen und ihren beruflichen Weg gehen. Das ist nicht falsch, aber es ist der kleinere Teil einer Entwicklung, deren Wirkung noch dadurch geschmälert wird, dass es gerade diese Menschen sind, die Berlin nun verlassen, um beispielsweise ihre Qualifikationen in den türkischen Wirtschaftsboom einzubringen. Der Neuköllner Bezirksbürgermeister Buschkowsky hat darauf vor kurzem in einem Buch¹ aufmerksam gemacht. Zwar muss er sich die Kritik gefallen lassen, dass er doch selbst an entscheidender Stelle stand und steht und die Entwicklung hätte beeinflussen können, aber das entkräftet seine Analyse nicht. Der Neuköllner Lokalpolitiker weist darauf hin, dass es mittlerweile viele – vor allem ausländische – Familien gibt, in denen kein einziges Familienmitglied eine Erwerbsbiographie aufweisen kann. Alle leben „vom Amt“, also von staatlicher Unterstützung, und verlieren den Sinn dafür, dass es sich lohnt, sich anzustrengen. Die Immigranten, traditionell der aktivste und dynamischste Teil der Gesellschaft, weil sie sich ihren Weg nach oben erkämpfen wollen, mutierten zum stagnativen Segment. Hinzu gekommen ist, dass ursprünglich Arbeitskräfte angeworben wurden, die also Arbeitswillen hatten und nach ihrer Arbeitsfähigkeit rekrutiert wurden. Seit 1973 gibt es jedoch einen Anwerbestopp in der Bundesrepublik Deutschland und auch in Berlin. Dennoch ist der Zuzug von Ausländern ungebrochen, sie kommen aber nicht als Arbeitskräfte, sondern als Familienangehörige oder

1 Heinz Buschkowsky: Neukölln ist überall. Berlin 2012.

frisch Angeheiratete. Das Auswahlkriterium Arbeitsmotivation und -fähigkeit spielt dabei keine Rolle. Gerade für diese Menschen gibt es auch keine Jobs – soweit sie überhaupt danach suchen. Berlin ist gegenwärtig nicht mehr der Zielpunkt der Hoffenden, sondern die Endstation der Hoffnungslosen. Die Folgen sind mit den Händen zu greifen und beschäftigen die Öffentlichkeit regelmäßig. Immer wieder einmal schreiben Lehrkräfte einer Schule einen Brief an den Senat, in dem sie den Offenbarungseid leisten. Bundesweit bekannt wurde die Rütli-Schule in

Berlin ist gegenwärtig nicht mehr der Zielpunkt der Hoffenden, sondern die Endstation der Hoffnungslosen.

Neukölln, die die von ihr generierte Aufmerksamkeit noch nutzen konnte, wesentliche Verbesserungen zu erzielen. Man spricht heute vom Rütli-Campus, auf dem eine Vorzeigeschule

geschaffen wurde. Den anderen Schulen, die damit kämpfen, dass außer den Lehrern kaum noch einer Deutsch spricht, dass Schüler dem Unterricht fernbleiben, ohne dass das jemanden zu stören scheint, und in denen die Jugendlichen als Berufswunsch „hartzen“ angeben, wurde dieses Glück nicht zuteil.

So stehen sich in Berlin – in der öffentlichen Diskussion und in der gesellschaftlichen Realität – jetzt gewissermaßen zwei Städte gegenüber, die unterschiedlicher nicht sein können. Auf der einen Seite gibt es das attraktive und dynamische Berlin, das junge Leute aus aller Welt anzieht, das als Clubhauptstadt gehandelt wird und als Vorzeigemodell für Multikulturalität, Vielfalt und Toleranz steht. Auf der anderen Seite findet man das Berlin der Hoffnungslosen, die sich darin eingerichtet zu haben scheinen, an der gesellschaftlichen Entwicklung marginal und subventioniert teilzuhaben und die das Innovationspotenzial vermissen lassen, dessen die wirtschaftlich nach wie vor prekäre Stadt dringend bedarf. Die Herausforderung für Berlin liegt darin, die beiden Bilder so übereinander zu legen, dass sie ein gemeinsames ergeben. Das wird nicht mit Ignoranz möglich sein, und schon gar nicht mit Häme und Herabsetzung, wie sie der frühere Berliner Senator Thilo Sarrazin ² zur Meisterschaft entwickelt hat. Die ganze Stadt wird sich anstrengen müssen, die Zugewanderten wie die hier Geborenen, die hier Geborenen mit deutschen Wurzeln (im neuen Jargon: Bio-Deutsche) und die mit ausländischer Herkunft. Die möglichen Stationen einer positiven Entwicklung

2 Thilo Sarrazin, 2002-2009 Senator für Finanzen in Berlin, wurde vor allem durch sein Buch „Deutschland schafft sich ab“ (erschienen 2010) bekannt.

sind hinlänglich bekannt: Bildung, Arbeit, Akzeptanz. Die Schwierigkeiten liegen in der Umsetzung. Jeder, der sich mit Integration beschäftigt, weiß, dass die Bildung der Schlüssel zu Erfolg oder Misserfolg ist. Der Besuch von Kindertagesstätten ist in Berlin kostenlos, aber Kitaplätze sind knapp und das Angebot wird dem armen Berlin von den reichen Bundesländern, die nun den Länderfinanzausgleich aufbohren wollen, geneidet. Die Segregation hat in vielen Bezirken bereits stattgefunden, es gibt in Neukölln und auch in Kreuzberg Schulen, an denen so gut wie kein Deutscher ohne Migrationshintergrund mehr unterrichtet wird. Die Arbeitslosenzahlen in Berlin liegen nach wie vor – und wohl auch weiterhin – deutlich über dem Bundesdurchschnitt, und wo es keine Jobs gibt, da findet auch keine Integration über gemeinsame Arbeit statt. Auch das ist ein wesentlicher Unterschied zu den früheren Einwanderungswellen nach Berlin.

Ein aktuelles Beispiel sind die in den letzten Jahren in großer Zahl in die Stadt kommenden Roma aus Rumänien und Bulgarien. Ihre Lebensbedingungen in den Herkunftsländern sind schlecht und ihre Diskriminierung dort ist allgegenwärtig. Als EU-Bürger können sie einreisen und sich auch hier ansiedeln, zumindest wenn sie sich formal selbstständig machen. Diese Menschen kommen, um zu bleiben. Die Schulen sind überfordert damit, plötzlich quasi eine ganze Romaklasse zu haben, bestehend aus Kindern, die kein Deutsch können und an ein solches Schulsystem nicht gewohnt sind. Die Verwaltung sieht das Problem und schiebt es vor sich her. Der Bezirk richtet sich an den Senat, der verweist auf die Zuständigkeit der Bezirke, es gibt weder Geld für neue Stellen noch Mechanismen, solche schnell zu besetzen – und die Uhr tickt. Es besteht die Gefahr, dass eine neue Gruppe ausländischer Einwanderer fest am Rande der Gesellschaft etabliert wird, von dem sie dann schwer los kommt.

Eine sozialverträgliche Lösung, von der alle profitieren, wird Berlin allein aus eigener Kraft nicht bewerkstelligen können, dazu ist die Stadt zu klamm. Nur wenn die Bundesrepublik Deutschland erkennt, dass es hier nicht um lokale Berliner Probleme geht, sondern um gesellschaftliche Herausforderungen, die in Berlin in besonderer Weise hervortreten, wenn die deutsche Gesellschaft sich insgesamt verantwortlich für ihre Zukunft fühlt, kann es gelingen, langfristig auch diese Einwanderung zum Erfolg zu machen. Davon wird aber auch der Erfolg der alternden Gesellschaft insgesamt abhängen. Wieder einmal ist Berlin das Labor Deutschlands.

Sarajevo – Stadt der zwei Gesichter

Ivan Korić, geb. 1985 in Sarajevo, ist European Studies Master-Absolvent in London. Sein Vater Davor Korić, geb. 1951 in Sarajevo, war Schauspieler und Dramaturg und ist Redakteur beim Funkhaus Europa WDR in Köln. – Der erste Abschnitt „Der geschichtliche Hintergrund der Migrationen in Sarajevo“ wurde von Ivan Korić verfasst, der zweite Abschnitt „Sarajevo – die Stadt, die aus der eigenen Asche geboren wird“, stammt von Davor Korić und ist bewusst sehr persönlich formuliert.

In Sarajevo bündelt sich wie in nur wenigen anderen Städten die Tragik der europäischen Geschichte des 20. Jahrhunderts. Zwei Menschen aus Sarajevo, Vater und Sohn, beschreiben die „Stadt der zwei Gesichter“ in einem Überblick zur historischen Entwicklung und in einem Erlebnisbericht über die jüngste Vergangenheit.

Der geschichtliche Hintergrund der Migrationen in Sarajevo

Durch den blutigen Zerfall des ehemaligen Jugoslawien assoziieren heutzutage viele Menschen Sarajevo und überhaupt Bosnien und Herzegowina noch immer mit Vertreibungen, Krieg und Zerstörung. Dabei sind sich viele der einzigartigen kulturellen und geschichtlichen Vergangenheit der Stadt und des Landes oft nicht bewusst. Der jugoslawische Nobelpreisträger Ivo Andrić bezeichnete Sarajevo, wo er einige Zeit selber lebte, als Stadt der zwei Gesichter: „Eines ist dunkel und streng, das andere hell und anmutig.“

Tatsächlich ist Bosnien und Herzegowina ein einzigartiges europäisches Land mit einer besonderen politischen und multikulturellen Geschichte. Zum großen Teil ist diese Geschichte wie die des Balkans überhaupt eine Geschichte von verschiedenen Migrationen, die im Laufe der Jahrhunderte die ethnische Struktur der gesamten Region immer wieder verändert haben. Schon in der Antike war das Gebiet des heutigen Bosnien und Herzegowina von verschiedenen Völkern besiedelt; im

Laufe der Zeit haben sich dort die großen Religionen und Mächte Europas überlagert und überschritten. Das Römische Reich, das Karolingerreich, das Osmanische Reich und Österreich-Ungarn hinterließen alle ihre Spuren.

Der Untergang der antiken Zivilisationen und die Einwanderung slawischer Völker im 7. Jahrhundert stellten eines der wichtigsten Ereignisse der frühmittelalterlichen Geschichte des Landes dar. Die illyrischen Ureinwohner konnten sich anfangs noch behaupten, vermischten sich aber nach und nach mit den Slawen.

Vor allem die geographische Lage des Landes ermöglichte das Eindringen vielfältiger kultureller und ethnischer Strömungen, da die Region eine natürliche Brücke zwischen Mitteleuropa und dem Mittelmeerraum sowie dem Orient und Westeuropa bildet.

Entsprechend wurde Bosnien und Herzegowina häufig auch als Mikrokosmos des Balkans oder als „Klein-Jugoslawien“ bezeichnet. Sarajevo, die Hauptstadt des Landes, steht symbolisch für das kulturelle Zusammentreffen verschiedener Kulturen und Religionen in Bosnien und Herzegowina, die alle ihre Spuren in der Stadt hinterlassen haben.

Wie das gesamte Land Bosnien und Herzegowina ist Sarajevo ein Ort der Begegnungen. Der bosnische Schriftsteller Ivan Lovrenović schrieb über Sarajevo als den Ort, an dem sich der Osten mit dem Westen berührt und vermischt und wo sich Menschen unterschiedlicher Kulturen begegnen und kennen lernen.

Die Geschichte der Stadt beginnt mit der Ankunft der Osmanen, die sie 1461 gründeten. Der erste osmanische Herrscher von Bosnien und Herzegowina Isa-Beg Isaković hat mehrere Dörfer zu einer Stadt vereinigt und zum Zentrum des Landes gemacht. Er ließ wichtige Objekte bauen, so die erste Moschee der Stadt, einen überdachten Markt, ein öffentliches Bad, eine Herberge, eine Bibliothek und natürlich die Herrscherresidenz (Saraj), die der Stadt ihren Namen verlieh. Die Herrschaft und das Vorrücken der Osmanen nach Westeuropa ist die Zeit des Erblühens von Sarajevo, das schnell zu einem der wichtigsten Handelsorte des gesamten Balkans heranwuchs. Während des 16. und 17. Jahrhunderts war es schließlich die größte und wichtigste Stadt des Osmanischen Reichs auf dem Balkan. Damals verfügte Sarajevo über mehr als 100 Moscheen und Schulen, zahlreiche katholische und orthodoxe Kir-

Sarajevo ist ein Ort, an dem sich der Osten mit dem Westen berührt und vermischt, was Begegnungen zwischen Menschen unterschiedlicher Kulturen möglich werden lässt.

chen, eine Synagoge und viele große Märkte und Bäder. Manche dieser Bauten, die bis zum heutigen Tag erhalten geblieben sind, zeugen von der Entwicklung und Größe des damaligen Sarajevo. Fremde Reisende und Kaufleute beschrieben Sarajevo als vielbevölkerten, reichen und schönen Ort mit einer wichtigen Vermittlerfunktion im Handel zwischen Ost und West.

Zu dieser Zeit siedelten sich auch viele sephardische Juden in Sarajevo an, die während der „Reconquista“ aus Spanien vertrieben worden waren. Die osmanische Verwaltung hatte ihnen religiöse und bürgerliche Freiheiten zugesprochen, und so wurde im Jahre 1550 die erste jüdische Gemeinde in Sarajevo gegründet. Während des 19. Jahrhunderts zogen mit Beginn der österreich-ungarischen Herrschaft außerdem viele aschkenasische Juden aus dem Osten Europas zu. Vor dem Zweiten Weltkrieg lebten rund 14.000 Juden in Sarajevo und nahmen auch hohe Positionen in der Verwaltung des Landes ein. 1902 wurde die heute noch erhaltene Synagoge erbaut. Somit stehen in Sarajevo neben zahlreichen Moscheen auch katholische und orthodoxe Kirchen und die Synagoge nahe beieinander, und die Stadt bekam die Bezeichnung „Klein-Jerusalem“.

Das Schicksal Sarajevos als Stadt zwischen den Welten und als Schmelztiegel der Zivilisationen hat im Sinne von Ivo Andrić helle und dunkle Seiten. Als das Osmanische Reich bei seinem Vorrücken nach Westen 1683 an seine Grenzen stieß, folgte der Feldzug des berühmten österreichischen Feldherrn Prinz Eugen von Savoyen. Ihm gelang es, das osmanische Heer zurückzuschlagen; im Jahre 1697 nahm er Sarajevo ein. In seinem Tagebuch notierte Prinz Eugen, dass Sarajevo völlig niedergebrannt wurde; so endete die Blütezeit der Stadt.

Im Jahre 1878, nach dem Berliner Kongress, wurde nach über 400-jähriger Herrschaft das Osmanische Reich durch die österreich-ungarische Herrschaft abgelöst. Ivan Lovrenović bezeichnet diesen Übergang als epochales Ereignis für Bosnien und Herzegowina, das einen zivilisatorischen Wechsel bedeutete: „So wie am Ende des 15. Jahrhunderts durch die Eroberung des Osmanischen Reiches das Land aus dem europäischen Kontext herausgezogen und in die orientalisch-islamische Zivilisation eingeführt wurde, so wurde es nach kurzer Blütezeit wieder aus dieser Zivilisation herausgezogen und in die österreich-ungarische, mitteleuropäische Zivilisation eingeführt.“ Nun zogen Menschen aus anderen Teilen der Monarchie nach Bosnien und Herzegowina und nach Sarajevo, unter anderem Ungarn, Tschechen, Österreicher, Ita-

liener und vor allem Slowenen. Der Hauptgrund dafür war der Bedarf an Fachkräften in verschiedenen Bereichen; so kamen Ingenieure, Architekten, Ärzte, Pharmazeuten, Bergarbeiter und Händler nach Sarajevo. Die Habsburgermonarchie drückte einem Teil der Stadt ihren Stempel auf, indem sie die Stadt im Geiste der Moderne ordnete, „zivilisierte“ und durch zahlreiche Neubauten modernisierte. Sie fand jedoch ein schnelles Ende mit dem verhängnisvollen Attentat auf den österreich-ungarischen Thronfolger Franz Ferdinand.

Sarajevo – die Stadt, die aus der eigenen Asche geboren wird

Die turbulente und dramatische Geschichte Sarajevos markierten am Anfang und Ende des 20. Jahrhunderts die Schüsse aus der Pistole des revolutionären Studenten Gavrilo Princip, durch die er den Thronfolger Franz Ferdinand und seine Gattin Sophie am 28. Juni 1914 tötete, sowie die Schüsse von den umliegenden Bergen, auf denen die Einheiten der ehemaligen Jugoslawischen Nationalarmee und serbische paramilitärische Einheiten Stellung bezogen hatten, um die Stadt zu bombardieren und zu terrorisieren. Wegen dieses zweiten historischen Ereignisses suchten meine Frau und meine Kinder Zuflucht in Deutschland, wohin auch ich nach eineinhalb Jahren, die ich im belagerten Sarajevo verbracht habe, gekommen bin. Von dem ersten historischen Ereignis, über das so viel geschrieben worden ist, da es kurz danach zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs kam, habe ich vor allem von meinem Großvater Ivan Kranjčević erfahren – einem Mitglied der fortschrittlichen nationalen Jugend, der Bewegung „Mlada Bosna“; als einer der am Attentat Beteiligten war er zu zehn Jahren Zuchthaus verurteilt worden. Dieser Bewegung gehörte in seiner Jugend auch der wichtigste und bekannteste Schriftsteller der jugoslawischen Völker Ivo Andrić an.

Nach den lebendigen Erzählungen meines Großvaters strebte die bosnische und herzegowinische Jugend nach Befreiung vom Adel, der katholischen Priesterschaft und den Habsburgern in dem Bewusstsein, dass es keine Freiheit ohne Opfer geben könnte. Mein Großvater erzählte mir, dass die Jugend in ihrer Begeisterung und dem Bestreben, der Tyrannei ein Ende zu setzen und den slawischen Völkern die Freiheit zu ermöglichen, revolutionär wurde und immer heftiger demonstrierte. Auf die repressiven Methoden der Regierung der Monarchie und ihre Gewalt antwortete die Jugend in gleicher Weise. Nach den Aufzeichnungen meines Großvaters stammte die Jugend, die damals in Sarajevo stu-

dierte, aus verschiedenen Gebieten Bosniens und Herzegowinas; die Idee von der Vereinigung aller Südslawen und der Befreiung vom österreichischen Joch war jedoch allgegenwärtig. Nach vier Jahren Haft in Terezin/Theresienstadt (Böhmen) erlebte mein Großvater, dass er als ein freier Mensch im gemeinsamen Staat der Serben, Kroaten und Slowenen, dem ersten Jugoslawien, leben und arbeiten konnte. Mir blieb er als strenger, gerechter Mensch in Erinnerung, der der Idee von Brüderlichkeit und Einheit sehr treu war und heftig auf jede Form von nationaler Intoleranz und Chauvinismus reagierte.

Im Sarajevo der fünfziger Jahre wurde nie darauf geachtet, ob jemand diesem oder jenem Volk, dieser oder jener Religion angehörte.

Als ich die Grundschule und später das Gymnasium in Sarajevo besuchte, wurde der Geist des Zusammenlebens, der Brüderlichkeit und der Ein-

heit, der Toleranz und der Akzeptanz der anderen zu einer Wirklichkeit und nicht länger nur das Ideal, für das die jungen Menschen aus der Generation meines Großvaters ihr Leben zu opfern bereit gewesen waren. Der Sieg der jugoslawischen Volksbefreiungsarmee im Zweiten Weltkrieg festigte die „Brüderlichkeit und Einheit“ der Völker in Bosnien und Herzegowina. In Sarajevo erwuchs daraus oft ehrliche Freundschaft zwischen jungen Menschen, verbunden durch jugenhafte Wünsche und Versuchungen des Lebens. In meiner Generation, den in den fünfziger Jahren Geborenen, wurde nie darauf geachtet, ob jemand diesem oder jenem Volk, dieser oder jener Religion angehörte. Šefik und Mirsad, Darko und Dinko, Silvio und Žarko – in den Schulbänken waren alle gleich; der Hauptmaßstab war, wer der bessere Schüler, treuere Freund, erfolgreichere Sportler und kreativere Künstler war. Der einzige Unterschied war, ob jemand in unserer Stadt geboren oder von woanders zugezogen war. Nach der Befreiung Sarajevos am 6. April 1945 ließen sich wie nach dem Ende eines jeden Krieges viele Menschen vom Land in der Stadt nieder, getragen vom Wunsch nach einem besseren Leben und gelockt von dem damaligen kommunistischen Regime, das auf die Industrieentwicklung in den größeren Zentren Wert legte.

Der Prozess der Emanzipation dieser Ankömmlinge verlief nicht schmerzfrei, sodass es immer eine gewisse Ablehnung der städtischen Bevölkerung gegenüber denen gab, die sich schwerer damit taten, die Gewohnheiten des urbanen Milieus anzunehmen. Für diejenigen, die die Gepflogenheiten des städtischen Lebens nicht akzeptieren wollten, benutzten die alteingesessenen Sarajevoer die abwertende Bezeichnung

„papak“ („Weichei“). Wir als Kinder der Stadt waren besonders neugierig, wenn ein neuer Schüler in unsere Gegend kam. So war es auch, als in die letzte Klasse der Grundschule, die ich besuchte, ein Junge namens Miroslav Ateljević (ein typisch serbischer Name) kam, der als Sohn eines Militärs von Stadt zur Stadt zog, je nachdem, wohin sein Vater versetzt wurde. Und während wir Jungen ihn mit Argwohn und die Mädchen ihn aufgrund seiner Statur und seines hübschen Aussehens mit Neugier beäugten, eroberte er schnell mit seiner Art und Unkompliziertheit unsere Herzen und wurde in unserer Klasse sehr beliebt. Alle wollten mit ihm reden, verkehren und spielen und luden ihn ein, sie in der Freizeit zu besuchen. Keinem war dabei sein Name, seine Volkszugehörigkeit oder Religion wichtig. Wer weiß, wohin der Weg Miroslav weiter geführt hat, als sein Vater nach einem Jahr die Versetzung bekam, aber ich glaube, dass Sarajevo in seinem Herzen eine schöne Erinnerung geblieben ist, weil er dort dazugehören konnte.

Obwohl Belgrad als Hauptstadt und Zagreb als zweitgrößtes urbanes Zentrum in Jugoslawien auf jeden jungen Menschen, der eine Karriere anstrebte, große Anziehungskraft ausübten, erfuhr auch Sarajevo als drittgrößte Stadt in den siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts eine Entwicklung in allen Lebensbereichen. Junge Menschen, vorwiegend Studenten, Sportler und Künstler, suchten ihre Chance in den Großstädten, und so kamen Jugendliche aus allen Gebieten Bosniens und Herzegowinas sowie aus anderen Städten Jugoslawiens nach Sarajevo und entwickelten hier ihre kreativen Potenziale. Da ich in der Stadtmitte aufgewachsen bin – in jenem magischen Viereck, das die katholische Kathedrale, die orthodoxe Kirche, die Synagoge und die Moschee bilden –, hatte ich bereits als Gymnasiast die Möglichkeit, viele Formen der dynamischen Stadtentwicklung zu betrachten. Meine Nachbarin Jelena wurde häufiger von einem der bekanntesten Chansoniers, Dragan Stojnić, der später nach Belgrad übersiedelte, besucht; ab und zu kickte beim Vorbeigehen der Fußballer Zijad Arslanagić mit unserem Ball, mit dem wir als Kinder im Hof unseres Wohnhauses spielten. In jenen Jahren gewannen die Fußballteams „Sarajevo“ und „Željezničar“ die jugoslawische Meisterschaft, das Basketballteam „Bosna“ wurde Europameister, und die legendäre Band „Indexi“ schuf ihre Musik, die im Trend der populären „Beatles“ lag.

Es war eine Zeit der schnellen Entwicklung und des Fortschritts, so dass zahlreiche Künstler im Sarajevoer Volkstheater ihre Anstellung fanden und die avantgardistischsten Gruppen aus Europa und der Welt

beim „Festival der kleinen und experimentellen Szenen – MES“ zu Gast waren. Die Entfaltung der Medien, vor allem des Fernsehens und des Films, trug zu dieser dynamischen Stadtentwicklung bei; den Höhepunkt stellte die Organisation und Austragung der XIV. Olympischen Winterspiele dar, die im Orwellschen Jahr 1984 Sarajevo in eine sportliche und kulturelle Metropole von Weltrang verwandelten. Gleichwohl wusste Sarajevo auch seine dunkle Seite zu zeigen, etwa im Fall des Verbots der Komödie „Djelidba“ (Teilung), die der Revolutionsdichter Skender Kulenović aus Krajina schrieb, der nach dem Krieg das Volkstheater leitete. In der Komödie, in der Kulenović mit der Metapher von der Aufteilung der Kriegsreparation in einem abgeschiedenen Dorf auf die Gefahr der nationalen Aufteilung in Serben, Kroaten und Muslime hinwies, erkannten die damaligen kommunistischen Anführer nicht das wahre Problem, kehrten es unter den Teppich und verboten die Aufführung des Theaterstücks. Als ich im Jahr 1991, zu einer Zeit, als die herrschende kommunistische Partei in vielen Ländern des Ostblocks ihre Glaubwürdigkeit und Macht verloren hatte, diese Komödie des schwarzen Humors inszenierte, versuchte ich, den Schriftsteller und sein Werk zu rehabilitieren. Ich wollte auch auf die Tatsache hinweisen, dass das Problem, vor dem er bereits 1948 gewarnt hatte, wie ein aus der Flasche gelassener Geist gewachsen war, der uns ein Jahr später in den von nationalistischer Hysterie angeheizten Strudel des irrsinnigen brudermörderischen Krieges hineinzog.

Der blutige Zerfall Jugoslawiens, inspiriert von der mittelalterlichen Idee der ethnischen Säuberung, traf Bosnien und Herzegowina mit voller Wucht. Die Hauptstadt Sarajevo geriet am 6. April 1992 (an diesem Datum ist im Jahr 1945 die Stadt von der Nazi-Okkupation befreit worden) in eine vierjährige Blockade und wurde zum Ziel der Zerstörung jeglicher Form des multiethnischen Lebens. Während der Belagerung waren die Lebensbedingungen fast unerträglich, sodass viele Bewohner vorübergehend oder für immer Sarajevo verließen. Europa wurde in diesen Tagen von dem größten Flüchtlingsstrom seit 1950 heimgesucht; Sarajevo hatten über 250.000 Bewohner verlassen, von denen die meisten nie wieder zurückgekehrt sind. Aus Angst vor Granatenbeschuss und Heckenschützen verließen zu Beginn der Belagerung Bewohner aller Nationalitäten die Stadt. Flüchtlingsströme flossen, aufgeteilt nach „nationalem Schlüssel“, ins benachbarte Serbien und Kroatien; andere gingen ins europäische Ausland oder nach Übersee, wo sie vorübergehend oder dauerhaft Zuflucht gefunden haben. Der Ring, der am 6. April 1992

um Sarajevo geschlossen wurde, zerbrach erst 1995 unter dem Druck der Verhandlungen in Dayton.¹ Viele Serben siedelten 1996 auf das Territorium Ost-Sarajevos über, jene Teile von Vorkriegs-Sarajevo, die nach dem Daytoner Friedensvertrag der Republika Srpska zugeteilt wurden und jetzt den Namen „Serbisch-Sarajevo“ trugen.

Die ethnische Struktur Sarajevos hat sich nach dem Kriegsausbruch grundlegend verändert, ist aber bis heute noch immer Gegenstand gegenseitiger serbisch-bosniakischer Beschuldigungen und wird für tagespolitische Zwecke ausgenutzt; willkürliche Daten werden genannt und die Umstände, die zu diesem neuen ethnischen Stadtbild geführt haben, werden ignoriert. Während die Bevölkerung aus dem engeren Stadtkern, vorwiegend gebildete und hochqualifizierte Menschen und häufig Angehörige von nationalen Mischehen, die Stadt verlassen haben, flohen Kolonnen von gewaltsam Vertriebenen aus kleinen ländlichen, vorwiegend muslimischen Gegenden, nach Sarajevo. Nach der Volkszählung, die im Jahr 1991 durchgeführt wurde, lebten vor dem Krieg in Sarajevo etwas mehr eine halbe Million Bewohner, von denen sich 250.000, also fast 50 Prozent, als Muslime bezeichneten. Serben gab es ca. 30 Prozent, Kroaten nahezu 7 Prozent; diejenigen, die sich als Jugoslawen bezeichneten, umfassten mehr als 10 Prozent und die anderen fast 4 Prozent. Die Angaben mehrerer Nichtregierungsorganisationen über die Zahl derer, die Sarajevo verlassen haben oder nach Sarajevo zugezogen waren, sind unzuverlässig, und Bosnien und Herzegowina ist wegen der Teilung in zwei Entitäten und der Tatsache, dass die Regierung weiterhin von Nationalparteien gebildet wird, einer der wenigen europäischen Staaten, die keine neue Volkszählung durchführen.

Gefangen im Korsett des Abkommens von Dayton, das zwar den Krieg beendete, in Wahrheit jedoch die Folgen der ethnischen Säuberung anerkannt hat, befinden sich Bosnien und Herzegowina und damit auch Sarajevo heute in einer absurden Lage, in der die internationale Gemeinschaft keine Verantwortung für dieses Protektorat übernehmen will; die

Der Friedensvertrag von Dayton hat zwar den Krieg beendet, in Wahrheit jedoch die Folgen der ethnischen Säuberung anerkannt, sodass sich Bosnien und Herzegowina und damit auch Sarajevo in einer absurden Situation befinden.

¹ Vgl. zum Folgenden auch David Roth: Geschichte von Bosnien und Herzegowina: betont gegensätzlich oder betonte Gegensätze? In: OST-WEST. Europäische Perspektiven 12 (2011), H. 4, S. 242-249, besonders S. 248 f.

einheimischen Politiker treten ausschließlich als Vertreter der drei Ethnien auf und können und wollen sich über nichts einigen, was von gemeinsamem Interesse wäre. Während die internationale Gemeinschaft als Bedingung für die Annäherung an die euroatlantischen Prozesse neben Verfassungsänderungen mit dem Ziel der Gleichberechtigung aller Nationalitäten auch eine neue Volkszählung fordert, blocken die Vertreter der Nationalparteien, besonders die bosniakischen, diese Aktion ab. Als Ausrede führen sie auf, dass dadurch die ethnische Säuberung legalisiert würde und die Folgen des Krieges, des Tötens und der Vertreibung, besonders in der Republika Srpska, Bestätigung finden würden. Ihr wahres Ziel ist es, ihre jetzigen Positionen zu bewahren, da die Machtaufteilung und die Implementierung der Wahlergebnisse auf Basis der Volkszählung von 1991 stattfinden.

Obwohl viele Hilfs- und Nichtregierungsorganisationen in Bosnien und Herzegowina, die den Rückkehrprozess der Flüchtlinge unterstützen, aktiv sind, wurden in Sarajevo und Banja Luka gleichzeitig Migrationszentren geöffnet, die es zum Ziel haben, die regulären Migrationen in die Länder der Europäischen Union zu fördern. Wegen mangelnder Perspektive und Arbeitslosigkeit wird das Land vor allem von jungen und gebildeten Menschen auf der Suche nach einer besseren Zukunft verlassen. Ob der Rückkehrprozess weitergeht oder, was viel wahrscheinlicher ist, sich der Prozess des „brain drain“ fortsetzen wird, und, zuletzt, ob Sarajevo trotz allem seinen Geist der Toleranz und Multiethnizität aufrechterhalten wird, werden die kommenden Jahre zeigen. Gewiss ist nur das, was der Nobelpreisträger Ivo Andrić über diese Stadt geschrieben hat: „Egal um welche Tageszeit, egal von welcher Erhebung man einen Blick auf Sarajevo wirft, man denkt unbeabsichtigt das Gleiche. Es ist eine Stadt. Eine Stadt, die verfällt und stirbt und zugleich neu geboren wird und sich verwandelt.“

Deutsch von Berislav Župarić.

Migration und Binnenmigration im postsowjetischen Russland und ihre Folgen

Prof. Dr. Pavel Polian, Zeithistoriker, Migrationsforscher und Geograf, ist langjähriger wissenschaftlicher Mitarbeiter des Instituts für Geografie der Russischen Akademie der Wissenschaften und der Universität Stavropol; z. Zt. ist er Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Freiburg.

Auf dem Gebiet der ehemaligen Sowjetunion haben sich in den vergangenen einhundert Jahren in mehreren Wellen unterschiedliche Wanderungsbewegungen vollzogen, die zu einer starken Urbanisierung mit der Herausbildung großer Ballungsräume um Moskau und Leningrad/Sankt Petersburg führten. In den letzten zwanzig Jahren zeigen sich neue, zum Teil überraschende Migrationsströme.

I.

Der Zerfall der Sowjetunion, der zu Beginn des Jahres 1991 begann, und die Entstehung 15 unabhängiger Staaten auf ihren Trümmern und ihrem Gebiet zeitigten eine Vielzahl von Folgen geopolitischen und demografischen Charakters. Anstelle eines prinzipiell multiethnischen Staates mit einer Bevölkerung von rund 290 Millionen Menschen entstanden 15 neue Staaten von völlig unterschiedlichem demografischem Kaliber – von Russland mit seinen heute ungefähr 140 Millionen Einwohnern bis Estland mit einer Bevölkerung von kaum mehr als 1 Million Menschen. Zwischen diesen beiden Polen befinden sich die Ukraine (ca. 45 Millionen Menschen), Usbekistan (ca. 30 Millionen), Kasachstan (ca. 17 Millionen), Aserbaidschan und Weißrussland (jeweils ca. 9 Millionen). Alle übrigen Staaten zählen nicht einmal 7 Millionen Menschen. Für lange Zeit blieben die neu geschaffenen Bürger dieser 15 Staaten wie früher eng miteinander verknüpft, und zwar auf verwandtschaftlichem, historischem und ökonomischem Gebiet. Eigentlich hatten sie alle für lange Zeit (und haben auch weiterhin) so etwas wie eine doppelte Identität –

die alte gesamtsowjetische und die neue, postsowjetische, die ihrer neuen Staatsbürgerschaft entspricht.

Dadurch, dass die Grenzen zwischen den ehemaligen Unionsrepubliken internationalen Status bekamen, bildeten sich gleichzeitig unzählige neue Arten von Diaspora, wenn man zusätzlich die Nicht-Titularvölker der neuen Staaten (Tschetschenen, Tataren usw.) berücksichtigt. Dabei schuf jeder der neuen Staaten für seine Residenten wie auch für die Repräsentanten der „Titular-Diaspora“ allgemeine Statuten und sprach-

*Durch den Zerfall der Sowjetunion
bildeten sich neue Formen der Diaspora.*

liche Regelungen, die sich erheblich voneinander unterschieden. So wurde z. B. in den Staaten des Baltikums eine Überprüfung der Wohnbevölkerung

eingeführt mit dem Ziel, die Bürger, die die Sprache der Titularnation beherrschen und den anderen Kriterien entsprechen, von den so genannten „Nicht-Bürgern“ als Personen, die in ihren bürgerlichen Rechten erheblich benachteiligt sind, abzugrenzen. Die Russische Föderation (RF) erklärte sich in internationalen Angelegenheiten zur Rechtsnachfolgerin der UdSSR, ließ den Erwerb der russischen Staatsbürgerschaft de facto auf Antrag für alle ehemaligen Bürger der UdSSR bis zum Beginn der 2000er Jahre zu und verlängerte diese vereinfachte Ordnung anschließend bis zum 1. Juli 2010 für jene, die auf dem Gebiet der RF geboren wurden, unabhängig von ihrem Aufenthaltsort. Für die Mehrheit der Staaten untereinander gilt bis heute die Regel eines visafreien Grenzübertritts. So verwundert es nicht, dass noch lange Zeit nach dem Zerfall der UdSSR in Russland ganz offiziell die Begriffe „nahes Ausland“ für die Staaten des postsowjetischen Raumes und „fernes Ausland“ für alle übrigen gebräuchlich waren. Ebenso wenig erstaunen die unaufhörlichen Versuche, im postsowjetischen Raum oder in seinen Teilen die eine oder andere Form von Staatengemeinschaften zu errichten (so bilden Russland und Weißrussland nominell eine Union, die zu Wenigem verpflichtet, aber wesentliche Dinge erleichtert, z. B. in Fragen der Arbeitsaufnahme für die Bürger).

II.

Es ist ein glücklicher Umstand, dass die letzte Volkszählung der UdSSR in das Jahr 1989 fiel, d. h. auf einen Zeitpunkt, der hinreichend nah am Zerfall der UdSSR lag. Die hierbei gewonnenen Daten zur RSFSR (Russische Sozialistische Föderative Sowjetrepublik) wurden grund-

legend für alle folgenden Berechnungen und Vergleiche mit den Daten der Volkszählungen in Russland, die in den Jahren 2002 und 2010 durchgeführt wurden. Aufgrund einer Reihe von Ursachen waren die Daten dieser beiden Zählungen teilweise verfälscht und können für einige Regionen nicht als korrekt gelten.

Während des gesamten 20. Jahrhunderts bestand der Haupttrend der Binnenmigration in der Übersiedlung vom Dorf in die Stadt, mit anderen Worten, in der Urbanisierung der Bevölkerung. Die Migration „Dorf-Stadt“ vollzogen während der Sowjetzeit ca. 100 Millionen Menschen, was den natürlichen Zuwachs der Landbevölkerung um ein Viertel übertraf. Die Landbevölkerung des Russischen Reichs besaß ein gewaltiges Reproduktionspotenzial, aber – bis zu den kapitalistischen Reformen des zaristischen Premiers Stolypin, die zu Ende der 1900er Jahre die bäuerliche Migration in den Osten des Landes anschoßen – eine vergleichsweise geringe räumliche Mobilität. Die Landbevölkerung wuchs bis zum Revolutionsjahr 1917 beschleunigt an. Nicht einmal der Erste Weltkrieg stoppte dieses Wachstum, sondern verlangsamte es lediglich: Von 1914-1916 vermehrte sie sich um insgesamt 1,3 Millionen Menschen. Ihr Wachstum beendeten erst der Bürgerkrieg und der Hunger des Jahres 1921: In den Jahren 1917-1922 ging die Landbevölkerung um 0,9 Millionen Menschen zurück. Aber bereits 1922 erneuerte sich das Bevölkerungswachstum, und schon 1926 war die Vorkriegsanzahl um 2,1 Millionen Menschen übertroffen.

Zu Beginn der dreißiger Jahre beendeten die Kollektivierung und die dadurch verursachte Hungersnot das Wachstum der Landbevölkerung. In den ersten Fünfjahresplänen wurde sie buchstäblich in die Neubauviertel der zukünftigen Städte vertrieben. Aber gerade seit 1929 – dem Jahr, in dem die Kollektivierung begann – ereignete sich in der Dynamik der Landbevölkerung der UdSSR ein Umbruch, und sie begann ungeachtet ihres immer noch hohen natürlichen Zuwachses abzunehmen. Insgesamt verlor das ländliche Gebiet der UdSSR in der Periode zwischen den Volkszählungen von 1926 und 1939 migrationsbedingt rund 19 Millionen Menschen, fast den gesamten natürlichen Zuwachs.

Der Zweite Weltkrieg fügte dem sowjetischen Dorf einen schrecklichen demografischen Schlag zu, und das in zweifacher Hinsicht: Der Tod der Dorfbewohner während des Krieges verband sich nach dem Krieg mit einem Massenexodus in die wiederhergestellten Städte, dem auch die demobilisierten Armeangehörigen zuzurechnen sind. Die Landbevölkerung der UdSSR ging von 1939 bis 1959 um 25 Millionen

Menschen zurück, was den natürlichen Zuwachs um das Zweieinhalbfache überwog. Dieser demografische Verlust war nicht mehr auszugleichen.

Die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts verlief im Zeichen einer allseitigen ansteigenden Urbanisierung und einer Verbreitung von Formen städtischer Ansiedlungen, besonders in der Art städtischer Ballungsgebiete. Es entstand ein neuer Typus städtischer Massenansiedlungen: so genannte Siedlungen mit städtischem Charakter (quasi „Halbstädte“).

Seit 1961 lebte mehr als die Hälfte der sowjetischen Bevölkerung in Städten.

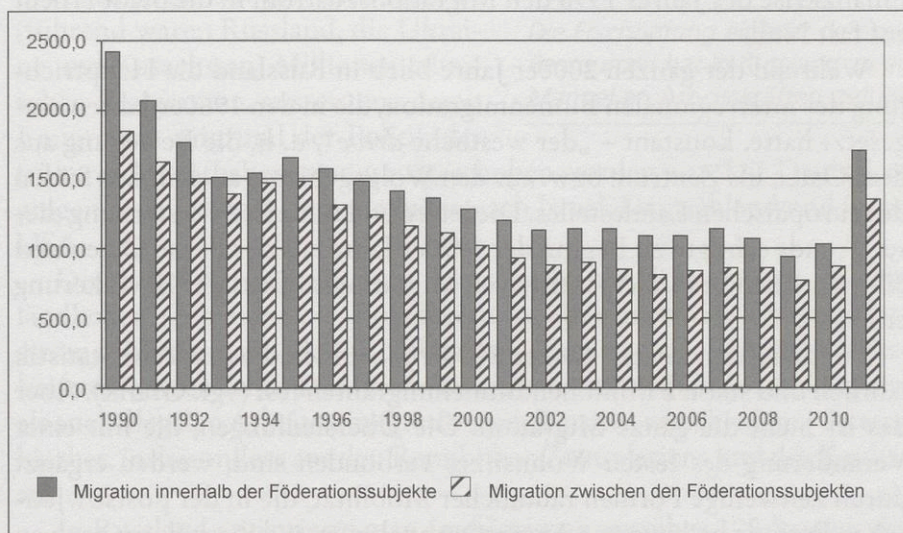
Im Jahre 1961 kam es dann in der UdSSR zum „urbanistischen Übergang“, d. h. der Anteil der städtischen Bewohner übersprang 50 Prozent der

Gesamtbevölkerung. Bis 1989 erreichte dieser Anteil einen Wert von 73 Prozent, danach erstarrte er praktisch und bewegte sich nicht mehr. 1959-1989 nahmen die Städte der UdSSR fast 40 Millionen Menschen vom Dorf auf, von denen rund 57 Prozent auf Russland entfielen. Die Zahl der Landbevölkerung war am Ende des 20. Jahrhunderts im Vergleich zu seinem Beginn um ein Drittel geringer geworden.

Eine außerordentliche Rolle bei der Urbanisierung sowohl in Russland als auch in der UdSSR in ihrer Gesamtheit kommt den zentralrussischen Gebieten zu: Die Landbevölkerung, gewöhnt an alte Traditionen saisonbedingter Migration in die Städte (des so genannten *othodniki*, „Weggangs“, d. h. der Saisonarbeit der Bauern in der Stadt), verließ diese Gebiete doppelt so häufig als andere Migranten. Moskau und Leningrad erweiterten ständig ihren Umfang zu Lasten ländlicher Territorien, gleichzeitig aber erweiterte sich auch die Zone, aus der heraus diese Städte (in erster Linie Moskau!) die Landbevölkerung „auspumpten“. Es ist nicht verwunderlich, dass sich bis zur Mitte des Jahrhunderts gerade diese Gebiete in demografischer Hinsicht spürbar leerten; dafür begannen in der zweiten Jahrhunderthälfte gerade auch sie, die Bevölkerung anderer Regionen der UdSSR an sich zu ziehen, wobei nicht mehr Moskau und Leningrad selbst (aber sie natürlich auch!) die größte Anziehungskraft für die Migranten hatten, sondern die jeweiligen Ballungsräume. In den Jahren von 1970 bis 1990 kam ungefähr die Hälfte der durch Migrationen umverteilten Bevölkerung hierher.

III.

Wenn man vom russischen Raum in der postsowjetischen Zeit spricht, muss man die in ihren Tendenzen verschiedenen „neunziger“ und „nuller“ Jahre unterscheiden. Die Transformationskrise nach dem Zerfall der UdSSR führte u. a. zur Verringerung des statistisch registrierten Umfangs innerstaatlicher Migration (vgl. nachstehende Grafik).



Die Binnenmigration in Russland (Zahlen in Tausend)¹

Im Jahre 1992 gab es erstmals seit den 1920er Jahren eine Änderung der Grundausrichtung bezüglich Siedlungsverteilung und Migration: Der Anteil der Landbevölkerung begann zu *wachsen*. Dazu leistete die so genannte „administrative Verländlichung“, der Massentransfer von der städtischen zur ländlichen Ansiedlung, einen wesentlichen Beitrag. Insgesamt wuchs in den 1990er Jahren die Bevölkerung der ländlichen Orte um 1,1 Millionen Menschen, verursacht durch die Rücksiedler aus den

¹ Zu den Daten vgl. Н. Мкртчян: Миграция как компонент динамики населения регионов России: оценка на основе данных переписи населения 2010 года / Известия РАН. Серия географическая, 2011. № 5, С. 28-41. (N. Mkrťjan: Die Migration als Komponente der Bevölkerungsdynamik in den Regionen Russlands. Eine Einschätzung auf Grundlage der Volkszählungsdaten von 2010. Izvestija RAN. Serifa geografičeskaja 2011, Nr. 5, S. 28-41).

ehemaligen Sowjetrepubliken; allerdings dauerte diese Umkehrung des Trends zur Verstädterung nicht lange. Die Welle derjenigen, die auf dem Dorf siedeln wollten, brach rasch in sich zusammen, und die Marktreformen eröffneten neue Verdienstmöglichkeiten in den Städten. Der gewohnte Zustrom in die Stadt war rasch wieder hergestellt und erreichte schon 1994 annähernd die frühere Bedeutung, nachdem sich auch der gewohnte Abfluss aus dem Dorf erneuert hatte. Übrigens senkte die Finanzkrise des Jahres 1998 den Migrationszustrom in die Stadt erneut auf fast Null.

Während der ganzen 2000er Jahre blieb in Russland die Hauptrichtung der interregionalen Binnenmigration, die in den 1960er Jahren eingesetzt hatte, konstant – „der westliche *drive*“, d. h. die Bewegung aus dem Osten ins Zentrum bzw. aus den Wolgagebieten auch in den Süden des europäischen Landesteiles. Die letzte und schärfste Verstärkung dieses Trends erfolgte zu Beginn der 1990er Jahre, als der Ferne Osten und Sibirien einen besonders intensiven Migrationsabfluss der Bevölkerung erlitten.²

Für den Zeitraum der ganzen 2000er Jahre hielt die russische Statistik jährlich und stabil 2 Millionen Binnenmigranten fest (vgl. Grafik). Aber das ist nicht die ganze Migration. Die Übersiedlungen, die mit einer Veränderung des festen Wohnsitzes verbunden sind, werden ergänzt durch zeitweilige Formen räumlicher Mobilität, die in der postsowjetischen Periode bedeutsame Ausmaße annahmen und ihrer Form nach an den „Weggang“ erinnerten, der für das zaristische Russland kennzeichnend war.

In den 2000er Jahren setzte sich die Wanderungsbewegung der Bevölkerung aus dem Osten in das Zentrum und in den Süden des europäischen Teils fort. Die Bevölkerung konzentrierte sich auf die zentralen (nach Moskau), nordwestlichen (nach Sankt Petersburg) und die südlichen Föderationsbezirke, während die übrigen Bezirke eine Abnahme der Migration verzeichneten.

2 Н. Мкртчян: „Западный дрейф“ внутрироссийской миграции / Отечественные записки. 2004. № 4, С. 94-104. (N. Mkrtčjan: Der „westliche drive“ der innerrussischen Migration. In: Otečestvennye zapiski Nr. 4, 2004, S. 94-104.)

IV.

Der Zerfall der UdSSR bedeutete auch einen radikalen Wechsel der *staatlichen Politik* auf dem Gebiete der äußeren Migration: Der „Eiserne Vorhang“ hob sich und die Politik handelte nicht mehr nur hart regulierend und kontrollierend. Das Resultat war, dass im Verlauf eines kurzen Zeitraumes zwischen den 1980er und 1990er Jahren aus vielen Ländern des ehemaligen sowjetischen Raumes (führend waren Russland, die Ukraine und Kasachstan) Millionen ethnischer Emigranten ausreisten, deren Emigration aufgrund der Politik der früheren Machthaber zwangsaufgeschoben worden war: Die Deutschen gingen nach Deutschland, die Juden nach Israel, Deutschland und in die USA.

Die Erschöpfung eigener demografischer Ressourcen hat in Russland zu einem Mangel an Arbeitskräften geführt.

Die Erschöpfung eigener demografischer Ressourcen in den ländlichen Gebieten, die Entvölkerung, aber auch die Emigrationsströme führten dazu, dass Russland ein gewaltiges Defizit an Arbeitskraftressourcen erlitt. Das führte zu einer massenhaften sowohl legalen als auch illegalen Arbeitsimmigration von Bürgern verschiedener Staaten hierher, insbesondere aus den Republiken Zentralasiens und des Kaukasus.

In Russland registrierte man Immigranten aus über 100 Staaten der Erde. Zu den Anführern im Migrationstausch mit Russland – das sind Kasachstan und die Ukraine – kamen in den 2000er Jahren die armen Länder mit einem Überangebot an Arbeitskräften: Kirgistan, Tadschikistan, Usbekistan. Im Jahre 2008 entfiel auf sie bereits die Hälfte des Gesamtvolumens der Arbeitsmigration. Zieht man die Dunkelziffer der Arbeitsmigration in Betracht, so mag der durchschnittliche Anteil ausländischer Arbeitskraft bei der Anzahl der heute in Russland Beschäftigten ca. 7 Prozent betragen, was ungefähr dem Anteil ausländischer Arbeitnehmer in Deutschland entspricht. Die Auswanderer aus Mittelasien arbeiten in Russland in der Regel an solchen Arbeitsplätzen und für solche Löhne, für die die örtliche Bevölkerung nicht arbeiten würde. Sie haben eine Reihe wenig prestigeträchtiger Nischen auf dem Arbeitsmarkt besetzt, vor allem im Bausektor und bei speziellen Dienstleistungen. Wo sie ihrer Beschäftigung „schwarz“ nachgehen, können mangelnde Lebensqualität und Rechtlosigkeit signifikant sein, die Bedingungen und Rechte lassen sich vielfach als die von Sklaven bezeich-

nen. Gleichzeitig denken auch die Russen selbst in den letzten Jahren immer öfter über eine Emigration nach. Entsprechende Forschungen des Levada-Zentrums zur Dynamik von Emigrationsabsichten kamen im Mai 2011 auf einen Anteil von ca. 22 Prozent.³

V.

Der postsowjetische Raum mit Russland als Kerngebiet hat in den letzten beiden Jahrzehnten eine sehr turbulente Phase erlebt. Die radikalen politisch-gesellschaftliche Veränderungen trafen mit einem zwar evolutionären, aber deswegen nicht weniger entscheidenden demografischen Richtungswechsel Anfang der 1990er Jahre zusammen. Unmittelbare Folge waren die folgenden großen Migrationsströme:

- Im Bereich der *internationalen Migrationen*: Auswanderung der ethnischen Kontingente (in erster Linie Deutsche und Juden) und Masseneinwanderung aus den neuen zentralasiatischen Staaten.
- Im Bereich der *inneren Umverteilung* der dort verbliebenen Bevölkerung fließen die Menschenströme unter folgenden Slogans: weg von Konfliktregionen – weg von nationalen und ethnisch homogenisierenden Regionen – weg von den entferntesten Regionen des Fernen Ostens und Fernen Nordens Russlands.

Die jüngste und nicht gerade von der Demokratie im westlichen Sinne geprägte gesellschaftliche Entwicklung der Putin-Ära lässt den unzufriedenen Teil der Bevölkerung (und das sind meistens die bestausgebildeten und kreativsten Personen) seine Lebensstrategien neu bedenken und die Auswanderung als möglichen Ausweg aus einer wenig hoffnungsvollen Lage erwägen. Dieser Prozess ist voll im Gange – russische Unternehmer, Wissenschaftler und Künstler verlassen bereits seit der Jelzin-Ära das Land. Mit sehr hoher Wahrscheinlichkeit lässt sich leider eine Beschleunigung und Verstärkung dieser Entwicklung prognostizieren.

Aus dem Russischen übersetzt von Friedemann Kluge.

3 Л. Гудков / Б. Дубин / Н. Зоркая: Отъезд из России как социальный диагноз и жизненная перспектива: причины, намерения, действия / Вестник общественного мнения. 2011. № 4, С. 45-80. (L. Gudkow/B. Dubin/N. Zorkaja: Der Wegzug von Russland als soziale Diagnose und Lebensperspektive: Ursachen, Absichten, Handlungen. In: Westnik obschtschestvennogo mnenija 2011, Nr. 4, S. 45-80.)

Zerrissene Familien – Migrationsfolgen in der Ukraine und Versuche zur Hilfe

Barbara Dreiling ist Volontärin in der Presse- und Öffentlichkeitsarbeit von Renovabis.

Wenn über Migration diskutiert wird, geht es meistens um die Situation der in Deutschland oder Westeuropa lebenden Zuwanderer aus dem östlichen Europa. Aus dem Blick gerät jedoch häufig das Schicksal ihrer Angehörigen in der Heimat. Durch die lange Abwesenheit der Erwachsenen leiden besonders die Kinder. Der folgende Beitrag erläutert das Problemfeld am Beispiel der Ukraine und zeigt auf, welche Hilfsmöglichkeiten besonders von kirchlicher Seite bestehen.

„Migration“ ist ein wissenschaftlicher Begriff. In Deutschland hört man eher „Pflegekräfte aus Osteuropa“ – das klingt distanziert, als wolle man nicht wahrhaben, dass diese Menschen in Deutschland arbeiten. In Deutschland scheint Migration immer noch als unnormal zu gelten. Wie sieht man in der Ukraine auf „Wanderungsbewegungen“?

Migration in der Ukraine: Geschichte und Gegenwart

Fachmann für die prekäre Situation seiner Landsleute ist Andrij Waszkowycz, der Direktor der Caritas der griechisch-katholischen Kirche in der Ukraine, der sich zum Thema „Migration“ vor einigen Wochen in einem Gespräch geäußert hat¹. Für ihn bilden „Migration“ oder – allgemeiner formuliert – „Wanderungsbewegungen“ einen ganz natürlichen Prozess im Rahmen der globalisierten Arbeitsmärkte. In der Ukraine ist Migration nichts Neues.

Das Land hat im Laufe der Geschichte mehrere große Auswanderungswellen erlebt. Die heutige Welle der ukrainischen Emigration ins Ausland ist die vierte. Vorangegangen sind drei Migrationswellen im 18.

¹ Die Autorin führte am 14. November 2012 ein längeres Gespräch mit Andrij Waszkowycz, aus dem viele Anstöße in den vorliegenden Text eingeflossen sind.

Jahrhundert (politische Gründe), an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert (wirtschaftliche Ursachen) und im Kontext des Zweiten Weltkriegs, nach dessen Ende viele verschleppte Zwangsarbeiter in Deutschland blieben und zahlreiche Ukrainer aus politischen Gründen ihre Heimat verließen.

Die vierte Migrationswelle, um deren Folgen es in diesem Beitrag geht, entstand mit dem Zerfall der Sowjetunion. Wie zu Beginn des 20. Jahrhunderts handelt es sich um eine Arbeitsmigration, bei der die Men-

Die Migration ist ein Phänomen, an dem man nicht vorbeikommt – man kann es regeln, aber nicht unterbinden.

schen ins Ausland gegangen sind, um ihre Familien in einer wirtschaftlich sehr kritischen Zeit versorgen zu können. Nach einer von der Caritas in Auftrag gegebenen Studie wird ihre

Zahl mit etwa 4-4,5 Millionen Menschen beziffert. Sie leben und arbeiten vor allem in Südeuropa, in Italien, Spanien, Portugal, Griechenland, weniger in Deutschland. Es ist, wie Andrij Waskowycz betont, ein Phänomen, an dem man nicht vorbeikommt – man kann es regeln, aber nicht unterbinden.

Gewinn für das Aufnahmeland – Verlust für das Heimatland

Aufnahmebereiche für die ukrainischen Arbeitsmigranten sind die (saisonale) Landwirtschaft und das Baugewerbe, vor allem für *männliche* Arbeitssuchende. Durch die Wirtschaftskrise und die Rezession der letzten Jahre ist zwar ein Rückgang zu beobachten, dennoch kann von einer Tendenz zur Rückkehr von Arbeitsmigranten in die Ukraine keine Rede sein. Anders gesagt: Die ukrainischen Arbeitsmigranten folgen den globalen Arbeitsmärkten, und wenn sie etwa in einem Land wie Portugal nicht mehr arbeiten können, dann ist die erste Option nicht die Rückkehr in die Ukraine, sondern die Arbeitssuche in einem anderen Land der Europäischen Union (EU).

Der größere Teil der ukrainischen Arbeitsmigration sind jedoch *Frauen*. Sie gelten als aktiver bei der Arbeitssuche und in Netzwerken, die es ihnen erleichtern, sich in der Migration zu orientieren. Außerdem ist der Bedarf an weiblichen Pflegekräften, etwa in Deutschland, sehr hoch. Neben der Altenpflege sind ukrainische Migrantinnen vor allem in der Kinderbetreuung und als Haushaltshilfen tätig.

Frauen und Männer arbeiten oft Monate und sogar Jahre von der Heimat und den Familien getrennt und kommen nur zu kurzen Aufent-

halten zurück. Besuche bei der Familie sind nicht nur teuer, sondern für viele birgt es auch ein großes Risiko, in die Heimat zurückzukehren. Denn ukrainische Arbeitsmigranten reisen mit einem legalen Visum z. B. für drei Monate in die Staaten der EU ein. Jedoch möchten sie auch nach Ablauf des Visums ihre Familien weiter mit ihrem Lohn unterstützen. Deshalb bleiben sie als illegale Arbeitskräfte in der EU. Dann ist für sie die Rückkehr in die Ukraine jedoch fast unmöglich, weil sie befürchten müssen, dass ihnen die Wiedereinreise in das Land, in dem sie Arbeit gefunden haben, verwehrt wird. Ihr illegaler Aufenthalt hat unter anderem folgende Konsequenzen:

- Als irreguläre Migranten haben sie keine Möglichkeit, sich im Krankheitsfall medizinisch versorgen zu lassen. Oft bricht in einem solchen Fall die Verbindung zur Familie ganz ab.
- Da sie lange Zeit von ihren Familien getrennt bleiben, kommt es zu einer Entfremdung, worunter besonders die Kinder leiden. Die Großeltern, Nachbarn oder Bekannte müssen sich um sie kümmern, viele müssen ganz alleine durchkommen.

Hier ist die Politik gefragt: Eine Legalisierung des Aufenthalts gäbe die Möglichkeit, viel öfter in die Heimat zurückzukehren und die Verbindung zur Familie aufrecht zu erhalten. Auch die Option eines Beitritts der Ukraine zur EU spielt hier eine große Rolle; damit wäre mittelfristig eine dauerhafte Einreise ohne Visum bzw. Legalisierung des Aufenthalts von Ukrainern in den Staaten der Union verbunden. Die aktuelle politische Entwicklung spricht aber eher nicht dafür, dass dies in den nächsten Jahren geschehen wird.

Konkrete Schicksale in der Westukraine

Renovabis führte in Zusammenarbeit mit mehreren Partnern im September 2010 in der Westukraine das Exposure- und Dialogprogramm „Migration und Entwicklung“ durch.² Gerhard Rott, Mitarbeiter des Refe-

2 Beteiligt waren: Renovabis, Exposure- und Dialogprogramme e. V. (EDP), die Migrationskommission der griechisch-katholischen Kirche in der Ukraine und die Caritas der Diözesen Samor-Drohobych und Ivano-Frankivsk. Das Programm wurde vom 17.-26. September 2010 durchgeführt. Die nachfolgenden Berichte sind enthalten in: Exposure- und Dialogprogramme e. V.: Einblicke, Nr. 6, Dezember 2010, S. 3 (Gerhard Rott) und S. 4 (Claudia Gawrich). Die Personennamen der betroffenen Familien wurden verändert.

rats Weltkirche der Diözese Eichstätt, war Teilnehmer des Programms und schildert einen Fall, der stellvertretend für viele steht:

Außen ist das Einfamilienhaus in der westukrainischen Stadt Kolomiya noch nicht fertig renoviert, innen fehlen Möbel. Bad und Küche sind fertig und in einem sehr westlichen Zustand. In dem Haus lebt der verheiratete griechisch-katholische Pfarrer Igor mit seinen vier Kindern im Alter von 16 bis 23 Jahren ... Beim Frühstück erzählt die Tochter, dass es in ihrer Klasse mehrere Kinder gibt, die in Familien aufwachsen, die durch die Migration eines Elternteils nach Westeuropa zerrissen sind.

Im Haus unserer Gastfamilie gibt es kein Foto der Mutter und Ehefrau, die seit acht Jahren in Italien als Altenpflegerin arbeitet. Auf unseren Wunsch hin werden ... Fotoalben geholt ... Mutter, so wird sie in den Erzählungen genannt, hat scheinbar keinen eigenen Namen. Wir müssen mehrfach nachfragen, um ihn zu erfahren. Man sagt uns, dass „Mutter“, eine Verkäuferin, illegal migrierte, um durch ihre Arbeit Geld für die Ausbildung der Kinder zu verdienen. Vor zwei Jahren wollte sie zurückkommen.

Doch sie blieb nur 14 Tage, dann ging sie – diesmal legal – wieder, um die Renovierung finanziell abzusichern. Der gute Lebensstandard ist nur durch die Überweisungen der Mutter möglich.

Außer dem Urlaub 2008 gab es eine weitere Begegnung mit „Mutter“, als vor ein paar Jahren einer der Söhne für vier Wochen in Italien war. Tagsüber wartete er auf „Mutter“, aß Pizza, schaute TV und wurde dick. Abends kam „Mutter“ vorbei. Eine Wiederholung gab es nicht. Aber es wird viel mit ihr telefoniert.

Durch die jahrelange Abwesenheit von Mutter oder Vater tritt eine starke Entfremdung ein.

Die starke Persönlichkeit von Pfarrer Igor ist der Faktor, warum die Familie die Trennung verkraftet und aus dem Geld, das die Mutter schickt, et-

was Vernünftiges macht und es nicht sinnlos konsumiert. Den Namen von „Mutter“ wollen Sie noch wissen: Halyna, vielleicht ist das nicht der wahre Name, schließlich will die Familie nicht riskieren, dass sie wegen der illegalen Einreise Ärger bekommt.

An diesem Beispiel wird die ganze Tragik der Migration deutlich: Die Familie braucht das Geld zur Sicherung des Lebensstandards und der Ausbildung der Kinder. Dafür fehlt den Kindern ein Elternteil auf Jahre hinaus und es tritt Entfremdung ein.

Einen anderen Fall beschreibt Claudia Gawrich, Bildungsreferentin von Renovabis, die ebenfalls am Exposure- und Dialogprogramm teilgenommen hat. In dieser Familie ist Maksym, der Vater, jeweils für sechs Monate abwesend:

Halyna (44) und ihr Mann Maksym (45) wohnen in Duba, einem Dorf bei Ivano-Frankivsk. Sie haben zwei Söhne und sieben Töchter ...

Maksym hat in den 1980er Jahren als Traktorfahrer gearbeitet und mit der Wende seine Arbeit verloren. Um seine Familie zu versorgen, geht er seit etwa fünfzehn Jahren im Winter nach Chabarovsk, einer Stadt im äußersten Osten Russlands ... Im Herbst erhält er einen Anruf ... und macht sich mit einigen Männern aus dem Dorf auf den Weg. Sie fahren per „Marshrutka“-Minibus nach Ivano-Frankivsk, von dort mit dem Zug nach Kiev, fliegen nach Moskau und über Novosibirsk oder Irkutsk nach Chabarovsk. Vor Ort besteht das Leben aus „Essen, Arbeiten und Schlafen“. Untergebracht sind sie in einem umgebauten Eisenbahnwagen. Sie fällen Bäume und transportieren sie aus dem Wald – eine schwere und nicht ungefährliche Arbeit.

Auf unsere Frage, wer die Arbeit vermittelt, antwortet Maksym: „Das interessiert mich nicht. Hauptsache, die Arbeit und das Geld stimmen.“ Bei den Vermittlern handelt es sich um Ukrainer, die Anfang der 1990er Jahre selber als Arbeitsmigranten in Chabarovsk waren. Maksym hat Vertrauen in dieses System, das seit etwa fünfzehn Jahren in einer für ihn verlässlichen und finanziell ergiebigen Weise funktioniert.

Maksym reist leagal nach Chabarovsk – er zeigt uns seine Arbeitserlaubnis, die jährlich verlängert wird. Ein Visum benötigt er nicht. Die Reisen nach Chabarovsk sichern der Familie ein Grundeinkommen ...

Mir gefällt die Atmosphäre in der Familie, sie ist offen und freundlich. Ich



Fünf der Kinder von Halyna und Maksym (Foto: Anton Stegmair)

habe den Eindruck, dass die Eltern und die Kinder grundsätzlich gute Beziehungen zueinander haben ... Die regelmäßige sechsmonatige Abwesenheit des Vaters scheint den Familienzusammenhalt nicht beeinträchtigt zu haben.

Dieses Beispiel zeigt, dass sich die Menschen in der ungewöhnlichen Situation eingerichtet haben und sozusagen das Beste daraus machen. Auch hier ist die finanzielle Notlage Ursache für die Arbeitsmigration eines Elternteils.

Hilfen für die Familien in der Ukraine durch die Caritas der griechisch-katholischen Kirche

Die Caritas der griechisch-katholischen in der Ukraine engagiert sich besonders in zwei Bereichen, um die Migrationsfolgen aufzufangen:

- Hauskrankenpflege, d. h. Betreuung der (u. a. durch Migration) alleinstehenden Menschen, besonders alter und kranker;
- Kinder- und Jugendhilfearbeit, die stark auf Kinder und Jugendliche ausgerichtet ist, deren Eltern im Ausland arbeiten.

Bei der Betreuung der Kinder kommen verschiedene Probleme zusammen. Die Kinder erhalten von den im Ausland lebenden Eltern oft ziemlich viel Geld, können damit, weil ihnen die Obhut fehlt, aber nicht umgehen. So besteht die Gefahr, dass sie Opfer von Drogendealern werden. Es fehlt ihnen dann nicht am Materiellen, sondern an einer Betreuung. Daher sind Projekte wichtig, die den Kindern in der Zeit nach der Schule Möglichkeiten einer sinnvollen Freizeitgestaltung bieten und sie damit von der Straße holen.

In der Arbeit mit Straßenkindern hat die Caritas langjährige Erfahrung³. Psychologische und pädagogische Kompetenzen sind wichtig, um die Abwesenheit der Eltern aufzufangen. Die Kinder haben ein Bedürfnis nach Wärme und nach Gesprächen, und die Caritas versucht, dort zu helfen. Sie bietet Räumlichkeiten, in denen sich die Kinder nach der Schule aufhalten können und bei den Hausaufgaben betreut werden. Dazu kommen verschiedene andere Angebote, wie Musizieren oder kleine handwerkliche Arbeiten. Dabei werden auch die Großeltern und andere Verwandte in die Arbeit einbezogen.

3 Vgl. Andrij Waskowycz: Armut in der Ukraine. In: OST-WEST. Europäische Perspektiven 7 (2006), H. 2, S. 102-107, besonders S. 104f.

Aufklärungs- und Lobbyarbeit durch die Migrationskommission der griechisch-katholischen Kirche der Ukraine

Wichtig ist neben der konkreten Hilfe für betroffene Familien, die die Caritas leistet, die Arbeit der kirchlichen Beratungsstellen für Migrationswillige und Rückkehrer. Die seit 2007 bestehende Migrationskommission der griechisch-katholischen Kirche der Ukraine hat drei solcher Zentren in Lviv, Kiev und Donezk eingerichtet, zwei weitere sind in Sokal und Ivano-Frankivsk geplant.

Renovabis hat die Einrichtung dieser Zentrale unterstützt und zusammen mit der Migrationskommission dazu beigetragen, innerhalb der Kirche das Bewusstsein für die Probleme von Migranten und ihren Familien zu schärfen.

In den kommenden Jahren sind u. a. folgende Maßnahmen vorgesehen bzw. bereits angelaufen:

- Weiterentwicklung von kirchlichen Strukturen und Ressourcen im Bereich der Migrantenarbeit in der Ukraine, insbesondere durch Schulungen und Fortbildungen von Priestern und Laien und den Aufbau eines Netzwerks zwischen den verschiedenen kirchlichen Akteuren auf lokaler Ebene;
- Erstellung eines Handbuchs für die Diözesen, das über praktische Möglichkeiten der Unterstützung von zurückgekehrten Arbeitsmigranten und ihren Familien vor Ort informieren soll;
- Verbesserung der direkten Informations- und Hilfsangebote für Migranten und ihre Familienangehörigen durch den Ausbau der bereits bestehenden Informations- und Kommunikationsplattform www.navihator.net.⁴

Damit sollen die Interessen und Bedürfnisse der Migranten und ihrer Familienangehörigen auch bei staatlichen Stellen innerhalb der Ukraine zur Geltung gebracht werden. Mittelfristig sollen auch Vorschläge für ein ukrainisches Migrationsgesetz vorbereitet werden, um rechtliche Grauzonen abzubauen und Verhandlungen mit der EU zur Verbesserung der Reisemöglichkeiten zu erleichtern.

Über die Migrationskommission der griechisch-katholischen Kirche sollen Vorschläge für ein ukrainisches Migrationsgesetz vorbereitet werden.

⁴ Diese Internetplattform in ukrainischer Sprache informiert über Rechtsfragen, über Kultur und Politik in der Ukraine, enthält psychologische, soziale und pastorale Hilfsangebote für Migranten und ermöglicht den Austausch untereinander (Blogs).

Ausblick

Die Migration und die damit verbundenen Folgen für die Menschen werden für die Ukraine und andere Staaten in Mittel-, Ost- und Südosteuropa noch lange ein Thema bleiben. Besonders wichtig wird es in den kommenden Jahren sein, das Problem der *illegalen Migration* zu lösen – damit muss sich auch die EU auseinandersetzen. Viele Probleme der Migranten hängen mit ihrem irregulären Status zusammen. Ziel muss es sein, diesen Menschen einen Aufenthalt als reguläre Migranten zu ermöglichen, damit sie Rechtssicherheit haben, arbeiten können und auch im Bedarfsfall medizinische Versorgung erhalten. Denn die Migration kann nicht unterbunden werden; selbst schärfere Einreisebestimmungen halten Arbeitssuchende aus der Ukraine nicht von der (illegalen) Einreise in die EU ab. Anstelle eines ordnungspolitischen Ansatzes sollte eine positive Regulierung der Migrationsströme treten, das heißt, dass mehr Möglichkeiten der legalen Einreise und weitere legale Arbeitsmöglichkeiten geschaffen werden müssten. Das entspricht auch der Arbeitsmarktsituation in Westeuropa.

Gerade in Deutschland ist der Bedarf an Arbeitskräften, besonders im Pflege- und Haushaltshilfebereich, sehr hoch. Viele Politiker verschließen jedoch die Augen davor, und auch in der öffentlichen Wahrnehmung ist das Thema noch nicht richtig präsent. Hier wird es notwendig sein, das Bewusstsein für die Bedürfnisse und Probleme der Migranten zu schärfen. In der Ukraine selbst gilt es, einerseits von politischer Seite den Migranten Hilfe anzubieten, andererseits die betroffenen Familien so weit wie möglich zu unterstützen. Die Kirche leistet dabei wesentliche Arbeit und kann ihre Erfahrungen in andere Bereiche einbringen.

Von der Utopie zur Realität. Positionen der Kirche zur Migration in Europa

Dr. Andreas Fisch leitet den Fachbereich „Wirtschaftsethik“ der Kommende Dortmund, dem Sozialinstitut des Erzbistums Paderborn.

Ein Recht nicht nur auf Aus-, sondern Einwanderung ist als Utopie im Einklang mit katholischen Leitbildern, jedoch in der Umsetzung in dieser konkreten Welt höchst anfechtbar, auch aus sozialetischen Gründen. Ausgehend von der Europäischen Union als empirischem Exempel, wie zumindest regional und durchaus voraussetzungsvoll Freizügigkeit gewährt werden kann, werden anhand des Einsatzes der Kirche für irreguläre Migranten in Europa Möglichkeiten ausgelotet, die Geltung der Menschenrechte auf Menschen jenseits von EU-Angehörigen auszuweiten und gerechte Gründe für die Einwanderung von Flüchtlingen, Familienangehörigen und benötigten Arbeitskräften in die öffentliche Diskussion zu tragen.

Das Recht auf Einwanderung als Utopie

Johannes XXIII. erkannte im Jahr 1963 durch seine Enzyklika *Pacem in terris* (PT) die Menschenrechte an und gab damit einen entscheidenden Impuls für das Zweite Vatikanische Konzil. Verglichen mit der *Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte* (1948, Art. 13.2) findet sich im Bereich der Migrationspolitik jedoch eine entscheidende Abweichung. Während die Menschenrechtserklärung von einem Menschenrecht auf Auswanderung schreibt, postuliert Papst Johannes XXIII. zusätzlich ein Recht auf Einwanderung: „Ja, es muss [dem Menschen] auch erlaubt sein, sofern gerechte Gründe dazu raten, in andere Staaten auszuwandern und dort seinen Wohnsitz aufzuschlagen“ (PT, Nr. 12)¹. Johannes

¹ Text in deutscher Sprache: http://www.vatican.va/holy_father/john_xxiii/encyclicals/documents/hf_j-xxiii_enc_11041963_pacem_ge.html Nr. 12 bzw. Nr. 25 in „Texte zur Katholischen Soziallehre“.

Paul II. und Benedikt XVI. greifen seine Formulierung auf, immer begleitet von Hinweisen auf das Recht der Staaten, Migrationsströme zu lenken, und der Verpflichtung von Staaten, die Würde des Menschen zu achten (z. B. in den Botschaften zum Welttag des Migranten 2001 und 2013). Zu verstehen ist diese Abweichung nur vor dem Welt- und Menschenbild der katholischen Kirche. Wichtiger als die Staatsbürgerschaft ist für die Kirche die Mitgliedschaft in der Menschheitsfamilie. Durch ihren gemeinsamen Ursprung, ihre gemeinsame Berufung und ihre glei-

Wichtiger als die Staatsbürgerschaft ist für die Kirche die Mitgliedschaft in der Menschheitsfamilie.

che Würde sind sie zu Gemeinschaft, Solidarität und Gleichberechtigung bei der Nutzung der Erdengüter aufgerufen. Insofern steckt in dieser päpstlichen Sozialverkündigung eine

Utopie, die eng mit dem Glauben an den Schöpfer dieser Einen Welt verbunden ist.

Gute Argumente für Staatsgrenzen in dieser Welt

Nun ist es nach der Katholischen Soziallehre Aufgabe der Christen vor Ort, die päpstlichen Orientierungen für ihr jeweiliges Land in den gegebenen Umständen zu konkretisieren. Bei der Prüfung des Rechts auf Einwanderung kommen Sozialethiker jedoch überwiegend zu einem ablehnenden Urteil. Erwägt man die praktischen Folgen, so liegen entscheidende Güter auf der anderen Waagschale. Ein allgemeines Recht auf Einwanderung würde de facto die Bedeutung von Staatsgrenzen auflösen und damit auch die in ihnen geschützten öffentlichen Güter gefährden; dazu gehören demokratische Partizipation, sozialstaatliche Leistungen, die Realisierung einer eigenen Rechts- und Gesellschaftsordnung und die Durchsetzung der Menschenrechte. Letztere werden nämlich erst dann rechtsfähig, wenn Staaten sie in diesem oder jenem Umfang als in ihren Grenzen für rechtsverbindlich anerkennen. Damit entstammt das für einen Sozialethiker triftigste Argument gegen ein Recht auf Einwanderung menschenrechtlichen Überlegungen: Das „Konzept einer moralischen Arbeitsteilung“ (R. E. Goodin) rechtfertigt eine nationalstaatliche, also partikulare Zuordnung von Verantwortungsbereichen im Rahmen globaler Solidarität, und zwar dann, wenn diese Zuordnung Menschenrechte *effektiver* verwirklicht als eine Welt frei von Staatsgrenzen. In diesem Konzept werden Spezialisierung und Arbeitsteilung, ein besserer Zugang zu Informationen und die faktische

Durchsetzungsfähigkeit in Macht- und Einflussphären berücksichtigt und auf das Ziel realisierter Menschenrechte hin gewichtet. Folgerichtig wenden sich diese Überlegungen gegen ein Recht auf Einwanderung genauso wie gegen eine bedingungslose Legalisierung von irregulär Einwandernden und sich irregulär aufhaltenden Personen, die bezeichnenderweise so noch nie durchgeführt wurde.

Während die päpstliche Sozialverkündigung als allgemeine Orientierung utopisch abstrahieren darf und ein Ziel am Horizont entwirft, bleibt die christliche Sozialethik verpflichtet, die konkreten Umstände für eine Umsetzung hier und jetzt zu berücksichtigen. Angesichts der gegenwärtigen weltweiten Unterschiede bei den Lebensverhältnissen muss ohne Übertreibung angenommen werden, ein Recht auf Einwanderung würde Staaten die Fähigkeit rauben, ihre Ordnung aufrecht zu erhalten, und dadurch die effektive Verwirklichung von Menschenrechten gefährden.

Europa als teilweise Verwirklichung dieser Utopie

Ist ein Recht auf Einwanderung angesichts der realen Gegebenheiten dieser Welt schlichtweg nicht praktikierbar? Wer auf diese Frage vielleicht sogar spöttisch mit „Ja“ antwortet und alle anderen Positionen als naiv herabsetzt, der übersieht Entwicklungen, die als regionale Verwirklichung einer solchen Utopie verstanden werden müssen. Ich denke an die wachsende Einheit Europas in der Europäischen Union (EU). Hier ist für die Mitgliedsstaaten der EU tatsächlich die trennende Wirkung von Grenzen durch eine allgemeine Freizügigkeit ersetzt worden. Die EU-Osterweiterungen auf 25 bzw. 27 Länder 2004 bzw. 2007 waren auch (versteckte) aufenthaltsrechtliche Legalisierungen für alle sich irregulär aufhaltenden Personen aus den aufgenommenen Ländern Mittel-, Ost- und Südosteuropas. Institutionell wurde ein Verbund von Ländern mit zahlreichen Angleichungen gefunden, der subsidiär souveräne Staaten erhält (und unterstützt) und der unterschiedliche Rechts- und Ordnungsvorstellungen nebeneinander aufrecht erhält. Mit der Freizügigkeit als Recht auf Einwanderung ist die päpstliche Utopie in diesem begrenzten Rahmen verwirklicht, und zwar ohne die oben genannten gravierenden Auswirkungen. Die historischen Vorbehalte zuerst gegenüber den Südländern und später gegenüber den osteuropäischen Ländern wurden spätestens dann überwunden, als Fakten belegten, dass der mit viel Dramatik vorhergesagte große Zustrom an Zuwan-

derung sich in Grenzen hält. Nach den Zahlen des *Bundesamts für Migration und Flüchtlinge* vom 1. November 2012 liegt der Saldo des Zuzugs nach Deutschland aus den osteuropäischen Ländern (nach Wegfall der Übergangsregelungen zum 1. Mai 2011) zwischen 6.000 und 12.000 Zuwandernden pro Monat; allerdings müssten die Folgen der politischen Entscheidung, die wirtschaftlich schwächeren Länder Bulgarien und Rumänien aufzunehmen, genauer untersucht werden. Die prophezeite kulturelle Überfremdung jedenfalls blieb schlichtweg aus; gegenwärtig richten sich ähnliche Vorbehalte eher gegen die Aufnahme der Türkei.

Selbstverständlich ist der Schritt zur Verwirklichung einer solchen Einheit nur bei wirtschaftlich und politisch relativ homogenen Staaten möglich gewesen. Die Einwände aus der sozialetischen Diskussion behalten ihre Bedeutung unverändert bei, betrachtet man die aktuelle Bewährungsprobe für die EU und den Euro, und erst recht, wenn man sie auf einen weltweiten Kontext ausspannt, der ja auch dem Horizont der Utopie von Johannes XXIII. entspricht. Eine schrittweise Realisierung dieser Utopie liegt folglich auch darin, unter anderem durch Entwicklungszusammenarbeit einen gerechten Welthandel und mit Maßnahmen gegen Diktaturen die Voraussetzungen für eine solche Angleichung zu schaffen. Eine weltweite Angleichung der Lebensverhältnisse würde zudem ein noch vornehmeres Recht verwirklichen, nämlich das Recht, nicht aufgrund von Zwängen aus seiner Heimat auswandern zu müssen, sondern in seiner angestammten Heimat leben zu können.

Die EU zeigt, dass eine schrittweise Umsetzung der Utopie eines Rechts auf Einwanderung möglich ist.

Die EU zeigt, dass eine schrittweise Umsetzung dieser Utopie möglich ist, aber gleichwohl Solidarität, Anpassungsleistungen und Verständigung über geteilte Werte als Voraussetzungen

gen braucht. Doch wie entwickeln sich gemeinsame Werte dieser Art in der heute gegebenen EU jenseits der bürokratischen und institutionellen Anpassungen?

Geteilte Werte im Experiment Europäische Union

Nüchtern und in Anlehnung an Ernst-Wolfgang Böckenförde muss man allen Versuchungen, eine substanzielle normative Verankerung zur Grundlage zu machen, als illiberal und inkompatibel mit der Vielfalt Europas kennzeichnen, vor allem, wenn diese kulturelle Einheit „von

oben“ verordnet werden soll. Im Einklang mit dem Philosophen Jürgen Habermas postuliert der Politikwissenschaftler Jan-Werner Müller daher einen Verfassungspatriotismus, der nicht auf eine geschriebene Verfassung, sondern auf universalistische liberal-demokratische Prinzipien rekurriert. Deren Lebendigkeit hängt allerdings von der gepflegten Verfassungskultur ab. Die EU bleibt als ein noch längst nicht abgeschlossenes transnationales Projekt darauf angewiesen, sich über gemeinsame Werte und deren Interpretationen stets neu zu verständigen, und zwar auf zivilisierte Weise und über weltanschauliche Grenzen hinweg. Dieses Verfahren sieht Habermas auch für Menschenrechte, Rechtsstaat und Demokratie als angemessen an, weil diese universalistischen Prinzipien immer in kritischer Auseinandersetzung konkretisiert werden müssen. Nur so kommt es, dass eine in den USA undenkbare Einschränkung der Meinungsfreiheit in Deutschland aufgrund der eigenen Geschichte durchaus legitim sein kann: die Strafbarkeit der Leugnung der Shoa.

Ein solcher Ansatz verbindet Liberalität mit der Notwendigkeit einer lebendigen Zivilgesellschaft, die neue Herausforderungen vor dem Hintergrund von Menschenrechten, Rechtsstaatlichkeit und Demokratie öffentlich interpretiert und damit einen Raum für kirchliches Wirken schafft, und sei es als „schöpferische Minderheit“ (Joseph Ratzinger). Engagierte Verbände, Religionen und andere Weltanschauungen werden als gesellschaftliche Gruppen dringend benötigt, um die Zustimmung zu Menschenrechten, Demokratie und Rechtsstaatlichkeit immer neu – und zwar freiwillig und aus Überzeugung! – hervorzubringen. Auch in den nachkommenden Generationen ist die Annahme dieser Ideale keine Selbstverständlichkeit, sondern braucht die Auseinandersetzung, den öffentlichen Streit, und bleibt dadurch dynamisch, um Positionen revidieren und neue Bewertungen vornehmen zu können. Folgerichtig braucht es eine Öffentlichkeit für einen europäischen und länderspezifischen Diskurs, dessen Ergebnisse manchmal auf europäischer Ebene umgesetzt, manchmal in den einzelnen Mitgliedstaaten implementiert werden müssen.

Illegale und verhinderte legale Migration nach Europa

Ein Beispiel für eine neue Interpretation der Menschenrechte möchte ich aufzeigen, nämlich den Einsatz der Kirche in Europa und in Deutschland (und anderen Ländern) für die Sans Papiers, Illegalen, Irregulären, Undocumented Persons, Clandestinos, Statuslosen usw., wie sie in den ver-

schiedenen Ländern der EU genannt werden (die Begriffe verwende ich im Folgenden synonym). Es ist dies ein Beispiel für eine Auseinandersetzung um die Auslegung der Menschenrechte und ihren Geltungsbereich angesichts von staatlichen Grenzen.

Aufenthaltsrechtliche Illegalität betrifft die europäischen Länder und die Gesamtheit der EU schon lange als gemeinsames Thema, auch wenn es in unterschiedlichen Ländern mit anderen Ausprägungen in Erscheinung tritt. So waren nacheinander Spanien, Italien und heute Griechenland Ankunfts- und Transitländer von irregulär Zuwandernden; wenig später jedoch arbeiteten dort (bis zur Finanz- und Wirtschaftskrise) ungezählte illegale Migranten in der Landwirtschaft. Die osteuropäischen Länder waren vor ihrer Aufnahme in die EU vor allem Herkunftsländer irregulärer Migranten und zugleich Ankunftsländer für Migrantinnen aus weiter östlich liegenden Ländern in so genannten Pflegeketten. Daraus ergibt sich ein buntes und überaus komplexes Mosaik an Ursachen und Wechselwirkungen. Das Bild reicht von dramatischen Fällen zerrissener Familien bis zur humanen Pflege von Familienangehörigen in den Ankunftsstaaten, vom heimlichen Decken des einheimischen Arbeitskräftebedarfs bis zu ruinösen Verzerrungen im Wettbewerb, von Visa-Overstayern bis zu untergetauchten Flüchtlingen im Sinne der Genfer Flüchtlingskonvention und vielen weiteren Mosaiksteinchen. Die Herausforderung durch Sans Papiers stellt sich als gesamteuropäische Herausforderung dar, die gleichzeitig in den einzelnen Ländern völlig unterschiedliche Charakteristika aufweist und immer mit der Frage verbunden bleibt, welche Geltung Menschenrechte in

diesen konkreten Fällen beanspruchen können und welche „gerechten Gründe“ für eine legale Zuwanderung politisch anerkannt werden sollten.

Eine gesamteuropäische Herausforderung bildet die Problematik der aufenthaltsrechtlichen Illegalität.

Der Einsatz der Kirchen für Sans Papiers

Im Folgenden zeichne ich den Einsatz der katholischen Kirche in Deutschland für „Statuslose“ nach. Zunächst müssen Christen sich verborgene „Statuslose“ überhaupt entdecken, um sie als gesellschaftliche, europäische und vor allem ethische Herausforderung zu identifizieren. Das Gespür für die ethische Dringlichkeit dieser Problematik verdankt *Caritas Europa* zunächst der spanischen Caritas, die durch die spani-

schen Enklaven Ceuta und Melilla an der afrikanischen Küste sowie durch Anlaufstellen der Caritas in Südspanien bereits intensiv in die Arbeit mit „Clandestinos“ involviert war. Die europäische Konsultation der Caritas trug diese Erfahrungen auch nach Deutschland. Dort wiederum begegnete die Kirche „Statuslosen“ bei pastoralen Anlässen wie Taufe und Hochzeit oder bei der Gewährung von Kirchenasyl. In ihrer Beratungstätigkeit wurden Diakonie, Caritas und Ärzte mit den gesundheitlichen und sozialen Problemen „Statusloser“ konfrontiert. In Berlin wurden heimlich Kontakte zu „Statuslosen“ aufgenommen – das Thema „Menschen in aufenthaltsrechtlicher Illegalität“ war von Anfang an „heiß“. Der frühere Berliner Erzbischof, Georg Kardinal Sterzinsky, brach 1993 als erste Person des öffentlichen Lebens und als erster kirchlicher Würdenträger in Deutschland das Tabu des öffentlichen Redens über „Statuslose“.

1994 lud der *Päpstliche Rat für die Seelsorge der Migranten und Menschen unterwegs* zu einer europäischen Tagung ein, der Würdenträger aus dem Vatikan aufmerksam folgten. Die Einsichten der kirchlichen Akteure flossen in diese Tagung ein, verwirbelten sich mit den Kenntnissen von Fachleuten aus ganz Europa und mündeten in ein gemeinsames Schlussdokument „Einwanderer ohne Aufenthaltsstatus in Europa“. Motivierenden und aufrüttelnden Hintergrund für diesen Einsatz bildeten die kontinuierlichen Äußerungen Papst Johannes Paul II. zum Thema Migration; ein Höhepunkt ist seine ausführliche Besprechung des Themas zum „Welttag der Migranten 1995“ gewesen. Um die gesammelten Erkenntnisse wissenschaftlich zu untermauern und damit Gehör bei der bislang tauben Politik zu finden, gab der *Jesuiten-Flüchtlingsdienst (Europa)* 1996 drei Feldstudien in Europa in Auftrag, nämlich in Großbritannien, Spanien und Deutschland.

Dann war nach fast 10 Jahren intensiver Beschäftigung 2001 der Zeitpunkt gekommen, sich mit einem offiziellen Impulspapier an die Öffentlichkeit zu wenden und eine breite Diskussion anzuregen: „Leben in der Illegalität – eine humanitäre und pastorale Herausforderung“ der *Kommission für Migrationsfragen der Deutschen Bischöfe*. Der in Wissenschaft, Politik und Gesellschaft angestoßene Diskurs wurde konsequent fortgeführt in der Gründung des „*Katholischen Forums Leben in der Illegalität*“ im Sommer 2004. Doch die Vorbehalte der Politiker, dies sei das Steckenpferd einiger Bischöfe und Ordensleute, aber kein relevantes Thema im wahlberechtigten (Kirchen-)Volk, verhinderten weiterhin eine ernsthafte Befassung in der Bundespolitik. Daraufhin griffen

Laienorganisationen wie das *Zentralkomitee der deutschen Katholiken* und Diözesanräte das Thema auf. Die katholischen Jugendverbände in Deutschland positionierten sich in dem einstimmigen Beschluss „Kinderrechte für Kinder und Jugendliche ohne Aufenthaltsrecht“ auf der BDJ-Hauptversammlung 2006.

Welche Erfolge sind diesen kirchlichen Initiativen beschieden? Praktisch verwirklicht sich die Unterstützung für „Statuslose“ beispielsweise durch das Projekt für legale Haushaltshilfen des Caritas-Verbands Paderborn mit der Caritas in der polnischen Stadt Grudziądz/Graudenz, der MalteserMigrantenMedizin und in anderen Initiativen. Doch neben diesen Nothilfen ist das eigentliche Ziel eine Veränderung der menschenrechtlich bedenklichen Gesetzeslage. In Deutschland ist es vor allem die Übermittlungspflicht für öffentliche Stellen, die den formell gewährten Zugang zu einer minimalen Notfallmedizin, das Einklagen von Lohnansprüchen und anderen Menschenrechten de facto verhindert. Ihre Abschaffung ist ein erklärtes Ziel.

Nachdem in den Diskussionen um das neue Zuwanderungsgesetz die kirchlichen Impulse aus polit-strategischen Gründen zurückgewiesen wurden (2002) und der Prüfbericht im Koalitionsvertrag von CDU/CSU/SPD 2005 zu einem niederschmetternden Ergebnis kam (2007), ist es umso erfreulicher, dass im November 2009 die ersten Früchte dieser Mühen geerntet werden konnten. Eine *Allgemeine Verwaltungsvorschrift* erklärte die Übermittlungspflicht im Bereich Gesundheit für nichtig und schrieb die Straffreiheit humanitärer Hilfe endlich fest. Auch der Vorbehalt zur UN-Kinderrechtskonvention, der zu Ungerechtigkeiten im Asylverfahren führte und einer der Gründe für das Abtauchen von minderjährigen Flüchtlingen in die Illegalität war, wurde im Juli 2010 aufgehoben, ebenso im September 2011 die Übermittlungspflicht für Schulen und Kindergärten.

Fazit

Mittels aufwändiger Überzeugungsarbeit durch die Kirchen und andere gesellschaftliche Gruppen ist es gelungen, politisch eine substanzielle Verbesserung für irreguläre Migranten zu erwirken. So ist es erreicht worden, in der Interpretation der Menschenrechte und ihrer Reichweite diese auch für Menschen ohne Aufenthaltsstatus und ohne Duldung überzeugend zu begründen. Dem Charakter einer Vielfalt von Ländern geschuldet gab es anders vorgehende Kampagnen in Spanien, der

Schweiz, Frankreich usw. Ein Wandel der Einstellungen von Menschen müsste empirisch untersucht werden; die Berichterstattung der Medien jedenfalls wandelte sich von ignorant zu sachlich bis mitfühlend, betrachtet man die hochgelobten neuesten Filmproduktionen „Le Havre“ (2011) und „Mama illegal“ (2012). Der politische Einsatz geht jedoch weiter, nicht nur weil die empirische Evaluation der Folgen der Reformen in Deutschland naturgemäß einige Jahre braucht, sondern auch weil die – in Europa einzigartige und niemals kopierte! – Übermittlungspflicht für „Statuslose“ in Deutschland weiterhin beim Standesamt, also bei der Beantragung einer Geburtsurkunde, gilt, und genauso, wenn „Statuslose“ bei der Polizei vorstellig werden, um Gewaltakte wie z. B. Sexualdelikte anzuzeigen; Anzeigen unterbleiben daher, um nicht selber aufgegriffen zu werden. Ist der Zugang zu diesen Menschenrechten auf nationaler Ebene zu verorten, so liegen einige der identifizierten Ursachen für irreguläre Migration und irregulären Aufenthalt auf europäischer Ebene: im verwässerten Flüchtlingsschutz, in der mit vielen Hürden versehenen Familienzusammenführung und vor allem in der Verhinderung einer gesteuerten Zuwanderung von benötigten Arbeitskräften. Hier ist unter anderem die *Kommission der Bischofskonferenzen der Europäischen Gemeinschaft* (COMECE) seit Jahren als Lobbyist mit Stellungnahmen in Brüssel tätig, hat aber noch nie einen koordinierten Schritt in die europäische Öffentlichkeit zur Meinungsbildung unternommen. In diesen Politikbereichen gilt es, gerechte Gründe darzulegen, wie Länder fair mit Zugewanderten umgehen können, wie die „Festung Europa“ Eckpfeiler für weltweite Mobilität gestaltet und wie weit die Solidarität mit Menschen außerhalb der eigenen Landesgrenzen reicht. Dabei ist gleichzeitig so behutsam mit fragilen Gemeinwesen umzugehen, dass Bevölkerungen die ethischen Ansprüche aus eigener Überzeugung mittragen und die gesellschaftlichen Strukturen und Systeme stabil bleiben. Dann wird sowohl der Utopie einer Menschheitsfamilie als auch der Realpolitik in dieser Welt Rechnung getragen.

Auch durch den Einsatz der Kirchen ist es gelungen, wesentliche Verbesserungen für irreguläre Migranten zu erwirken.

Der rote Stempel

Pavle Anićić ist orthodoxer Theologe aus Serbien und promoviert an der Universität Münster.

Die letzte Nacht, voller langer, schwieriger Gespräche und Abschiede mit einigen Tränen, ist schuld daran, dass ich jetzt mit dem Schlaf im unbequemen Flugzeugsitz kämpfe. Im Gegensatz zu früheren Flügen gibt es keine bekannten Gesichter am Flughafen, die auf mich warten. Umsonst sehe ich mich um, während sich die Türen des Terminals hinter mir schließen. Ich gehe Richtung Ausgang, auch wenn ich am liebsten denselben Weg zurückgehen würde. Im Kopf klingt noch der Stempel-schlag nach. Jetzt ist in meinem Pass ein hässliches Foto meines schläfrigen Gesichts auf dem deutschen Visum, mit einem roten Stempel und dem Datum meiner Einreise nach Deutschland, dem 27. September. Während meine Familie heute das Fest Kreuzerhöhung ohne mich feiert, empfängt mich hier das übellaunige Gesicht eines Grenzbeamten. Hätte er mir zumindest zugelächelt, wäre mir die schlaflose Nacht leichter gefallen.

Am Flughafen finde ich schnell ein Taxi. „Guten Tag“ führt in die Konversation ein, in der wir bald erkennen, dass mein Deutsch genauso schlecht ist wie sein Englisch. Ich brauchte ein paar Monate, um einzusehen, dass auch seine Deutschkenntnisse elementar waren. Damals haben wir einfach festgestellt, dass es für uns am besten ist zu schweigen. „Wo-hin?“ Ich bemerke, dass ihn die Antwort auf diese Frage am meisten interessiert. „Wanheimerstraße“, antworte ich ihm lustlos, ohne zu bemerken, dass ich vergessen habe, die Hausnummer zu erwähnen. Die Fahrt dauert ungewöhnlich lange. Ich bemerke, dass er mich nicht auf dem kürzesten Weg an mein Reiseziel bringt, das nicht so weit vom Flughafen entfernt ist. Ich möchte nicht mit ihm streiten. Wozu Streit zu Beginn eines sowieso schwierigen Tages? Bewusst akzeptiere ich, dass ich nur ein Artikel auf dem Fließband einer Fabrik bin, an dem dieser Herr ein paar Euro mehr verdienen wird. Ich kann es kaum abwarten, in mein Zimmer zu kommen, um meine Familie und meine Freundin anzu-

rufen – auch wenn es gerade zwei Stunden her ist, seit ich sie zuletzt gesehen habe.

Auf mich wartet ein Zimmer ohne Gardinen und Schreibtisch. Ein Metallbett in der Ecke und eine Vase mit Plastikblumen am Fenster. Ein Zimmer mit Aussicht auf den Flughafen. Ich denke, dass sich meine Kenntnis der Flugzeugtypen wie auch die über den Flugplan des Düsseldorfer Flughafens hier verbessern werden. Ohne Gesprächspartner, mit dem ich meine Probleme teilen kann, scheint mir die kommende Nacht schwieriger als die letzte zu werden.

Entschuldigung – Was für ein Wort ist das?

Meine ersten Erinnerungen an die deutsche Sprache hängen mit den jugoslawischen Kriegsfilmen zusammen. Diese Filme waren Teil der alltäglichen Medienchoreographie, die die besondere Funktion hatte, die Kriegsgeschichte eines Landes, das nicht mehr existiert, zu glorifizieren. Es gab wirklich viele dieser Filme. Die Philosophie der Regisseure dieser Filme war einfach. Alle Bösen würden besiegt, der Held würde sich unterwegs verlieben und der Gerechtigkeit würde am Ende Genüge getan. In diesem Szenario spielte die Sprache eine besondere Rolle, nämlich um das dunkle Kolorit des Charakters der „bad guys“ zu unterstreichen. Ohne Anzeichen irgendeiner Melodik, mit einer verstärkten Dosis Aggression, schien Deutsch eine Sprache zu sein, die niemand lernen möchte.

Im Klassenzimmer, in dem die Tische in Hufeisenform aufgestellt waren, saßen wir zu fünfzehnt. Wir waren aus allen Ecken und Enden der Welt zusammengekommen. Außer schweren Koffern, die wir aus der Heimat mitgebracht hatten, teilten wir die gleiche Lust, Deutsch zu lernen. Wir waren wirklich viele. Es scheint mir, dass die jugoslawischen Kriegsfilme anscheinend nicht weltweit ausgestrahlt worden sind. Neben mir saß die nette R. aus den USA, gegenüber ein etwas nervöser G. mittleren Alters aus Griechenland und ein stets zum Unterricht verspätet erscheinender verschlafener K. aus Spanien. Ich eröffne die Vorstellungsrunde: „Hallo. Ich bin Pavle. Ich komme aus Serbien.“ In meiner Stimme spürt man die Unsicherheit, sogar bei der Verknüpfung der vorab vorbereiteten einfachen Sätze. Es scheint mir, dass ich besser mit Pantomime zurechtkommen würde.

Vor uns steht Herr U. Er ist dafür zuständig, uns die Grundlagen der deutschen Grammatik beizubringen. Wir fangen mit leichten Aufwärm-

übungen an: „Ich bin, du bist, er/sie/es ist ...“ Herr U. überzeugt mich schnell dadurch, wie er Wissen in unsere leeren Köpfe überträgt. In seiner Stimme ist keine Spur der oben erwähnten aggressiven Töne, sondern eine gewisse Melodik. In mir regt sich Hoffnung. Ich glaube, dass ich am Ende doch Deutsch lernen werde. „Entschuldigung“ – sagt jemand in diesem Augenblick. Sofort erkundige ich mich nach der Bedeutung dieses holprigen Wortes und erlebe einen Schock beim Verstehen seiner einfachen Bedeutung. So viele Silben und Konsonanten in einem Wort der tagtäglichen Verwendung! Oh mein Gott, werde ich irgendwann diese Sprache beherrschen und sogar auf Deutsch promovieren? Dieser Gedanke wirft mich in Depressionen und entfernt mich von meinen Plänen von einem Dokortitel um Lichtjahre. Warum bin ich nicht irgendwo anders hingegangen?

Die Schuld daran trägt mein Vater. Er hat immer mit besonderem Respekt über Deutschland gesprochen. Damit meine ich nicht nur die deutsche Philosophie und Kunst. Ich denke auch an die Momente, wenn mein Vater wegen der schlechten Kommunikation mit der trägen staatlichen Administration den deutschen Sinn für Disziplin und Organisation um Hilfe angerufen hat. Um ehrlich zu sein, zusammen mit den Deutschen erwähnte er gleichermaßen die Japaner. Mein Vater war der Meinung, dass Deutsche und Japaner imstande sind, aus jeder Unordnung Ordnung zu machen. In Gedanken über die Richtigkeit meiner Entscheidung, nach Deutschland zu kommen, und auch als Folge des Schocks durch das Wort „Entschuldigung“ sehe ich, dass ich eine Haltestelle zu früh ausgestiegen bin. Der ohnehin lange Weg von der Schule bis nach Hause ist jetzt noch länger geworden.

Das Treffen mit Herrn N.

Obwohl ich mich als Person ansehe, die zu planen liebt, muss ich eingestehen, dass mein Aufenthalt in Deutschland nicht im Detail geplant war. Die ersten Monate in der Sprachschule brachten mich nicht zu einer Idee, wo ich promovieren könnte. Die zufällige Begegnung mit meinem Freund V. auf dem Flug von Belgrad nach Düsseldorf stellte einen Wendepunkt für mich dar. „Ich fliege für ein paar Wochen für Forschungszwecke nach Münster. Da gibt es nämlich eine berühmte Universität“, sagte V. und fuhr fort, mir begeistert davon zu erzählen: „Ich kann dir von Herzen einen Professor empfehlen. Er könnte dir mit seinem Rat weiterhelfen.“

Ich glaubte aber nicht, dass sich aus diesem zufälligen Treffen etwas Wichtiges entwickeln könnte. Von der Überzeugung ausgehend, dass man Dinge immer versuchen soll, schrieb ich eine Mail an den empfohlenen Professor – Herrn N., und ich war über die Geschwindigkeit seiner Reaktion erstaunt. „Es wäre am besten, uns zu treffen und kennen zu lernen“, stand in der e-Mail.

Unser Treffen fand bald statt. Mein Freund V., Herr N., meine Freundin, die bei mir damals zu Besuch war, und ich führten das Gespräch. Für die Promotion kann ich mich in Münster einschreiben, deutet er mir an, aber er ermahnt mich auch freundlich. „Das Leben und Studieren im Ausland sind nicht einfach. Besonders in Deutschland. Sie müssen noch mehr als die anderen arbeiten. Berücksichtigen Sie, dass es für Sie emotional nicht so leicht wird. Deswegen kann es sein, dass die Beziehung zu Ihrer Freundin leidet. Rechnen Sie auch damit, dass der finanzielle Aspekt sehr wichtig ist. Ohne genügend Geld ist das Leben in Münster nicht möglich. Deswegen brauchen Sie ein Stipendium. Ohne ein Stipendium müssten Sie arbeiten, und eine solche Form des Lebens erwies sich bisher als besonders schwer für ein erfolgreiches Studium. Denken Sie darüber gut nach und entscheiden Sie sich erst dann.“

Ich sitze im Zug. Während ich durch das Fenster schaue, denke ich darüber nach, wie Herr N. unverhofft real war. „Was hast du denn erwartet? Dass er dir Märchen erzählt?“, kritisiere ich mich selber. Das alles wäre doch ein großes Unterfangen. Ich wende mich an meine Freundin und erwarte von ihr die Lösung meines Dilemmas. „So eine Chance bekommst du nur einmal im Leben“, antwortet sie kurz und vertreibt meine Zweifel.

Inzwischen habe ich mich an der Universität in Münster eingeschrieben und Herr N. ist mein Doktorvater geworden.

Die Tautologie des Lebens

Ich erinnere mich oft an Herrn I. Er war mein erster Lehrer für Mathematik im Gymnasium. Obwohl ich immer in schlechten Beziehungen mit diesem Fach war, blieben viele von seinen Unterrichtsstunden tief in meinem Gedächtnis eingebrannt. Er hatte nämlich die Angewohnheit, in der Mathematik nach Parallelen mit dem wirklichen Leben zu suchen. Eine dieser Lektionen war besonders inspirierend, was ich aber erst später herausfand. Es war eine Lektion über die Tautologie des Lebens. „Es gibt nämlich vier Gruppen von Menschen“, so lautete die Theorie,

von der dieser interessante Mann fest überzeugt war: „Diejenigen, die wissen, dass sie wissen. Diejenigen, die wissen, dass sie nicht wissen. Diejenigen, die nicht wissen, dass sie wissen. Diejenigen, die nicht wissen, dass sie nicht wissen.“ – „Zu welcher Gruppe gehörst du?“ fragte er mich oft. Damals sah ich ihn erstaunt an.

Heute sehe ich mich als jemanden, der zur Gruppe derjenigen gehört, die wissen, dass sie nicht wissen. Ich glaube, dass der Kern künftigen Wissens nur aus dem Bewusstsein über das eigene Unwissen entstehen kann. Diesen Kern erkenne ich bei vielen ausländischen Studenten hier in Deutschland. Wie ich sind sie mit dem Wunsch hierhergekommen, neue Horizonte zu entdecken und Wasser aus neuen Quellen des Wissens zu trinken.

Um diese kopernikanische Wende in unseren kleinen Leben durchzuführen, packten wir unsere Koffer der jugendlichen Ideale und gingen auf eine Reise ins Ungewisse. Wegen dieser Wende sind viele von uns zum Erfolg verdammt. Die Angst vor unserem eigenen Versagen ermutigt uns noch mehr. Das gesetzte Ziel, egal wie sehr es zu Beginn im Nebel war, egal wie sehr es mit Schwierigkeiten verbunden war, wird immer klarer und erreichbarer.

Münster – Die Stadt der Möglichkeiten

Münster ist nicht nur als Fahrradstadt berühmt. Man sagt auch, dass es hier entweder regnet oder die Glocken läuten. Wenn man beides hört, dann ist Sonntag. Die Studenten pflegen hier zu sagen, dass diese Stadt ausgezeichnete Bedingungen für die akademische Arbeit bietet, weil sie bei diesen Soundeffekten keine andere Wahl haben als zu studieren.

Eine Kombination von Lebensumständen, die nur der beste Regisseur inszenieren hätte können, das Wohlwollen meines Mentors und die finanzielle Unterstützung der Organisation R. hielten mich nach dem Sprachkurs in Deutschland. Ohne einen dieser und vieler anderer Faktoren wäre ich heute nicht hier. Jetzt schreibe und lese ich größtenteils auf Deutsch. Die lächerlichen Situationen und Dilemmata der ersten Sprachunterrichtsstunden scheinen mir weit entfernt. Das sind einige der Kinderkrankheiten, die alle ausländischen Studenten mitmachen müssen. Um laufen zu können, muss man nämlich zuerst krabbeln lernen.

Außer dem teuren Leben, den gespenstisch leeren Straßen Münsters in den späten Nachmittagsstunden und den Menschen, die für meine Balkanmentalität etwas kalt sind, kann ich mich über nichts beschweren.

Auch dass die meisten von uns ausländischen Studenten sparsam leben, kann einen positiven Impuls zum baldmöglichsten Studienabschluss darstellen. Kürzlich fragte mich ein Freund, wie es bei mir in Deutschland läuft. Ich antwortete, dass mich außer zeitweiligen Stereotypen über meine Heimat nichts getroffen hat. Es gibt allerdings auch Momente, in denen es wirklich schwer wird. Besonders während der Feiertage, wenn das Heimwehgefühl kommt. Alles anderes funktioniert gut. Die Busse und Züge kommen vorwiegend pünktlich und sind die Konkretisierung eines gut funktionierenden Systems.

Die Universität in Münster bietet hervorragende Bedingungen für die große Armee von Studenten. Die reichen und zahlreichen Bibliotheken, die versteckten Lesesäle, die vielen Studenten unbekannt sind, beschleunigen den Arbeitsprozess. Mir gefällt besonders, dass die Professoren genauso für die Studenten da sind wie die Studenten wegen der Professoren. Alle von uns, ungeachtet der Hautfarbe, Herkunft oder Religion, bekommen die gleiche Chance, unsere Potenziale zu entwickeln.

Hier lässt sich bemerken, wie viel dieses Land die Stärke des Wissens erkennt und in die Ausbildung investiert.

Deutsche Ordnung und Polska Improwizacja

Uwe von Seltmann, geb. 1964, lebt als freier Journalist und Autor seit fünf Jahren in Krakau. Nach seinem Studium u. a. der Evangelischen Theologie war er zunächst als Korrespondent und Chefredakteur im In- und Ausland tätig, seit Herbst 2011 ist er Chefredakteur der überregionalen Quartalszeitschrift „Leben & Tod“. Er hat insgesamt neun Bücher verfasst oder herausgegeben, vor allem zu den Auswirkungen des Nationalsozialismus auf die Gegenwart. Zuletzt erschien im März 2012 in Deutschland das Buch „Todleben – Eine deutsch-polnische Suche nach der Vergangenheit“, das im Mai 2012 in Polen in einer erweiterten Fassung veröffentlicht wurde.

Polen liegt irgendwo zwischen Himmel und Hölle. Es hängt davon ab, mit wem man spricht. Glaubt man Pani Agata, unserer Nachbarin, ist Polen die Hölle auf Erden: Korrupte Politiker und Polizisten, unfreundliche Beamte, schlampige Handwerker, betrunkene Schläger, Recht und Gesetz existieren nur auf dem Papier – es ist in Polen nicht zum Aushalten. Hört man Sviatlana, wähnt man sich im Paradies: Die Handwerker arbeiten sorgfältig und pünktlich, die Beamten sind zuvorkommend, Recht und Gesetz werden von verantwortungsvollen Politikern und Polizisten durchgesetzt, auch gegenüber Hooligans, und überall befolgt – es lässt sich in Polen wunderbar leben. Es gibt Tage, an denen ich Sviatlana zuneige, es gibt Tage, an denen ich Pani Agata Recht gebe. Die Wahrheit wird, wie so oft im Leben, in der Mitte liegen.

Wie die Wirklichkeit aussieht, hängt vom jeweiligen Standpunkt ab: Pani Agata hat drei Jahrzehnte in den USA gelebt und ist nach Polen zurückgekehrt, um näher bei ihrer Familie zu sein, Sviatlana stammt aus der Ukraine und ist froh, dass sie dank ihrer polnischen Vorfahren ins westliche Nachbarland emigrieren konnte. Uns drei verbindet, dass wir seit fünf Jahren in derselben Stadt wohnen: in Krakau. Ostwärts bin ich gezogen, weil meine Frau polnische Staatsbürgerin ist und sich nicht

vorstellen konnte, in Deutschland zu leben. Aber war das der eigentliche Grund?

Krakau ist der dreizehnte Ort, in dem ich wohne, und der vierte im nichtdeutschen Ausland. Berlin und Dresden gehörten zu meinen Stationen, Wien, Jerusalem und Görlitz, die östlichste Stadt Deutschlands, deren zweite Hälfte in Polen liegt und den Namen Zgorzelec trägt. In Krakau hat sich ein Kreis geschlossen, denn vor sieben Jahrzehnten wurde hier mein Vater geboren – als Sohn einer thüringischen Pfarrerstochter und eines österreichischen SS-Mannes. Für die beiden waren Juden und Polen nichts als „Ungeziefer“.

Die Familiengeschichte trage ich zeit meines Lebens mit mir, so wie auch meine Frau die Geschichte ihrer Familie mit sich trägt: Ihr Großvater wurde 1944 in Auschwitz von den Deutschen ermordet, ihr Vater hat Besatzung und Krieg in einem Wald überlebt. Aber er spricht nicht über diese Zeit. Und das prägt auch die folgenden Generationen.

Wir wohnen im Stadtviertel Kazimierz, in dem einst die meisten der über 60.000 Krakauer Juden lebten, und das dem Regisseur Steven Spielberg Anfang der 1990er Jahre als Kulisse für seinen Film „Schindlers Liste“ diente. Wenige Jahre zuvor, im Oktober 1989, war ich zum ersten Mal in Kazimierz gewesen – die Warnungen der Stadtführerin ignorierend, das Viertel auf keinen Fall zu betreten: Man komme möglicherweise nicht lebend zurück. Nichts hatte während des Kommunismus an das jüdische Erbe erinnern sollen, und so wurden in Kazimierz alle die angesiedelt, die es offiziell nicht gab: Kleinkriminelle, Trunkenbolde, Arbeitslose, Huren und so weiter. Sie lebten in einem verwahrlosten Viertel, in dem sieben Synagogen standen und ungezählte Häuser, an deren Hauswänden hebräische Buchstaben zu lesen waren und auf deren Dachböden Thorarollen und Gebetbücher herumlagen.

Heute erinnert kaum noch etwas an das Kazimierz des Kommunismus. Die Synagogen sind restauriert, die Straßen und Plätze voller Leben, die Wohnungen so teuer wie in München oder Düsseldorf. Kazimierz hat, das wird gerne betont, die höchste Kneipendichte Europas, und der Wunsch von Leopold Kozłowski-Kleinman scheint sich erfüllt zu haben: Als er, der als „letzter Klezmer Galiziens“ apostrophierte Musiker, 1945 in das öde und leere Kazimierz kam, packte er sein Akkordeon aus und spielte das Lied „Majn jiddische Mame“. Er wollte, so erzählt er Jahrzehnte später, „die Steine zum Leben erwecken“.

Kazimierz ist der Ausgangspunkt, von dem aus ich auf mein Leben in Polen schaue. Und damit ist mein Blick alles andere als objektiv und

repräsentativ. Kazimierz ist ein einzigartiger Ort in Polen – mit all seinen Sonnen- und Schattenseiten. Momentan könnte ich mir nicht vorstellen, irgendwo anders zu leben, auch wenn ich darüber fluche, dass wieder jemand vor die Haustür gekotzt hat oder dass zum fünften Mal mein Auto gestohlen oder demoliert wurde. An solchen Tagen fühle ich mich mit Pani Agata einig – zumal, wenn sie mir erzählt, dass die Besitzer der gegenüberliegenden Kneipe seit zwei Regentagen und -nächten wussten, dass die Scheibe meines Wagens eingeschlagen war, aber nichts unternommen hatten. So seien die Polen, pflegt Pani Agata dann zu sagen, egoistisch, rücksichtslos, von Neid und Schadenfreude zerfressen, voller unterdrückter Aggressionen und Depressionen, jeder sei sich selbst der Nächste, keinerlei Solidarität. Ach, widerspricht Sviatlana, alles halb so wild. In der Ukraine sei es viel schlimmer und chaotischer als in Polen.

Es gab tatsächlich Momente, in denen wir Krakau und Polen verlassen wollten: Als selbst in Kazimierz, das für seine Weltoffenheit und Toleranz gewürdigt wird und in dem Juden aus aller Welt darüber staunen, dass die jüdischen Gebäude – Synagogen, Kulturzentrum, Galizisches Museum, Community Center – ohne Sicherheitsprüfung betreten werden können, sich der Antisemitismus breit machte; als wir in einem Restaurant beschimpft und nicht bedient wurden, als Hooligans „Dschihad, Dschihad“ grölend durch die Gassen zogen oder als Freunde an ihrem Haus Graffiti mit an Galgen hängenden Davidsternen entdecken mussten. Mein Name stand in dieser Zeit öfter in den Zeitungen oder Internetforen – das Buch „Gabi i Uwe“ (deutsch: „Todleben“, 2012), in dem ich unsere Familiengeschichten erzählt hatte, war kurz zuvor erschienen. Und plötzlich brodelte der rassistische, antisemitische und klerikal-nationalistische Morast an die Oberfläche: Mal war ich der „deutsche Journalist“ – gerne mit dem Zusatz „Enkel eines SS-Mannes“ versehen –, mal der „polnische Jude“ Uwe von Seltmann. Der Effekt war der gleiche: Da erlaubt sich jemand, uns Polen zu attackieren! Meine Frau wurde als Schlampe und Hure beschimpft, ich wurde zum Verlassen des Landes aufgefordert, denn man wisse ja, dass die Deutschen das „Mörder-Gen“ in sich trügen und ich eigentlich nach Polen gezogen sei, um insgeheim den nächsten Krieg vorzubereiten. Offen bekamen wir das Sprichwort zu hören: „Juden, Deutsche und Hunde kommen nicht in mein Haus.“ Immerhin führte die Überfülle an Hass-Tiraden dazu, dass die liberale Tageszeitung „Gazeta Wyborcza“ in einem Leitartikel forderte, endlich die Gesetze zu ändern und rassistische und antisemitische Äußerungen im Internet unter Strafe zu stellen. Geschehen ist bislang nichts. Aber

unsere polnischen Freunde hatten auch nichts dergleichen erwartet.

Wir sind in Kazimierz geblieben, denn anderswo ist es auch nicht anders. Als meine Frau, ihre Schwester und ich wenig später durch eine gutbürgerliche Straße im Westen Berlins gingen, hörten wir zwei türkische Jugendliche singen: „Scheiße Juden, scheiße Juden“. Als ich die beiden zur Rede stellte, liefen sie feixend davon.

Es ist nicht leicht, als Deutscher in Polen zu leben, denn Polen ist der homogenste Staat Europas: Außerhalb der großen Städte einen Nichtpolen und Nichtkatholiken zu treffen, kommt einem Lottogewinn gleich. Ausländer sind in Polen Exoten. Natürlich erlebe ich die traditionelle polnische Gastfreundschaft – „Gast im Haus, Gott im Haus“ – und natürlich begegne ich überall freundlichen und aufgeschlossenen Menschen. Aber wenn ich einen ruhigen Abend verbringen möchte, antworte ich auf die Frage, woher ich stamme, dass ich aus Österreich sei. Gott sei Dank, entgegnete einmal eine etwa 50-jährige Dame, denn sie könne die Deutschen nicht leiden. Beim Fußballgucken bin ich immer der einzige, der mit der deutschen Mannschaft sympathisiert – egal ob die National-elf von Uruguay gegen die deutsche spielt oder Chelsea gegen Bayern München. Auf Partys werde ich mit den Worten vorgestellt: „Er ist Deutscher – aber ein guter“, von Polizeibeamten oder Passanten bekomme ich, wenn ich nach Worten ringe, zu hören: „Jesteśmy w Polsce i w Polsce mówimy po polsku.“¹ Die polnische Xenophobie trägt bisweilen absurde Züge: Eines Abends saßen wir in einem Restaurant: zwei Italiener, ein Holländer, ein Franzose und ich, wir unterhielten uns in unterschiedlichen Sprachen. Als auch ein paar deutsche Sätze fielen, baute sich ein Rosenverkäufer vor uns auf und begann mit eindeutiger Geste zu singen „Deutschland, Deutschland über alles.“ Vor allem die beiden Juden unter uns wussten nicht, ob sie lachen oder weinen sollten.

Mit Anekdoten dieser Art ließe sich leicht ein ganzes Buch füllen, denn das, was gelegentlich als „Polen B“ bezeichnet wird, existiert tatsächlich: Nicht nur im Osten und Südosten auf den Landkarten, sondern auch in den Gesinnungen. Es ist das Polen der Unzufriedenen, der Verlierer des Turbo-Kapitalismus, der Zu-Kurz-Gekommenen, der Kleingeister und Spießbürger, der Xenophoben, Homophoben, Antisemiten und Nationalisten, die ihre Minderwertigkeitsgefühle damit bekämpfen, andere zu erniedrigen, um sich selbst zu erhöhen. Ein Inter-

¹ „Wir sind in Polen und in Polen sprechen wir polnisch.“

netbeitrag hat es einmal auf den Punkt gebracht: „Natürlich sind wir tolerant ... Mit ein paar Ausnahmen. Wir mögen lediglich nicht: Deutsche, Russen, Juden, Tschechen, Ukrainer, Litauer, Weißrussen, Zigeuner ..., Schwule, „Machos“, Feministinnen, ... Liberale, ..., unsere Landsleute, die engere und weitere Familie, Priester und Politiker, Journalisten, Lehrer, Schriftsteller und Bauherren, Bäcker, Schuster und Dachdecker. Wir mögen uns selbst nicht.“

Aber Gott sei Dank: Es gibt auch das andere Polen – „Polen A“ genannt: das Polen der ambitionierten, mehrsprachigen, optimistischen und weltoffenen – vor allem, aber nicht nur – jungen Leute. Ich solle noch etwas Geduld haben, muntert mich ein Freund gelegentlich auf, „Polen B“ werde sich in ein paar Jahren von selbst erledigt haben. Und zum Beweis führt er die Bewegung des polnischen Unternehmers und Politikers Janusz Palikot an, die im Oktober 2011 bei ihrer ersten Teilnahme an den Wahlen gleich als drittstärkste Kraft ins polnische Parlament einzog. Dass mit der Partei „Ruch Palikota“ nun zum ersten Mal ein Schwulenaktivist und eine Transsexuelle im Sejm saßen, zeige, dass sich Polen in eine bessere Zukunft bewege. Was der nationalkatholische Sender „Radio Marija“ naturgemäß anders sieht: Für ihn und seine getreuen Hörer befindet sich Polen auf dem direkten Weg in die Hölle.

Überhaupt die katholische Kirche, zu der weiterhin über 90 Prozent der Polen gehören: Seit meinen Polen-Aufenthalten in den 1990er Jahren hatte ich den Eindruck, dass die Kirchen zwar voll sind, aber nichts von einem christlichen Leben im Alltag zu spüren ist. Praktizierte Barmherzigkeit und Nächstenliebe? Fehlanzeige. Warum hupen und schimpfen alle, anstatt dem Fahrer zu helfen, das defekte Auto von der Kreuzung zu schieben? Warum gehen die Passanten achtlos an dem hilflosen Mann vorüber? Warum zahlen (fast) nur die nichtpolnischen Wohnungsbesitzer in die gemeinsame Kasse unserer so genannten Hausgemeinschaft ein? Ja, bestätigte mir ein Priester, der auch Jahre nach seiner Rückkehr von einer Missionsstation bei einem südostasiatischen Eingeborenentamm den Kulturschock nicht überwunden hat: Statt Spiritualität herrsche im polnischen Katholizismus Ritualbesessenheit, statt Nächstenliebe Egoismus. Zur Kirche gingen die Polen, weil sie einer Gruppe angehören wollten. Der Katholizismus sei im Grunde nichts anderes als Tribalismus (Stammestum): Wer zum Stamm der Kirche gehöre, sei versorgt, beschützt und könne sich geborgen fühlen. Die Kirche verleihe seit Jahrhunderten Stärke und Gewissheit, denn Polen sei der „Christus der Völker“ und die Jungfrau Maria die „Königin von Polen“. Wer nicht

dazu gehören wolle, nun, der müsse eben selbst sehen, wie er zurechtkomme.

Die Erklärung dieses Priesters war erhellend für mich, denn sie half mir, das polnische System zu verstehen. Zuerst kommt die Familie, dann der Freundeskreis, dann der Bekanntenkreis, dann die Freunde der Bekannten – innerhalb dieses Systems wird *Solidarność* gelebt und Unmögliches möglich gemacht. Wer sich innerhalb dieses Systems bewegt, der kann in Polen tatsächlich ein Stück Himmel auf Erden erleben. Den Unterschied spüre ich, wenn ich in Deutschland bin: nüchterne Sachlichkeit statt temperamentvoller Ausgelassenheit, Distanz statt Warmherzigkeit, Handschlag (wenn überhaupt) statt Umarmung und Wangenküsse, ein Schälchen mit Keksen statt eines gedeckten Tisches, der sich unter der Last der kulinarischen Köstlichkeiten wölbt. In Polen wird intensiver gelebt als in Deutschland: exzessiver gefeiert, schmerzhafter gelitten, lautstärker geredet, wütender gestritten, herzhafter gelacht, in-niger geliebt. Die Witze sind schärfer, der Humor ist schwärzer, die Melancholie ist tiefsinniger, die Entscheidungen sind spontaner. Deutsche Ordnung und polska improwizacja, sagte einmal eine Freundin, das ergebe eine gute Mischung.

Das lau-moderate und wohl-organisierte Leben in Deutschland wird mir fremder und fremder. Alles geht seinen geordneten Gang und man freut sich, dass man vom Arzt behandelt wird, ohne ihm einen Geldschein zustecken zu müssen, dass Absprachen eingehalten werden, dass man an der Kasse nicht eine halbe Stunde anstehen muss und dass alle pünktlich sind. Und ich vermisse auch die polnische Alles-auf-die-letzte-Sekunde-Mentalität nicht. Aber es gibt auch wenig Überraschungen – weder negative, noch positive. Und alles kommt einem ein wenig langweilig vor. Ich verstehe eine Bekannte, die eine gut dotierte Stelle in England angeboten bekommen hatte und nach wenigen Wochen nach Polen zurückkehrte. Warum? „Das Leben war zu easy in England. Alles war so geregelt ...“

In Kazimierz hat der Satz „Es ist schon lange her“ keine Gültigkeit. Was sind schon siebenzig Jahre? Es kann sein, dass für die einen siebenzig Jahre vergangen sind und sich auf ein paar Seiten im Geschichtsbuch reduzieren. Für die anderen ist es nur eine Sekunde. Eine Sekunde, dann haben sie die Bilder von damals wieder vor Augen: schonungslos scharf, erbarmungslos ewig. Und diese Sekunde währt dann ein ganzes Leben. Ja, in Kazimierz wird offensichtlich: Die Vergangenheit wirkt in uns weiter, ob es uns passt oder nicht. Und wir von der dritten Generation

sind nicht die letzten, die sich mit den Folgen des Zweiten Weltkriegs, der nationalsozialistischen und der sowjetischen Diktatur auseinandersetzen müssen. „Bis ins dritte und vierte Glied“, heißt es in der Thora, im 20. Kapitel des Buches Exodus, in einer über 2500 Jahre alten, sprichwörtlich gewordenen Redewendung, die von den heutigen Psychologen und Erinnerungsforschern bestätigt wird: Über vier Generationen hinweg erstreckt sich das Familienwissen, vier Generationen werden durch das, was geschehen ist und geschieht, zusammengeschmiedet – ob sie wollen oder nicht. Um es etwas salopp auszudrücken: Noch die Urenkel müssen das ausbaden, was die Vorfahren angerichtet haben oder was ihren Vorfahren angetan wurde. Das gilt für Polen wie Deutsche, für Juden wie für Christen. Und das trennt und verbindet uns zugleich.

In Kazimierz bin ich integriert, aber keineswegs assimiliert. Ich bin ein „betweeneer“ – irgendwo dazwischen: zwischen den Sprachen, den Kulturen, den Religionen, den Nationen. Aber ich habe das Glück, dass ich dazu gehöre: zu einer wunderbaren Familie und zu einem fantastischen Freundeskreis, in dem es keine Rolle spielt, welchen Pass man bei sich trägt oder welche Gebete man in welcher Sprache spricht. Es lässt sich leben in Kazimierz.

*Der serbische Schriftsteller Bora Ćosić (*1932) ist einer der bedeutendsten serbischen Autoren der Gegenwart. In Kroatien geboren und in Serbien aufgewachsen, verließ er seine Heimat 1992 aus Protest gegen die in Serbien herrschende Kriegsstimmung, um zunächst in Kroatien, dann in Berlin zu leben. In seinen Texten weiß er die literarischen und kulturellen Strömungen Europas aufzunehmen und mit seiner Biographie und der Literatur und Kultur seiner Herkunft zu verknüpfen. Nach seiner Übersiedelung nach Berlin wurde er um einen Beitrag zu einem Sammelband mit dem Titel „Mein Berliner Zimmer“ gebeten, den wir hier abdrucken. Auch in diesem Text verbindet Ćosić seine Erfahrungen aus der ersten Zeit in Berlin mit den literarischen Traditionen der Stadt und seiner Situation, aus „dem Süden“ zu kommen. – Die Erstveröffentlichung des Textes erfolgte in Jörg Plath (Hrsg.): Mein Berliner Zimmer. 25 Bekenntnisse zu dieser Stadt. Berlin: Nicolai, 1997, S. 205–211. Der Abdruck erfolgt mit freundlicher Genehmigung des Autors und des Verlags.*

Bora Ćosić

Der neue Mieter

Die Berliner Zimmer sind ungewöhnlich groß, und ich spreche darüber mit den Bekannten, die ich hier gefunden habe. In einem Berliner Zimmer könnte man jede Wohnung für eine vierköpfige Familie unterbringen, wie sie im Osten zur Zeit des Sozialismus gebaut wurden. Da fragt mich mein Bekannter, ein Journalist in Berlin, ob ich mich zurechtfinde, jetzt, da ich in so großen Zimmern lebe, und ich sage, es fällt mir leicht, denn früher, vor „jenem“ Krieg, gab es auch bei uns sehr große Zimmer, nur daß später Zwischenwände eingezogen wurden. Überhaupt fühle ich mich in Berlin wie in der Zeit vor „jenem“ Krieg, als auch bei uns die Wohnungen viele Räume hatten und jeder dieser Räume sehr groß war. Mein Freund, der Journalist, wundert sich, daß es auch bei uns so große Zimmer gab, die er für eine Berliner Spezialität gehalten hatte. Er sagt, er will einen Artikel über die großen Zimmer schreiben, die auch in südeuropäischen Staaten vorhanden waren, nur wird ihm niemand glauben, selbst wenn er erklärt, daß das sehr lange her ist. So lange, daß die

heute Lebenden keine Ahnung davon haben, nur wir, die wir bereits Halbgreise sind, wissen davon. Wir sind überhaupt die einzigen, die vieles wissen, während die anderen, die normal an diesem Leben teilnehmen, unser „Vieles“ gar nicht wissen müssen.

Ich erzähle dann, daß Brecht, als er 1953 nach Berlin kam, erklärte, der Mensch müsse zunächst in Wohnungen „aus dem Kapitalismus“ leben, um erst eines späteren schönen Tages in eine „sozialistische“ Wohnung zu ziehen. Woraus man schließen kann, daß der Schriftsteller eine sehr gute Meinung über die Wohnungen „im Sozialismus“ hatte und glaubte, auch diese menschlichen Behausungen würden sehr große, eben Berliner Zimmer haben. Mein junger Bekannter, der Journalist in Berlin, sagt mir darauf, daß Brecht nach seiner Rückkehr in den kommunistischen Teil Berlins wahrscheinlich alles hatte. Ich sage, daß ich seine kommunistische Wohnung im kommunistischen Berlin besucht habe und daß sie düster und etwas exotisch auf mich wirkte. Sein Zimmer sieht aus wie ein amerikanisches Reisebüro mit vielen Schreibmaschinen, und ich habe in diesem riesigen Raum darauf gewartet, daß eine amerikanische Sekretärin erscheint, die Norma Shearer ähnelt, dem großen Star aus der Zeit meiner Kindheit um 1939. Brechts Domizil ist also eine seltsame Kombination aus einer Schriftstellerwohnung mit vielen zerlesenen Büchern und einem Touristikunternehmen, das ein Weekend auf Borneo anbietet. Außerdem ist da eine Mauer und dahinter der Friedhof, auf dem Brecht neben seiner Frau begraben liegt. Meine Frau, sage ich, macht Witze über die kurze Distanz zwischen Brechts Sterbebett und dem Grab, in dem er nach wie vor ruht; sie meint, die Bestatter hätten ihn gleich im Laken über die Mauer werfen können. Der Friedhof indes gleicht eher einem privaten Garten, und mein Bekannter, der als Journalist in Berlin arbeitet, fragt mich, ob das der Friedhof ist, wo auch Hegel liegt. Ich sage, Hegels Grab ist ganz dicht bei dem von Brecht, sie stoßen fast mit den Füßen aneinander.

Ich erzähle, daß es in Brechts Leben trotz aller weltlichen Strenge einige melodramatische, ja komische Elemente gab. Daß er sehr aufgebracht war, als seine geschiedene erste Frau den langnasigen Komiker Theo Lingen heiratete. Er bekam Wutanfälle bei dem Gedanken, sein Kind werde von diesem verrückten Komödianten großgezogen, der in vielen deutschen Filmen nur Tablett fallen ließ und andere Schauspieler anrempelte. Mein Bekannter, der Berliner Journalist, fragt mich, woher ich das weiß, und ich sage, von einem meiner Freunde, einem Schriftsteller, der als sechzehnjähriger Junge in der Truppe von Victor de Kowa

gearbeitet hat. Über diesen Schriftsteller, der mein Berliner Freund ist, weiß der Journalist nichts, und ich sage, jener hat einige wesentliche Dinge über Berlin und das Leben in Deutschland während der ersten Nachkriegsjahre geschrieben. Nur ist er trotzdem ein sehr nervöser Mensch, dessen Finger ständig mit einem Stück Schnürsenkel spielen. Jetzt wundert sich mein Bekannter, der Berliner Journalist, was ich alles in dieser Stadt bemerke, woraus hervorgeht, daß er keine besonderen Beobachtungen von mir erwartet hat. Er hatte, vielleicht naheliegenderweise, von mir die Vorstellung, daß mich nach der Flucht aus „jenem“ Land hier im ersten Moment kaum etwas interessiert, daß ich nur in Berlin lebe und mich nicht groß umsehe.

Ich erwidere, daß er sich in dieser Hinsicht irrt und daß ich durch Berlin, vor allem das östliche, spaziere wie durch meine eigene Vorgesichte. Daß ich Straßen, Ecken und Haustore entdecke, die mich sehr an meine einstige Stadt erinnern. Besonders die Gegend um die Oranienburger Straße gemahnt mich an eine Straße, die in meiner Stadt am Ufer der Save verläuft. In meiner ehemaligen Straße ist auch alles verwahrlost und schmutzig, und diese Schmutzigkeit finde ich jetzt in der Umgebung eines Parks mit dem sehr poetischen Namen Monbijou. Außerdem ist mir dieses Revier um den Alexanderplatz wichtig wegen anderer Dinge, in erster Linie wegen der Dinge aus Döblins Roman. Mein Bekannter, der Berliner Journalist, staunt, wieso ich etwas über Franz Biberkopfs Erlebnisse weiß, und ich sage ihm, ich erzähle das aus dem Gedächtnis, denn das Buch ist in meiner ehemaligen Stadt verblieben. Aber dieser Tage ergibt sich zufällig die Gelegenheit, daß eine Freundin von dort zu Besuch kommt und mir das Buch mitbringt, sozusagen als Geschenk. Viele Bücher und Gegenstände, die sich in meinem Haus im Süden befinden, werden mir von verschiedenen Menschen wie Geschenke mitgebracht, denn ich hatte mit diesen Büchern und Gegenständen nicht mehr gerechnet. Auch mit der Erinnerung, die von dort stammt, wage ich nicht mehr zu rechnen, so daß mir alles, was mir einfällt, wenn es sich auf diese ferne Zeit bezieht, wie ein unerwartetes Geschenk vorkommt.

Ein Professor in Wien rechnete ebenfalls mit einer Menge Einzelheiten, die jede Person in sich birgt, und bemühte sich darum, daß sie diesen Personen aus der Tiefe der Erinnerung wiedergegeben wird. Das ist der lustigste Teil einer Wissenschaft, die später in Amerika zur Tortur und gymnastischen Spielerei entartete. In Amerika ist es nicht so leicht, nervös zu sein, denn man wird sofort in ein Team ähnlicher Personen

gesteckt, die alle zusammen an einem riesigen Pullover stricken. Als sollte King Kong, auch ein amerikanischer Held, eingekleidet werden. Hier in Europa stehen die Dinge jedoch zum Glück anders, und die Doktoren, die nervöse Personen behandeln, reden mit ihnen einzeln und oft freundschaftlich. Und einige dieser Gespräche führen später zu Schlußfolgerungen, die eher zur Philosophie und Literatur gehören, welche auf diesem Kontinent seltsamerweise noch immer Bestand haben. Nach dem Ende des Krieges hat ein Philosoph behauptet, es werde hier keine Poesie mehr geben, doch er hat sich geirrt. Denn ein Mensch kann zu einer literarischen Phrase auch gelangen, in dem er nur den Gedanken beschreibt, daß er nie zu dieser Phrase gelangen wird. Das ist das Paradox, auf dem jetzt unser literarisches Europa steht, so wie ich auf der Straße stehe, durch die Franz Biberkopf gegangen ist.

Wie man in Ostberliner Wohnungen lebte, hat Wenders in seinem Film über die Engel in Berlin fast im Vorübergehen gezeigt. Seine Kameras fuhren durch die schmalen Korridore der häßlichen Hochhäuser, die sich jenseits des Brandenburger Tors erhoben wie in jeder Stadt unseres sozialistischen Imperiums, und dann kommt man, selbstverständlich, aus diesen Korridoren in Zimmerchen, die wie für Zwerge gemacht sind. Im Osten der Zivilisation des zwanzigsten Jahrhunderts haben die Menschen viele Jahrzehnte in dieser Enge verbracht, und sie müßte wirklich als ethnographische Angabe und szenographischer Effekt erhalten bleiben. Denn auch das andere in diesen Wohnungen glich häufig einem Theater, wie es heute Kresnik in dieser Stadt zu enthüllen versucht. Seine Opponenten sagen, er macht eine östliche und rebellische Propaganda, aber seine Schöpfungen zeigen am besten das Temperament dieses gesellschaftlichen, geistigen und menschlichen Systems, das in jeder Weise neurasthenisch und verblödend ist. Die Volksmassen des Ostens haben vielleicht nicht diese Rage gezeigt, wie man sie von den Brettern der Volksbühne heute hört, obwohl sie diese Rage viel öfter hätten zeigen müssen. Diese Masse war vielmehr geneigt, ihr Leben in den kleinen Zimmerchen der neuen Pyramiden aus Preßschutt zu verbringen, und so hat sie ihr Leben im Grunde auch verbracht.

In unserer Nachbarschaft, im Dachgeschoß des Hauses Nr. 60, hat Erich Heckel, Mitbegründer der Künstlervereinigung *Die Brücke*, gemalt. Manchmal in der Nacht, sage ich, kommen von dort, vom Dachboden nebenan, Geräusche wie in dem Film *Das Haus der Lady Alquist* (*Gaslight*). Ich vermute, daß Heckel von der *Brücke* noch immer da oben arbeitet. Jeder wendet sofort ein, daß ich phantasiiere, aber ich antworte,

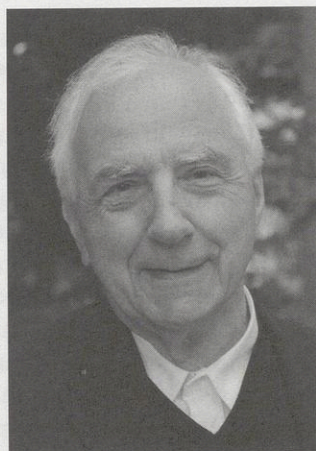
hier in unserer Gegend um die Mommsenstraße sind Dinge vorgegangen, die eine ganze Bibliothek füllen können. Etwas weiter nach Norden, in der Wielandstraße, entstanden *Die Weber* von Gerhart Hauptmann, der als sehr impulsiver Mensch der Gattin von Thomas Mann den Hof machte und seine Strafe später dadurch erhielt, daß er im *Zauberberg* als Eber dargestellt wird. Sympathisch, aber als Eber. Für mich jedoch ist viel wichtiger, daß nur ein paar Schritte weiter das Haus steht, in dem 1913 Musil wohnte. Im Erdgeschoß dieses Gebäudes hat meine Frau ihre Friseurin, und in dem Laden neben dem Salon kaufe ich Blumenkohl. Jetzt sagt jemand aus der Gesellschaft, daß ich mir das vielleicht ausdenke, weil ich meine Frau schon einmal zur Gattin dieses österreichischen Schriftstellers gemacht habe. Andere sagen, ich sollte das alles aufzeichnen, und ich sage, daß das wohl illusorisch ist, weil mir viele nicht glauben werden, was es alles in unserer Nachbarschaft gibt. Dann sagt der skeptischste unter den Gästen, der immer nach einer schwachen Stelle in meinem Charakter sucht, das sei alles Angeberei und nichts weiter. Ich sage, ja, aber es gibt keinen einzigen Autor, der nicht von Angeberei lebt. Das Schreiben ist jene maximale Angeberei, die aus einer Sache eine andere und das Leben des Schreibenden zur Phantasie macht. Würde ich doch über all das etwas sagen!, meint wiederum meine Bekannte. Sie ihrerseits bezweifelt, daß ich „alles“ sagen werde, weil es ein Schriftsteller immer so einrichtet, als beichte er bis zum Endpunkt der Aufrichtigkeit, aber danach stellt sich alles als Bluff heraus. Jetzt sehe ich selbst, daß ich es den Menschen nicht recht machen kann, nicht einmal hier, in Berlin, einer Stadt mit offener Luft und wunderbaren Menschen. Ich lebe hier im Grunde, als lebte ich überall, womit ich sagen will, daß ich kein besonderes Berliner Leben spüre, zu dem ich gehöre, und das könnte das größte Kompliment für diese Stadt sein, wenn jemand meine Erklärung ohne Vorurteil annähme.

Beispielsweise mache ich meine eigene Frau nervös, wenn ich behaupte, daß mich diese oder jene Sache in Berlin an eine gänzlich unberlinische und sehr ferne Erscheinung erinnert, und sie sagt, daß ich in einer Hinsicht fast unmöglich bin: das, was um mich existiert, scheint für mich nicht zu existieren, oder bestenfalls, um mich an etwas Nicht-Hiesiges, und, durchaus möglich, Nichtexistentes zu gemahnen. Im Kopf des Menschen gibt es eine Menge Erinnerungen an etwas, das nie geschehen ist, und wenn mich meine hiesige Erinnerung an etwas gemahnt, so gemahnt sie mich im Grunde nicht daran, sondern an meine Phantasterei, daß ich dort so etwas gesehen habe. Darauf also reduziert sich das

Gespräch, das ich in Berlin mit den intimsten Freunden führen kann und das dann antiberlinisch und unfreundlich gegenüber der Stadt ausfällt, die mich aufgenommen hat. Das kommt wohl daher, daß ich hier ein neuer Mieter bin, so wie ich auch vor relativ kurzer Zeit in Europa angekommen bin, aber eine Stimme, die mich aus dem Telefon bisweilen zornig befragt, meint, daß in meiner Wohnung noch immer der berühmte polnische Historiker Kapuściński weilt. Ich aber erfreue mich an dem, was in Berlin älter ist als ich und der berühmte Historiker, und ich kaufe am Ku'damm alte Ansichtskarten mit Personen vom Anfang des Jahrhunderts, die meinen Tanten aus dem Süden sehr ähnlich sind. Ist es denn möglich, erkundigt sich jener mißtrauische Bekannte, daß die Fräuleins dort weit unten im Süden so weiße Kragen trugen, wenn sie vor den Fotoapparaten posierten, und ich sage, daß das trotz seiner Skepsis absolut möglich ist. Viele meiner Bekannten in Berlin argwöhnen, daß ich einen Lift nicht bedienen kann, den sie hier Fahrstuhl nennen, wie auch, daß meine Tanten je imstande waren, sich fürs Fotografieren feinzumachen. So wie sie auch zweifeln, daß ich ich bin und irgendwie an diesen Berliner und europäischen Dingen teilhaben kann.

Aus dem Serbischen übersetzt von Barbara Antkowiak.

Im Dienst der Ökumene: Das Ostkirchliche Institut Regensburg – eine Bilanz. Ein Gespräch mit Prälat Dr. Nikolaus Wyrwoll



Ende des Jahres 2012 musste das Ostkirchliche Institut Regensburg aus den Räumlichkeiten im ehemaligen Kapuzinerkloster in der Ostengasse ausziehen. Damit geht eine über 35-jährige Epoche zu Ende, in der unzählige Stipendiaten aus den orthodoxen und orientalisch-orthodoxen Kirchen in Regensburg die deutsche Sprache und Kultur, vor allem aber die katholische Kirche und Theologie kennenlernen konnten. Das Ostkirchliche Institut besteht zwar weiter, doch die Betreuung der orthodoxen Stipendiaten wird ab Anfang Juli 2013 vom Johann-Adam-Möhler-Institut in Paderborn übernommen. Aus diesem Anlass sprach Thomas Bremer mit Prälat Dr. Nikolaus Wyrwoll, der zusammen mit Prälat Dr. Albert Rauch das Institut aufgebaut und geleitet hat.

Sehr geehrter Herr Prälat Wyrwoll, bitte sagen Sie uns etwas darüber, mit welcher Absicht die ostkirchliche Arbeit damals aufgenommen wurde.

Im Jahre 1960 wollten wir zwei junge Studenten des Collegium Germanicum Hungaricum in Rom, Albert Rauch und Nikolaus Wyrwoll, andere Formen der Liturgie kennen lernen und dazu in ein orthodoxes Land reisen. Damals war es am einfachsten, nach Griechenland zu kommen. Also machten wir für drei Monate eine Studienreise nach Griechenland und in die Türkei, auf den Berg

Athos, nach Konstantinopel, Chalki und Ephesus. Überall trafen wir orthodoxe Professoren und Pfarrer, die in Deutschland studiert hatten, aber an protestantischen Fakultäten, und fanden eine eigenartige Mischung aus orthodoxer Tradition und liberalem Protestantismus, der bei uns in Deutschland längst überholt war. Der Grund war leicht erkennbar: An katholischen theologischen Fakultäten konnte niemand einen Abschluss erwerben, ohne den Antimodernisteneid¹ mit Gehorsam gegenüber dem

¹ Der Antimodernisteneid wurde 1910 von Papst Pius X. eingeführt und ist vor

Papst abzulegen. Dies trugen wir dann Erzbischof Lorenz Jaeger in Paderborn vor.

Anderthalb Jahre später, im Frühjahr 1962, wurde der Diakon Nikolaus Wyrwoll – Albert Rauch hatte die Priesterweihe schon empfangen und war in Deutschland als Kaplan eingesetzt – in den Vatikan gerufen und bekam den Auftrag, den Inhalt eines Briefes von Kardinal Ottaviani den orthodoxen Autoritäten mitzuteilen: Dieser besagte, dass ab sofort Studenten aus anderen christlichen Kirchen alle katholischen akademischen Grade in Theologie erwerben können, ohne den Antimodernisteneid abzulegen. Das sei den interessierten Stellen mitzuteilen.

Ab diesem Zeitpunkt kamen Stipendienanträge orthodoxer Bischöfe für Studenten auch an die katholische Kirche in Deutschland. Zunächst verteilten wir die Studenten auf verschiedene Fakultäten mit Wohnung in den Priesterseminaren und veranstalteten regelmäßige Treffen, die „Regensburger Symposien“, als vertrauensbildende Maßnahme, damit die östlichen Bischöfe wussten, wohin sie ihre Theologiestudenten schicken.

Wie würden Sie denn die zwischenkirchlichen Beziehungen damals beschreiben?

dem Hintergrund der damaligen Auseinandersetzungen der katholischen Kirche mit den zeitgenössischen geistigen Strömungen zu verstehen. 1967 wurde er von Papst Paul VI. durch ein Glaubensbekenntnis ersetzt (Anm. d. Redaktion).

Das war ja noch vor der offiziellen Verwendung des Wortes „Schwesterkirchen“ durch Paul VI. 1963 und der Erklärung „Dominus Iesus“ 2000, aber man ging bereits oder noch davon aus, dass Ost und West eine einzige Kirche sind und der Plural „Kirchen“ im Gebrauch zwischen Ost und West sich auf die einzelnen Kirchen und Bistümer bezieht. Dementsprechend gab es zwar keine Kommuniongemeinschaft (ohnein kommunizierte man z. B. in Italien und bei den Orthodoxen äußerst selten), aber wir wurden in allen Gottesdiensten in Griechenland eingeladen, das Vaterunser oder das Credo für alle zu sprechen. So erging es uns auch bei den Besuchen in Bulgarien, Jugoslawien, Rumänien und in der UdSSR.

Im Jahre 1965, am letzten Tag des Zweiten Vatikanischen Konzils, wurden in Rom und in Konstantinopel gleichzeitig die Anathemata des Jahres 1054 feierlich „aus dem Gedächtnis und aus der Mitte der Kirche getilgt und die Verurteilungen der Östlichen Kirchen gegen die Westlichen und der Westlichen gegen die Östlichen aufgehoben“. Schon von der ersten Sitzung des Konzils im Jahre 1962 an war die russische Kirche vertreten, damals durch den jungen Archimandriten Wladimir, der jetzt Metropolit von Sankt Petersburg ist. Ab dem Jahre 1963 waren auch die anderen orthodoxen Kirchen beim Zweiten Vatikanischen Konzil vertreten.

Mit der Aufhebung der Anathemata begann der „Dialog der Liebe“ zwischen Ost und West. Die Deutsche Bischofskonferenz beschloss im Jahre 1966, eine spezielle Kommission

einzusetzen, die Brücken zwischen den östlichen Kirchen und denen des Westens bauen sollte, solange es noch keine volle Übereinstimmung im Glauben gab. Diese Kommission leitete der Bischof von Regensburg Dr. Rudolf Graber. Er hat immer wieder darauf hingewiesen, dass der Dialog zwischen der katholischen Kirche und den evangelischen Kirchen nicht genügt, dass dieser „Dialog“ übergehen müsse in einen „Trialog“ unter Einbeziehung der östlichen Kirchen.

Was waren die wichtigsten Schwerpunkte Ihrer Arbeit?

Am Ostertag 1967 begann Bischof Graber seine Arbeit mit einem Besuch beim Ökumenischen Patriarchen Athenagoras in Konstantinopel. Dieser Besuch war der offizielle Beginn der Arbeit des Regensburger Ostkirchlichen Institutes. Patriarch Athenagoras dankte der Deutschen Bischofskonferenz für die Initiative im Dialog zwischen den Kirchen. Er unterstrich, dass die Kontakte zwischen den einzelnen Lokalkirchen für die Einheit der Kirchen einen wichtigen Beitrag liefern können, denn den doch relativ kleinen orthodoxen Ortskirchen fällt es nicht leicht, direkte Kontakte mit Rom aufzunehmen.

So begannen nach und nach die zwischenkirchlichen „Regensburger Symposien“. Das erste galt dem Thema „Sakramente der Kirche“ und fand 1969 im Schloss Spindlhof bei Regensburg statt; anwesend waren eine große Delegation des Moskauer Patriarchats und anderer orthodoxer Patriarchate, katholische deutsche Theologen und

auch Gäste aus den evangelischen Kirchen. Im Jahre 1977 fiel dann der Beschluss zur Durchführung einer zweiten Symposienreihe „Die eine Kirche und ihr Leben in Raum und Zeit“. Dieser Zyklus begann 1979 mit dem Thema „Die Heiligen der einen Kirche“ und „Die Ämter der einen Kirche“ und endete im Jahre 1989 mit dem Symposium „Primat und Patriarchat – Amt für die Einheit der Kirche“. Die Symposien fanden statt in dem Geist, über den Bischof Rudolf gesagt hatte: „Wenn die Aufhebung der Anathemata im Jahr 1965 etwas mehr ist als nur eine theatralische Geste, dann muss sie auch wichtige Resultate haben. Das bedeutet: Grundlage unserer Gemeinsamkeit ist nicht die getrennte Kirche, sondern die ungeteilte Kirche des ersten Jahrtausends.“

Zur Jahrtausendfeier der Taufe Russlands hielten wir im Ostkirchlichen Institut im Jahre 1987 ein Symposium mit dem Arbeitsthema „1000 Jahre zwischen Wolga und Rhein“ ab. Zur 600-jährigen Gedenkfeier des Todes des großen Geistlichen, Mönchs und Erziehers Russlands, des heiligen Sergius von Radonesch, fand 1992 ein Symposium mit dem Thema „Das Ideal der Vollkommenheit gestern und heute“ statt. Die Begegnungen bei den Symposien, die mit weiteren Themen fortgeführt wurden, waren geprägt durch eine Atmosphäre des gegenseitigen Verständnisses von Menschen, die sich als Glieder der einen Kirche fühlen.

Wie viele Studenten aus den orthodoxen Kirchen hatten Sie in all den Jahren in Regensburg zu Gast?

Bis Ende 2012 werden mehr als eintausend Frauen und Männer aus den orthodoxen Kirchen als Stipendiaten der deutschen katholischen Bischöfe in Deutschland die Möglichkeiten genutzt haben, den Westen und die katholische Kirche, aber auch die Studenten anderer orthodoxer Kirchen in Deutschland besser kennen zu lernen. Sie haben ihre Kenntnisse der deutschen Sprache vervollkommen und sich dem innerkirchlichen Dialog geöffnet. Die Stipendiaten sind einige Monate, manche aber auch Jahre bei uns im Ostkirchlichen Institut in Regensburg gewesen. Meine Erfahrung ist, dass jeder von ihnen als ein besserer orthodoxer Christ zu seiner eigenen Kirche zurückgekehrt ist. 42 von ihnen sind jetzt Bischöfe in ihren Kirchen. Die anderen sind als Priester tätig, als Äbtissinnen in den Klöstern, sie haben Lehrstühle in den verschiedenen Ausbildungsstätten, sind Professoren, Dozenten, Assistenten. Viele arbeiten in den zwischenkirchlichen Kommissionen auf der ganzen Welt im Dienst an der Einheit der Christen mit.

Jeder Student arbeitet nach seinem eigenen Programm bei uns im Haus, gemäß der Festlegung durch seinen orthodoxen Bischof. So kann es sein, dass eine Schwester aus einem rumänischen Kloster nur drei Monate bei uns ist, um die deutsche Sprache besser zu lernen und anschließend die Möglichkeit zu haben, den Touristen in ihrem Kloster die Reichtümer bes-

ser zu erklären und nahe zu bringen. Ein anderer Student hat den Auftrag, zwei Jahre Pastoraltheologie zu studieren, damit er dann zuhause die Sonntagsschule organisieren kann. Wieder ein anderer macht seinen Doktor in Philosophie, damit er zu Hause den Lehrstuhl für Philosophie an seiner Hochschule wahrnehmen kann. Andere, z. B. Professoren an orthodoxen theologischen Fakultäten, nutzen die vorlesungsfreie Zeit im Sommer, um in den Bibliotheken der deutschen theologischen Fakultäten ihre Forschungsprojekte voranzubringen und die Vorlesungen des neuen Semesters vorzubereiten.

Die Vermittlung der Stipendien und die Regelung des Studienganges gehen von der Arbeitsgruppe „Kirchen des Ostens“ der Deutschen Bischofskonferenz aus, mit Unterstützung des Instituts in Regensburg. Viele Stipendiaten wohnten zwischen 1976 und 2012 im 1614 erbauten Kapuzinerkloster von Regensburg, das seit 1974 umgebaut wurde. Aus den alten Zellen wurden die Zimmer und die Bäder der Studenten, andere wurden Küchen. Damit konnte jede Gruppe ihren Esstraditionen treu bleiben: Die eine Gruppe fastete am Freitag, die andere am Samstag, einige nach dem Julianischen Kalender, andere nach dem Gregorianischen Kalender.

Welche Schwerpunkte Ihrer Arbeit würden Sie besonders hervorheben?

Drei Schwerpunkte: erstens die Begleitung der Stipendiaten; zweitens die Teilnahme an wichtigen Momen-

ten der orthodoxen Kirchen oder unserer ehemaligen Studenten, etwa Tod und Einsetzung der Patriarchen, Bischofs- und Priesterweihen, Hochzeiten und von unseren Ehemaligen veranstaltete Symposien; drittens Redaktion und Verlag der „ORTHODOXIA“, eines Verzeichnisses der Namen und Adressen der orthodoxen und vorchalkedonischen Bischöfe, ursprünglich gedacht als Hilfsmittel, die nach dem Konzil zahlreichen vagabundierenden „Bischöfe“ mit östlichen Scheintiteln von den Bischöfen zu unterscheiden, die wirklich zu einer östlichen Kirche gehören, mit denen der Heilige Stuhl in Kontakt ist. Mittlerweile ist „ORTHODOXIA“ zu einem Instrument der Kommunikation geworden. In der 1. Ausgabe 1982 sind rund 800 Bischöfe verzeichnet, in der 22. Ausgabe 2012-2013 rund 1.400.

Wie hat sich die Arbeit im Laufe der Jahre verändert?

In den ersten Jahren stellten Griechen aus allen „griechischen“ Kirchen (z. B. Griechenland, Ökumenisches Patriarchat, Zypern) die Mehrheit der Stipendiaten, im zweiten Jahrzehnt kamen die Studenten aus Rumänien und Äthiopien, in den letzten Jahren waren es überwiegend Slawen aus Nord und Süd. Im Studienjahr 2012/2013 studieren im Ostkirchlichen Institut orthodoxe Männer und Frauen aus Makedonien, Rumänien, Russland, Weißrussland, Georgien, Indien, Griechenland und Ägypten; die Mehrheit sind diesmal Serben aus Serbien, Bosnien und Herzegowina und Kroatien.

Im Ostkirchlichen Institut gibt es eine orthodoxe Kirche in der alten Tagzeiten-Kapelle der Kapuziner, die 1980 mit Ikonen und Fresken ausgeschmückt wurde. Der Erzbischof von Berlin Melchisedek, Exarch des Moskauer Patriarchates für Mitteleuropa, hat diese orthodoxe Kirche am Tag der Dreifaltigkeit 1980 konsekriert. In dieser Kapelle des Ostkirchlichen Institutes zelebrieren orthodoxe Priester – unsere Studenten und die Priester der in Regensburg wirkenden orthodoxen Gemeinden.

Neben dem individuellen Studienprogramm gibt es auch ein gemeinsames Programm. Dazu gehören Ausflüge zu kirchlichen Ereignissen, Besuche der umliegenden Klöster, gegen Ende des Studienjahres eine Wallfahrt nach Rom zu den alten Stätten der Christenheit, die uns den großen Horizont der Kirchengeschichte öffnen. Wir waren z. B. 1989 mit allen Studierenden bei der Ersten Europäischen Ökumenischen Versammlung in Basel, in der Osterwoche 2000 in Rom, Ostern 2007 in Konstantinopel, im Frühjahr 2008 zu einem Symposium mit dem St. Andreas-Institut Moskau in Freising, 2012 zur Heiligsprechung von Anna Schäfer in Rom.

Eine letzte Frage, die sich nicht direkt auf das Institut bezieht: Wie beurteilen Sie die ökumenischen Beziehungen zwischen der katholischen Kirche und der Orthodoxie heute?

Die vielfältigen Beziehungen von katholischen Kirchen (Bistümern, Bischofskonferenzen, Pfarreien) zu den orthodoxen Kirchen (Bistümer, auto-

kephale und andere Kirchen, Pfarreien, Klöster) halte ich heute für sehr lebendig und von großem Nutzen für das gegenseitige Kennenlernen und die gegenseitige Achtung als Schwesterkirchen, als echte Teilkirchen in Ost und West im Sinne von „Dominus Iesus“, Nr. 17. Die Beziehungen im Rahmen des offiziellen Dialoges beurteile ich allerdings nicht positiv. Ich war in Belgrad bei der Wiederaufnahme des Dialoges und hörte da manche enttäuschte orthodoxe Stimme: „Ich dachte, wir beraten jetzt, wie wir gemeinsam Eucharistie feiern und dabei die Reihenfolge der Patriarchen festlegen, und jetzt diskutieren wir Glaubensfragen wie in einem Dialog zwischen den orthodoxen oder katholischen Kirchen einerseits und den Protestanten andererseits.“ Wegen der völlig selbstständigen Entwicklung der Theologie und Frömmigkeit in den einzelnen östlichen Traditionen seit der Zeit der Apostel ist es unmöglich, zu gemeinsamen Aussagen zu kommen.

Meinen Beitrag zum vierten Band der Ratzinger-Studien² habe ich so

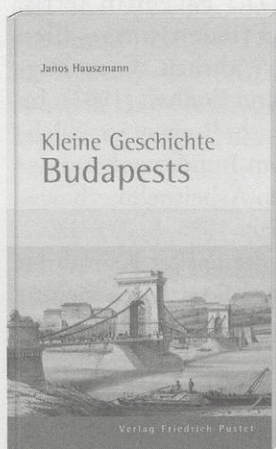
begonnen: Als der deutsche Papst Hadrian VI. Nachfolger Petri war, wurde der Bruch mit den Protestanten endgültig. Ich fürchte, dass unter dem jetzigen deutschen Papst ein nie dagewesener Bruch mit den orthodoxen byzantinischen und altorientalischen Kirchen eintritt.

² Nikolaus Wyrwoll: Bemerkungen zum Begriff der „Schwesterkirchen“. In: Christian Schaller (Hrsg.): Kirche – Sakrament und Gemeinschaft. Zu Ekklesiologie und Ökumene bei Joseph Ratzinger. (Ratzinger-Studien, Bd. 4). Regensburg 2011, S. 399-414.

Bücher

- Klaus J. Bade/Pieter C. Emmer/Leo Lucassen/Jochen Oltmer (Hrsg.): Enzyklopädie Migration in Europa vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart. 3. Aufl. Paderborn: Ferdinand Schöningh, 2010.*
- Benedikt XVI.: Botschaft zum Welttag der Migranten und Flüchtlinge 2013: Migration – Pilgerweg des Glaubens und der Hoffnung. Vatikan 2012*
- Barbara Dietz: Europäische Integration von unten? Mittel- und osteuropäische Migranten in Deutschland und die Rolle transnationaler Netzwerke im EU-Erweiterungsprozess. München: Forschungsvverbund Ost- und Südosteuropa, 2005.*
- Andreas Fisch: Menschen in Aufenthaltsrechtlicher Illegalität. Reformvorschläge und Folgenabwägungen aus sozioethischer Perspektive. Berlin (u. a.): Lit, 2007.*
- Andreas Fisch: Irreguläre Migranten zwischen Grenzsicherung und Legalisierung. Ethische Ansprüche an das Zugangsregime der Europäischen Union. In: ETHICA. Wissenschaft und Verantwortung 2/2009, S. 151-183.*
- Johannes XXIII.: Pacem in terris. Über den Frieden unter allen Völkern in Wahrheit, Gerechtigkeit, Liebe und Freiheit (1963). In: Texte zur katholischen Soziallehre. Hrsg. vom Bundesverband der Katholischen Arbeitnehmerbewegung. Kevelaer 1985, S. 271-320.*
- Barbara Laubenthal: Der Kampf um Legalisierung. Soziale Bewegungen illegaler Migranten in Frankreich, Spanien und der Schweiz. Frankfurt (Main), New York: Campus, 2007.*
- Ewa Morawska: Transnational Migrations in the Enlarged European Union. A Perspective from East Central Europe. Florenz 2000.*
- Jochen Oltmer: Globale Migration. Geschichte und Gegenwart. München; C. H. Beck, 2012.*
- А. И. Трейвиш: Город, район, страна и мир. Развитие России глазами страноведа. Москва: Новый хронограф, 2009. (А. И. Trejviš: Stadt, Gebiet, Land und Welt. Die Entwicklung Russlands mit den Augen eines Landeskundlers. Moskau: Novyj chronograf, 2009).*

Entdecken Sie Europas Metropolen!



Europäische Metropolen und ihre spannende Geschichte – fundiert, komprimiert, informativ und verständlich! Ideal zum Vorbereiten auf die nächste Städtereise – oder zum Schwelgen in Erinnerungen an die letzte!

Bisher erhältlich: Amsterdam, Budapest, Istanbul, Kopenhagen, Prag, St. Petersburg, Stockholm, Wien und Zürich.

Neu erschienen: Kleine Geschichte Budapests

192 S., 34 Abb., frz. Br., ISBN 978-3-7917-2454-6, € (D) 14,95



2. Aufl.

ISBN 978-3-7917-2248-1, € (D) 14,95



ISBN 978-3-7917-2121-7, € (D) 14,95



ISBN 978-3-7917-2122-4, € (D) 14,95



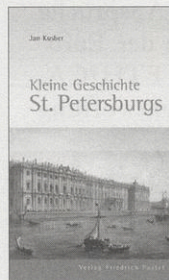
ISBN 978-3-7917-2330-3, € (D) 14,95



ISBN 978-3-7917-2272-6, € (D) 14,95



ISBN 978-3-7917-2418-8, € (D) 19,95



ISBN 978-3-7917-2227-6, € (D) 14,95



ISBN 978-3-7917-2329-7, € (D) 14,95

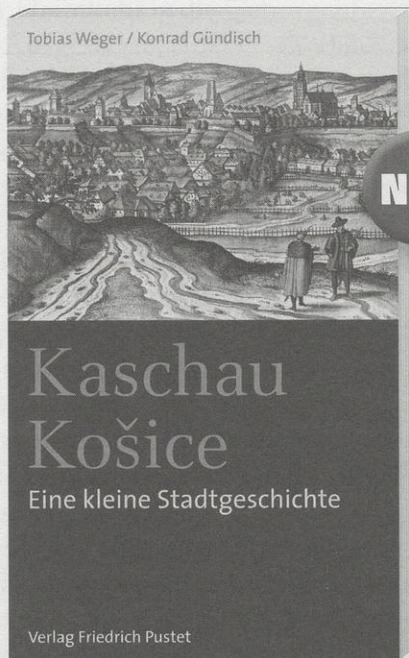


VERLAG
FRIEDRICH
PUSTET

Verlag Friedrich Pustet
Unser komplettes Programm unter:
www.verlag-pustet.de

Tel. 0941 / 92022-0
Fax 0941 / 92022-330
bestellung@pustet.de

Kaschau – Europäische Kulturhauptstadt 2013



NEU

TOBIAS WEGER / KONRAD GÜNDISCH

Kaschau / Košice

Eine kleine Stadtgeschichte

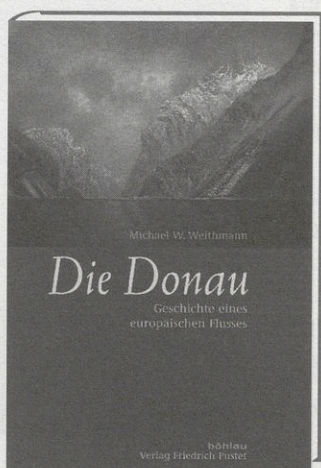
- **Die erste Geschichte in deutscher Sprache**
- **Kompakt, fundiert und gut lesbar**

Kaschau, »die neue kreative Stadt der Slowakei«, ist 2013 Europäische Kulturhauptstadt. Das Zentrum der Ostslowakei hat viele Namen: Košice, Kassa, Kaschau, Cassovia ... Diese Namensvielfalt zeugt von einer wechselvollen Geschichte, die sich auch heute noch im Stadtbild widerspiegelt. Ungarn, Slowaken, Deutsche, Juden, Ruthenen und Roma haben die Kultur Kaschaus ebenso geprägt wie deren religiöse Vielfalt und die intensiven wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Beziehungen.

Die erste Geschichte in deutscher Sprache schafft einen kompakten und gut lesbaren Überblick über die spannende Geschichte der zweitgrößten Stadt der Slowakei!

184 S., 33 Abb., frz. Broschur, ISBN 978-3-7917-2479-9, € (D) 14,95

Geschichte – von Ost bis West



MICHAEL W. WEITHMANN

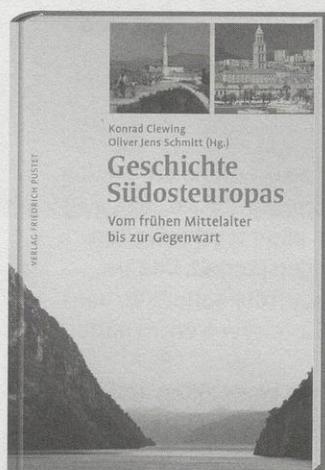
Die Donau

Geschichte eines europäischen Flusses

„Michael Weithmann hat mit seinem Buch ein Standardwerk für einige Generationen vorgelegt ... Das Ganze lässt sich gleichermaßen als Reiseführer wie als Nachschlagewerk benutzen.“ ORF-Radio

320 S., 50 Abb. und Karten, geb. mit SU
ISBN 978-3-7917-2443-0 (D, CH)
€ (D) 29,95

Koproduktion mit dem Böhlau Verlag Wien
Bestellungen in Österreich über die
ISBN 978-3-205-78870-6, € (A) 29,95



KONRAD CLEWING / OLIVER JENS SCHMITT (HG.)

Geschichte Südosteuropas

Vom frühen Mittelalter bis zur Gegenwart

Eine epochenübergreifende Darstellung mit Blick auf die gesamtregionalen Zusammenhänge.

„... dürfte auf Jahre hinaus maßgeblich für die deutsche Südosteuropa-Forschung bleiben und gehört in die Handbibliothek eines jeden, der an den Vorgängen in dieser Region interessiert ist.“

Frankfurter Allgemeine Zeitung

912 S., farb. Bildteil, geb. mit SU
ISBN 978-3-7917-2368-6, € (D) 39,95



VERLAG
FRIEDRICH
PUSTET

Verlag Friedrich Pustet
Unser komplettes Programm unter:
www.verlag-pustet.de

Tel. 0941 / 92022-0
Fax 0941 / 92022-330
bestellung@pustet.de

Editorial

Hafenstädte haben etwas Geheimnisvolles an sich. Sie sind Orte pulsierenden, aber auch unübersichtlichen Lebens. Sie sind seit Urzeiten auch mythisch besetzt. Orte der Heimkehr sind sie und Orte der Ausfahrt. Der Heimkehr in die Geborgenheit und relative Sicherheit. Der Ausfahrt ins Ausgesetzte, einer erschreckenden und faszinierenden Unsicherheit. Hafenstädte sind nicht nur Grenzorte zwischen Land und Meer. Sie sind auch Städte, in denen sich zwei Elemente mischen: Erde und Wasser. Aber sie waren und sind und werden auch sein: Schmelztiegel der Völker und Kulturen. Hafenstädte sind Orte der Sehnsucht. Eben, noch einmal: nach Heimkehr und Ausfahrt.

Das klingt geradezu poetisch, wenn man die heutige Wirklichkeit der großen Hafenstädte in Mittel- und Osteuropa in den Blick und unter die Lupe nimmt. Da tauchen Namen auf, die Erinnerungen wecken: an Armut und Reichtum gleichermaßen, auch an den Willen zur Macht und an erfahrene Ohnmacht, an Krieg und Frieden, an Ordnungswillen und Freiheitsdrang – bis zum heutigen Tag. Und sicher auch bis in alle vorstellbare Zukunft: Riga, Danzig, Split, Triest, Odessa, Suchumi, Wladivostok, Sankt Petersburg, Archangelsk. Für viele sind damit auch persönliche Erfahrungen verbunden

Beides nehmen wir in den Blick in dieser OWEP-Ausgabe: die Stimmung in diesen Städten und die wirtschaftliche, soziale und geostrategische Lage. So entstehen vielschichtige Bilder dieser Städte. Sie befreien von Klischees, die es auch gibt. Es sind, bei allen mitgeteilten Fakten und Informationen, offene Bilder.

In dieser Ausgabe befindet sich, als thematischer „Ausreißer“ sozusagen, auch noch ein Porträt über Neofit, den neuen Patriarchen der Bulgarischen Orthodoxen Kirche. Das Land, die Kirche dieses Landes sind mit mancherlei Vorurteilen belastet. Wir wissen, wenn wir ehrlich und nicht gerade Spezialistinnen und Spezialisten sind, nicht viel darüber. Das Porträt ist ein kleines Guckloch in eine Welt, die früher hinter dem „Eisernen Vorhang“ lag und sich heute mehr als nur dem touristischen Zugang öffnen kann.

Die Redaktion

ausgewählte Hafenstädte



Vom Hafen in der Stadt zur Stadt im Hafen ...

*Prof. Dr. Jerzy Kochanowski ist Professor für
Geschichte (Schwerpunkt: 20. Jahrhundert) am
Institut für Geschichte der Universität Warschau.*

Hafenstädte unterscheiden sich nicht nur durch ihre Lage von Städten des Binnenlandes – in ihnen kommen Menschen und Güter, aber auch Ideen zum Austausch. Der folgende Beitrag vermittelt einen Überblick über Funktion und Entwicklung dieser besonderen „Drehscheiben“ von Wirtschaft, Gesellschaft und Kultur von den Anfängen bis in die Gegenwart.

Merkmale einer Hafenstadt

Hafenstädte in der „modernen“ Bedeutung des Wortes entstanden zu einer Zeit, als die Strukturentwicklung in Zentren, die voneinander entfernt lagen, ein Niveau erreichte, das die Wahrnehmung nicht nur der inneren, sondern ebenso der äußeren Funktionen der Stadt ermöglichte – des (Über)seehandels, des Transportes, der Schifffahrt. Seither wurde der Hafen zu einem städtebaulichen Faktor, und neue Zentren entstanden dort, wo die Schiffe einen ruhigen Anlegeplatz und die Kaufleute die Möglichkeit ungezwungenen Handels finden konnten. Der Begriff „Hafenstadt“ wurde zu einem klaren und allgemein verständlichen Code, der nicht nur über die Lage am Meer und die damit verbundenen wirtschaftlichen Funktionen informierte, sondern auch über gesellschaftliche, demografische und kulturelle Merkmale, die die Hafenstadt von den Städten im Landesinnern unterschied.

Traditionell waren die Hafenstädte Zentren der Innovation und des Unternehmertums, was die Maxime bestätigt, dass „der Erdboden ernährt, das Meer aber reich macht“. Dank eines Wohnortes und einer Arbeit buchstäblich zwischen den Welten waren die Bewohner solcher Zentren (natürlich nicht alle!) dynamischer, mobiler, kreativer und offener für Modernisierungseinflüsse. Früher und in größerer Intensität als

die Bewohner des Landesinneren waren sie mit neuen kulturellen, ideologischen und wirtschaftlichen Mustern konfrontiert, die sie peinlich genau durchsiebten, um die geeignetesten auszusuchen und zu übernehmen. Die Grenzlage zog größere Aufgeschlossenheit, Multikulturalität, Multiethnizität nach sich, die bisweilen gar an Kosmopolitismus grenzte. Dies war freilich kein bedingungsloser Kosmopolitismus, sondern er war charakterisiert durch Pragmatismus – man tolerierte die Fremden, wenn das aus irgendwelchen Gründen einträglich war. Schiff-

fahrt und Seehandel waren immer auch mit einem Risiko verbunden, weshalb es nicht verwunderlich ist, dass in den Hafenstädten allgemein sichernde Praktiken angewendet wurden, um eventuelle Einbußen zu ver-

Die Bewohner von Hafenstädten sind von vorneherein offener für Modernisierungseinflüsse aller Art als die Bewohner anderer Städte.

ringern. Nicht zufällig wurden die modernen Formen des Bank- und Versicherungswesens gerade in den Hafenzentren erfunden (und danach laufend perfektioniert)!

Wie bereits angemerkt, erforderte die Bedienung des komplizierten Austausches mit dem Ausland spezielle Kompetenzen. Diese Besonderheit führte zu einem größeren Selbstbewusstsein der Bewohner und ermöglichte den Hafenstädten die Erreichung und – oft für lange Zeit – die Erhaltung sowohl einer ökonomischen als auch oftmals einer politischen Autonomie (einige, wie Hamburg und Bremen, verfügen bis heute über einen speziellen Status). War der Staat schwach oder geteilt, konnte der Status einer weit fortgeschrittenen Autonomie andauern, nach der Bildung zentralisierter Nationalstaaten jedoch, deren Anstrengungen auf die Sicherung der Kommunikation mit den Außenpartnern gerichtet waren, musste es zum Interessenskonflikt und zu dem für gewöhnlich gelungenen Versuch kommen, die Hafenstadt unterzuordnen. Besaß hingegen der Nationalstaat keinen Hafen, so war er bestrebt, ihn aus politischen, militärischen, ökonomischen und symbolischen Gründen einzunehmen (wie Litauen 1923 Klaipeda/Memel) oder neu zu errichten (wie Polen Gdynia/Gdingen).

Entwicklungen in der Neuzeit

Die Entstehung der Nationalstaaten war begleitet von einer technologischen Revolution, die bereits im 18. Jahrhundert begonnen hatte und zu der auch ein die Schifffahrt bzw. den Hafen betreffender Akt gehörte.

Damals begann sich der bis ins Altertum zurückreichende Typus der Hafenstadt zu verändern, in dem Docks und Anlegeplätze das topografische, repräsentative und funktionale Zentrum markierten. In solchen Zentren erfüllte der Hafen jedoch gegenüber der Stadt eine eher dienstbare Rolle, als Ort des Umladens und der Warenlagerung. Vom Transithandel war noch keine Rede, vielmehr dominierte der Eigenhandel der Hafenstadt – die örtlichen Kaufleute kauften Waren auf Lager, verteilten sie danach weiter und wurden zu natürlichen Vermittlern zwischen einem oftmals weiten Hinterland und der überseeischen Welt. Lübeck, Venedig oder Genua besaßen nämlich eigene Flotten und Handelsvertretungen, oftmals in entfernten, aber wirtschaftlich wichtigen Städten (wie Danzig in Nowgorod). So schlossen die Städte Bündnisse und Vereinbarungen, die oftmals – wie bei der Hanse – nicht nur von ökonomischer, sondern auch von politischer Bedeutung waren.

Die großen geografischen Entdeckungen und der Wettlauf um Überseekolonien führten zu Veränderungen in Seefahrt und Handel, die nicht mehr nur regional überseeisch, sondern transozeanisch wurden. Die alten ostseeischen oder mediterranen Welten überließen ihren Platz den neuen atlantischen. Gewinner waren die Städte (und Häfen), die einen unmittelbaren Kontakt mit der Neuen Welt und den asiatischen oder afrikanischen Kolonien unterhielten. Neue Stadtviertel entstanden fern des Hafens, in dessen Nähe eher widerwillig bereits die wohlhabenderen Kaufleute und Reeder wohnten. Das waren jedoch noch keine strukturellen Veränderungen. „Zur Blütezeit der Segelschifffahrt“, schrieb W. Rudolph, „waren die Hafenviertel der bedeutendsten europäischen Seestädte zwischen Liverpool und Lissabon, London und Neapel, Amsterdam und Riga, Kopenhagen und Marseille einander so ähnlich wie die Dome und Kathedralen dieser Gemeinwesen. In ihrer Struktur waren sie so artverwandt, dass sich unschwer eine ökonomisch-sozial orientierte schematische Topografie von Sailortown skizzieren lässt ... Von den Straßen zweiter Ordnung winkelten die Gassen ab und von denen wiederum die noch schmalere Gänge. In diesem finsternen Netzwerk lagen die meisten Seemannspensionen, die so genannten Boardinghäuser, dort waren Spelunken, Spielhöllen, Opiumkeller und billigste Bordelle angesiedelt. Im Gängeviertel wohnte der ärmere Teil des Hafenproletariats: Stauer, Festmacher, Sackträger, Karrenschieber und Straßenreiniger, Wäscherinnen, Näherinnen, Kellnerinnen – schließlich das Lumpenproletariat der Fleetenkieker, die nur bei seltener Gelegenheit arbeiteten, und der Prostituierten. Aus den Handwerkerstraßen wie

aus den Slums gelangte man schließlich auf die Haupt- und Prachtstraße des Vergnügungsbetriebs von Sailortown, deren Name – ob Reeperbahn, Tiger Bay, Paradise Street oder wie auch immer – für jeden Fahrensmann ein Begriff war.“

Technologischer und industrieller Wandel im 19. Jahrhundert

In der Mitte des 19. Jahrhunderts gerieten die traditionellen Hafenstädte jedoch in die technologische Defensive; sie waren gezwungen, sich sowohl ökonomisch als auch technisch auf dem Meer und an Land den sich verändernden Bedingungen anzupassen. Die Verwendung von Stahl zur Konstruktion von Schiffen erlaubte es, ihre Ausmaße zu vergrößern, die Verdrängung des Segelns durch Dampfmaschinen hingegen machte die Seefahrt unabhängig von atmosphärischen Bedingungen und vorhersehbarer. Die Einrichtung fester Schifffahrtslinien wurde realistisch, zumal der Bau neuer Kanäle, der dank der technischen Neuerungen ebenfalls erleichtert war – Suezkanal (1869), Nordseekanal (1876), Nord-Ostsee-Kanal (1895), Panamakanal (1914) – die Seefahrt vereinfachte und um ein Vielfaches verkürzte.

Feste Schifffahrtslinien, größere Schiffe und der wachsende Handelsaustausch erforderten einen bedeutend moderneren und leistungsfähigeren Service und eine Verwaltung durch die Reedereigesellschaften, durch die zwischen den Exporteuren und den Schiffseignern vermittelnden Makler, durch die Versicherungsinstitute oder Banken. Die bisherigen traditionellen Methoden der Verwaltung und des Handels, wie sie in den Kaufmannsfamilien üblich gewesen waren, erwiesen sich als veraltet und ineffektiv. Gewinner waren die Städte, die sich einerseits auf ein modernes, kapitalistisches Verwaltungssystem umstellten, andererseits über eine gut ausgebaute Kommunikation mit dem Hinterland verfügten. Um den neuen Herausforderungen gewachsen zu sein, musste sich der Hafen (zusammen mit ihm aber auch die Stadt) anpassen und radikal verändern. Für die größeren Dampfschiffe, die mehr Waren beförderten, musste man die Hafenbecken vertiefen und längere Kais bauen. Die gesteigerte Mobilität, neue Warenarten, die zu befördern waren (z. B. Kohle), und ein strenges Zeitregiment, das für die festen Schifffahrtslinien unerlässlich war, forderten neue Techniken des Be- und Entladens, die schneller, effektiver und an den Schienentransport angepasst waren.

Die Integrierung mit dem Kommunikationssystem zu Lande führte zur Entwicklung der Häfen und gleichzeitig zu einer Schwächung der

Hafenstädte. Die Schnelligkeit und die Effizienz des Schienentransportes stellte die Existenzberechtigung großer Speicher in den Häfen in Frage. Die früher in den Hafenstädten typische Konzentration von Handel, Finanzen und Transport an einem Ort (und manchmal auch in einer Hand) gehörte allmählich, aber unumkehrbar der Vergangenheit an. Diese Aufgaben übernahmen in einem immer größeren Maße die großen, im Landesinneren angesiedelten Handelsorganisationen und Industriekonzerne. Diese neue Rollenverteilung führte zur Anpassung alter und zur Entstehung neuer Dienstleistungsarten wie Speditionen, Versicherungen, Maklerberufen, Börsen und Warenauktionen, Sachverständigen und Vermittlern. Deren Büros mussten sich aber nicht mehr unmittelbar in den Häfen befinden, die einen immer industrielleren Charakter annahmen und sich immer mehr von den Städten separierten; der Hafen war nicht mehr so sehr „in“ der Stadt als „bei“ ihr.

Im 19. Jahrhundert führten veränderte technologische Möglichkeiten zur Umgestaltung der Häfen.

Gleichzeitig entwickelte sich eine spezifische (Sub)kultur der Hafenarbeiter – der Docker, die den Hafenstädten (oder zumindest ihren küstennahen Vierteln) ein spezifisches Gepräge verliehen. Am Ende des 19. und in den ersten Dekaden des 20. Jahrhunderts wurden die Hafenstädte und die Häfen auch zu einem Gegenstand der Musealisierung, und zwar nicht nur *sensu stricto*, in der Gestalt von Übersee- und Schifffahrtsmuseen. Die stürmische Entwicklung der Massenkultur, der Medien auf der Suche nach neuen Themen und Sensationen sowie der Touristik führte zu einem Anwachsen des Interesses an den Hafenvierteln mit ihren Bars, Unterhaltungsstätten und Bordellen. Die Fremdenführer warnten die Angereisten nicht mehr vor ihnen, sondern ermunterten geradezu zu einem Besuch. Selbstverständlich verlief der oben dargestellte Prozess nicht überall gleichzeitig, mit ähnlicher Intensität und vergleichbaren Auswirkungen. In Europa dauerte er umso länger, je weiter er im Osten und Süden von Liverpool, Antwerpen, Rotterdam oder Hamburg lag, war weniger radikal, hatte mehr Nuancen und Zwischenstadien.

Revolutionierung des Überseehandels durch den Container

Der Zweite Weltkrieg brachte einerseits unvorstellbare Verluste und Zerstörungen, war aber andererseits ein stimulierender Faktor sowohl

des technologischen Fortschritts als auch der internationalen Veränderung. Die in den fünfziger und sechziger Jahren blitzartig anwachsenden Umsätze stießen jedoch an technische Grenzen – die existierende Flotte war nicht in der Lage, die Nachfrage nach dem Transport von Erdöl, Rohstoffen, Halbfabrikaten und fertigen Erzeugnissen zu bewältigen. So wiederholte sich die Situation aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, als der wachsende Bedarf zu einem Impuls für die Werftindustrie wurde, die Dampfschiffe mit größerer Reichweite und Tragfähigkeit produzierte. Und wie ein Jahrhundert zuvor stießen die wachsenden Transporte und die Ausmaße der Dampfschiffe auf die Barriere, dass die Häfen nicht hinreichten: Sie waren oftmals zu klein und zu flach, um die Meereskolosse aufzunehmen. Die Folgen waren paradox: 1960 war der Außenhandel der USA relativ geringer nicht nur als 1950, sondern auch als im Krisenjahr 1930! Es ist also nicht verwunderlich, dass die technologische Revolution, wie man die Containerisierung ohne Übertreibung nennen kann, in den traditionell nach Rationalisierung und Standardisierung strebenden USA begann. Rasch erfasste sie die ganze Welt und veränderte sie in einem mit anderen Meereserfindungen schwer zu vergleichenden Ausmaß. Auf den in seiner Einfachheit genialen Gedanken, die von den Fahrgestellen abgenommenen, standardisierten Autoaufleger mit Schiffen zu transportieren, war Malcom McLean, der Inhaber eines Autotransportunternehmens, gekommen. Schon die erste Fahrt seines „Containerschiffes“ (ein umgebauter Tanker aus alten Heeresbeständen) im April 1956 zeigte, dass die Idee nicht nur wirksam, sondern geradezu revolutionär war und die Transportkosten sogar um ein Vielfaches senken konnte.

Wie die Containerisierung Einfluss auf den Welthandel nahm, davon zeugt die Tatsache, dass in den Jahren 1980 bis 1996 die Masse der in den standardisierten Kästen transportierten Waren um 433 Prozent anwuchs! Die sinkenden Transportkosten bewirkten, dass sogar Firmen mit einer bis dahin nur lokalen Bedeutung im Stande waren, eine internationale Expansion zu wagen. Dadurch begannen Fabriken in Malaysia oder Südkorea, ihre Erzeugnisse ohne größere Schwierigkeiten auf westliche Märkte zu liefern oder für bekannte westliche Marken bedeutend billiger als in den USA oder in Europa zu produzieren. Die Container (und die Containerschiffe) nahmen auch entscheidenden Einfluss auf das Aussehen der Häfen und ihre endgültige Trennung von den Städten. Rasch zeigte sich nämlich, dass die traditionellen örtlichen Häfen, mit ihren „fingerartigen“ Landungsbrücken, gewaltige Probleme mit dem

neuen Typ von Schiffen und ihrer Ladung hatten. Und umgekehrt: Die Containerschiffe waren oftmals einfach zu groß, um an den Kais anzulegen, auf denen es im Übrigen keinen Platz für die Lagerung Tausender von Containern gab. Die Stadt (und der Hafen), die als erste berührt und in entscheidender Weise durch die Containerrevolution verändert wurde, war unstrittig New York.

Der Hafen war auch einer der wichtigsten Arbeitgeber der Megastadt. Von 3.008.364 (legal) New Yorker Beschäftigten im Jahre 1951 arbeiteten 410.717 im Hafen und in mit ihm verbundenen Zweigen von Dienstleistungen und Industrie. Starke Berufsverbände, vor allem die der Dockarbeiter, blockierten aus Furcht um den Verlust des Arbeitsplatzes die Umgestaltung des Hafens. Als man damit begann, war es bereits zu spät. Seine Chance bei der Containerisierung witterte dagegen der im benachbarten New Jersey gelegene Hafen in Newark, der über gute Eisenbahn- und Straßenverbindungen verfügte. Indem er in eine neue Infrastruktur investierte, verdoppelte er zwischen 1956 und 1960 den Umsatz, und 1962 startete er ein spezielles Containerterminal (Port Elisabeth). In dem Maße, wie dieser Hafen aufblühte, starb der New Yorker Hafen. Dieser Umstand wie auch die Masseneinfuhr billiger Produkte aus Fernost (in Containern!) hatten fatale Auswirkungen für die New Yorker Industrie. 1964 waren in der Metropole ca. 30.000 produzierende Betriebe tätig (2/3 in Manhattan), die ca. 900.000 Personen beschäftigten. 1976 gab es die Hälfte von ihnen schon nicht mehr, und ein großer Teil derer, die durchgehalten hatten, verringerten die Arbeitsplätze. Praktisch verschwand auch die traditionelle Gruppe der Dockarbeiter – zwischen 1963 und 1975 fiel die Nachfrage nach ihrer Arbeit um 91 Prozent! Ähnlich sah dieser

An die Stelle der Seehäfen sind im Bereich des Personentransports im 20. Jahrhundert die Flughäfen getreten.

Prozess in anderen großen Hafenindustriezentren aus, die an das globale Netz angeschlossen waren, San Francisco, Liverpool, Rotterdam, Marseille oder Hamburg. Sie wurden entweder durch gänzlich neue Häfen ersetzt, die man im Nichts errichtet hatte (Felixstowe in England oder Tanjung Pelepas in Malaysia), oder durch Zentren, denen allerdings früher keine große Bedeutung zukam, die aber in besserem Kontakt mit dem Hinterland standen und die Möglichkeit territorialer Entwicklung besaßen.

Gleichzeitig mit der Containerrevolution verloren die Seehäfen schließlich ihre Rolle als Schleuse des transkontinentalen Menschen-

stroms. Die erste zivile transatlantische Flugverbindung wurde 1946 gestartet, und ein Vierteljahrhundert später legten bereits 97 Prozent der Passagiere die Strecke über den Nordatlantik mit Flugzeugen zurück. Das ist nicht verwunderlich: Das Düsenflugzeug brauchte dafür genauso viele Stunden, wie ein Motorschiff – Tage! Somit wurde das, was seit dem Altertum das Monopol der Hafenstädte ausmachte – die physische Erreichbarkeit (*accessibility*) und die globalen Verbindungen (*connectivity*) – zu einem Charakteristikum jetzt auch von Zentren im Binnenland, die über entsprechend große Flughäfen verfügten. Die multikulturellen und multiethnischen Flughäfen ersetzten die Seehäfen. Diesen blieben dagegen der Service der Fähren und der immer populäreren Kreuzfahrtschiffe.

Sie sind auch oft die einzigen Dampfer, die an den traditionellen Stadthäfen anlegen. Die Umladung sowohl der Massenwaren (Erdöl, Erz, Chemikalien) als auch der Container rückten weit von ihnen ab. Die neuen Terminals sind tatsächlich große, automatisierte Fabriken, und die rasche Be- und Entladung der riesigen Schiffe wird durch Computersysteme geplant und beaufsichtigt. Der Aufenthalt des Containerschiffs dauert oft einige Stunden, höchstens einen Tag, aber auch dann verlässt die Besatzung (die selten mehr als zwanzig Personen zählt) meistens nicht den von der Stadt entfernten Ankerplatz. Zur Vergangenheit kann man also das bunte Seemannsleben zählen, das ganze Wochen in den Hafenvierteln verbracht wurde. Dazu ist einfach keine Zeit mehr. Dadurch verloren die Hafenläden, die Bars oder die Bordelle ihre traditionelle Klientel. Die westlichen Hafenstädte verloren auch ihre alte industrielle Funktion. Vor allem die Werften ertrugen die Konkurrenz der asiatischen Produzenten nicht. Aber auch andere Bereiche, sogar solche, die traditionell mit dem Meer verbunden sind (wie z. B. die Fischverarbeitung), begannen sich von ihnen zu entfernen.

Die Rückkehr der Stadt in den Hafen

In das leere Hafen-Werft-Gebiet begann die Stadt wieder einzudringen. Seit den siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts verlor die traditionelle Seewirtschaft – Handel, Schifffahrt, Schiffbau, Fischfang – systematisch und unerbittlich ihre bisherige Funktion als treibende Kraft der Entwicklung der Hafenstädte. Das war ein langer Prozess, der abhängig war von komplizierten, oft inneren und lokalen Faktoren. Man kann jedoch annehmen, dass in den neunziger Jahren des 20. Jahrhun-

derts alle größeren Städte, die über Häfen und/oder Werften verfügten, sich letztlich mit der neuen Wirklichkeit konfrontieren lassen mussten.

Natürlich gab es Verteidigungsstrategien einzelner Berufsgruppen, die oftmals, besonders im Falle starker Gewerkschaften (Dock- und Werftarbeiter), in der Lage waren, die Umgestaltungen hinauszuzögern. Nicht zu bagatellisieren ist auch die früher angesprochene starke Identifizierung mit dem Leben an der Küste und mit der Arbeit, die eine gewaltige kulturelle Bedeutung hatte und sich sowohl in die Topografie der Hafenstädte als auch in die Verhal-

tensweisen und die Mentalität der Bewohner einprägte. In ihrem Gruppenbewusstsein steckte nämlich tief

die Überzeugung, dass der Wohlstand, die sozialen Errungenschaften und die gemeinsame Kultur auf den Reisen, dem Handel und der Meeresindustrie basieren. Es ist auch nicht verwunderlich, dass der Modernisierungsübergang von den *working ports*, den Städten, die auf traditioneller Produktion und dem Austausch basieren, hin zu den *living ports*, die vom Wissen, von Informationen und Diensten leben, mit einer „Modernisierung der Köpfe“ beginnen musste.

Die Städte gewannen ganze Gebiete zurück, die meistens in ihrem unmittelbaren Zentrum lagen, in Kontakt mit dem Meer, was einen Wert an sich darstellt. Wenn früher die Häfen den Ort vom Meer getrennt hatten, konnten sie jetzt eine moderne Schnittstelle („interface“) werden. Ein bedeutsamer Teil der Hafenstädte nutzte diese Chance. Das erforderte einen gesellschaftlichen Konsens, eine Idee und gewaltige Mittel. Der Prozess der Revitalisierung der Hafenviertel begann dort, wo die traditionelle Seewirtschaft am schnellsten der Vergangenheit angehörte – in den USA, z. B. in Boston, New York oder San Francisco. Die USA dienten als Muster für Städte in Europa (London, Liverpool, Hamburg, Oslo), Australien (Sydney, Melbourne) oder Japan. In den neunziger Jahren des 20. Jahrhunderts realisierte man einen solchen Bedarf (oder die Notwendigkeit) in Singapur, Kapstadt, Bombay sowie im ehemaligen sozialistischen Block. Die alten Häfen und Hafenviertel erhalten nun ein neues Gesicht, aber die in ihnen entstehenden Handels- und Kongresszentren, Lofts, Multiplexe, Galerien bewahren oftmals nicht nur das lokale Meereskolorit, sondern inszenieren und unterstreichen es geradezu.

Wie früher die Häfen besondere Produkte bereitstellten, so wurden sie jetzt zum Schauplatz ebenso besonderer Versuche: exklusive Erho-

Die Hafenstädte wandeln sich von „working ports“ zu „living ports“.

lung, außergewöhnliche Wohnungen und Büros, ausgeklügelte Dienstleistungen. Als Beispiel mag das baskische Bilbao dienen, das durch den Bau des Guggenheim-Museums durch den weltberühmten Architekten Frank O. Gehry von einem traditionellen Zentrum der Meeresindustrie zu einem kulturellen Zentrum von internationaler Bedeutung wurde. Die Stadt selbst „kaufte“ eine neue Identität, indem sie zu einem Kunstmarkt von Weltrang wurde. Ähnlich werben Barcelona oder Genua für sich als Kulturzentren, Kongress- und Touristik-Städte. In Hamburg wurde die so genannte HafenCity den touristischen Attraktionen hinzugefügt, man organisiert spezielle Meereshafen-Veranstaltungen, wie den jährlichen „Hafengeburtstag“ oder die öffentliche Zelebrierung des Einlaufens großer Wasserfahrzeuge.

Als es zu Beginn der achtziger Jahre in Oslo klar wurde, dass der Hafen zu einem entlegenen Terminal umziehen muss, schlug man eine Revolution im öffentlichen Raum der Hauptstadt vor: Strände anstelle von Kais, Wohnungen anstelle von Lagern, Cafés anstelle von Containern. Der von der Stadt vorgestellte Plan sah die Bestimmung eines großen Teils des Kais unter neuer Bebauung vor, wobei jedoch für den Bedarf des Hafens noch ziemlich viel Gelände übrig blieb. Das zog eine öffentliche Debatte über den Charakter der Hauptstadt nach sich – ob sie eine „Hafen“- oder eine „Fjord“-Stadt sein sollte. Die Mehrheit der Stimmen entfiel auf die zweite Möglichkeit. Man machte sich an die Revitalisierung des alten Stadtteils und fasste die Entscheidung, dass in dem zu ihm gehörenden Stadthafen nur noch Fähren und Ausflugsdampfer verblieben. Die Hafenterrains waren so attraktiv, dass das Parlament 1999 beschloss, genau dort die neue Nationaloper zu errichten.

Zweifellos ist das noch nicht die letzte Etappe in der Geschichte der Hafenstädte. Wie es weitergeht, werden wir sicherlich schon bald erleben.

Aus dem Polnischen übersetzt von Friedemann Kluge.

Danzig: Hafenstadt unter hohem Himmel

Dr. Peter Oliver Loew ist Historiker und wissenschaftlicher Mitarbeiter am Deutschen Polen-Institut, Hauptinteressensgebiete: Geschichte der deutsch-polnischen Beziehungen vom 19. bis 21. Jahrhundert, Geschichte der Polen in Deutschland, Geschichte und Gegenwart Danzigs, Kulturgeschichte.

Polens wichtigste Hafenstadt war über Jahrhunderte Drehscheibe Ostmitteleuropas: Die deutsch geprägte Bürgerstadt wurde durch Handel und Handwerk reich, ehe Kriegswirren und die preußische Annexion 1793 zu einem Niedergang führten. Die Zäsur von 1945, als die Stadt schwer beschädigt und mit polnischen Bewohnern neu besiedelt wurde, ist heute längst Vergangenheit.

Annäherungen

Vielleicht ist es der Schrei einer Möwe. Vielleicht ist es der hohe Himmel. Vielleicht ist es die Backsteinarchitektur der Kirchen und Tore: Selbst wenn man es nicht wüsste, würde man es ahnen – diese Stadt liegt am Meer. Das Meer aber und auch den Hafen muss man lange suchen.



*Danzig: Blick auf die Mottlau mit dem Krantor
(© Matthias Kneip)*

Viel hängt davon ab, wie man nach Danzig gelangt: Wer mit Auto oder Bahn anreist, wird das historische Zentrum der Stadt erreichen, ohne das große Wasser erblickt zu haben. Wer aber das Flugzeug genommen hat und bei gutem Wetter das Glück hat, im Landeanflug über die Innenstadt zu fliegen, begreift die Lage des historischen Stadtkerns: Dort, wo die kleine Radaune in die größere Mottlau und diese in die Weichsel fließt, erbauten slawische Fischer am Ende des ersten Jahrtausends nach Christus ein Dorf, das schon bald Handel an sich zog. Die Ostsee war nur wenige Kilometer weit entfernt, bestens erreichbar auf dem Unterlauf der Weichsel, jenes halb Ostmitteleuropa durchziehenden Flusses, Hauptschlagader des Warenverkehrs in einer Zeit, in der ungeheure Wälder und weitläufige Sümpfe die Kommunikation zwischen den wenigen Siedlungszentren stark erschwerten.

Erstmals erwähnt wurde Danzig dank seines Hafens – von hier aus nämlich stach im Jahre 997 Bischof Adalbert von Prag in See, um zu den heidnischen Prußen zu gelangen, die ihn bekanntlich bald darauf erschlugen; in der Vita des bald heiliggesprochenen Märtyrers wird die Stadt erstmals genannt. Die kommenden Jahrhunderte sahen einen ungeahnten Aufschwung des Hafens – sei es unter der Herrschaft der Herzöge von Pommerellen, sei es zwischen 1308 und 1454 im Staat des Deutschen Ordens, sei es anschließend bis 1793 als Teil des Königreichs Polen.

Vom Hochmittelalter zur Neuzeit: Blüte und Niedergang

Das Hafengeschehen konzentrierte sich in dieser Zeit auf der Mottlau: Hier, geschützt vor den Unbilden des Meeres, am Rande der Innenstadt, zwischen Langer Brücke und Speicherinsel lagen eng an eng die Segelschiffe, ihre Masten überragten die Bürgerhäuser. Im Jahre 1583 liefen zum Beispiel 2.230 Schiffe in den Hafen ein. Zwischen ihnen bahnten sich zahllose Weichselkähne und Flöße ihren Weg, die aus dem preußisch-polnischen Hinterland brachten, was des Händlers Herz begehrt: Roggen und Weizen von den großen polnischen Gütern, Holz und Waldprodukte. Mit Getreide konnte man phasenweise phantastische Gewinne erzielen, denn gerade die sich rasch urbanisierenden Niederlande waren auf Lebensmittelfuhr angewiesen. Kein Wunder, dass die Mehrzahl der in den größten Ostseehafen der Frühen Neuzeit einlaufenden Schiffe aus den Niederlanden stammte. Sie kamen keineswegs leer: Salz, Tuche, Heringe, Gewürze, Wein, Luxuswaren fanden sowohl in

Danzig als auch im ganzen polnisch-litauischen Staat dankbare Abnehmer; die Stadt war ökonomischer Dreh- und Angelpunkt des Landes und war so groß wie keine zweite zwischen Moskau und Amsterdam.

Der Hafen bescherte Danzig gewaltigen Reichtum, was es der Stadt ermöglichte, zur Not mit erklecklichen Geldzahlungen stets große Autonomie vom König und dem Adel bewahren zu können. Darauf hielt man große Stücke, denn als bürgerliches, seit der Reformation weitgehend protestantisches und größtenteils deutschsprachiges Gemeinwesen war man im vom Adel dominierten, katholischen Polen doch etwas ganz Besonderes.

Doch goldene Zeiten gehen irgendwann einmal zu Ende. In Danzig machte sich der Abstieg seit Mitte des

Danzig war der ökonomische Dreh- und Angelpunkt Polens und so groß wie keine zweite Stadt zwischen Moskau und Amsterdam.

17. Jahrhunderts langsam bemerkbar – die zwischen Polen und Schweden ausbrechenden Kriege beeinträchtigten den Ostseehandel und zogen die landwirtschaftliche Erzeugungsbasis in Mitleidenschaft. Häfen im Baltikum, aber auch Stettin wurden wichtiger, und mit der allmählichen Verbesserung der Landwege musste auch nicht mehr alles über See transportiert werden. Als Danzig am Ende des 18. Jahrhunderts vom Königreich Preußen annektiert wurde, war es still geworden im Hafen. Nach den Teilungen Polens war die Stadt zeitweise fast völlig von ihrem polnischen Hinterland abgeschnitten, weshalb sie erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts einen neuen, relativ bescheidenen Aufschwung nahm – allerdings nicht mehr dank ihres Handels, sondern als preußisches Verwaltungszentrum, Garnison und Industriestandort, während sie ihre polnische Vergangenheit rasch vergaß; 1871 wurde Danzig erstmals in seiner Geschichte Teil eines Deutschen Reichs. Die Werftindustrie entwickelte sich zum Zugpferd der heimischen Wirtschaft, neben kleineren Unternehmen vor allem die 1850 gegründete Königliche (später Kaiserliche) Werft, die ausschließlich Kriegsschiffe baute, und die 1889 entstandene Schichau-Werft, die neben der Produktion von Ozeandampfern ebenfalls für die kaiserliche Marine arbeitete.

Der eigentliche Hafen besaß zwar längst nicht mehr die ursprüngliche Bedeutung, war aber dennoch weiterhin wichtige Drehscheibe für Danzig und sein Hinterland – die preußische Provinz Westpreußen. Da mit dem Anbruch der Dampfschiffahrt die Pötte immer größer wurden, verlagerte sich das Hafengeschehen aus dem alten, engen Mottlauhafen an die Weichsel in Richtung See, wo große neue Hafenbecken entstan-

den; auch der direkt an der Hafeneinfahrt gelegene Stadtteil Neufahrwasser gewann immer größere Bedeutung für den Warenumsschlag.

Das 20. Jahrhundert – von der „Freien Stadt“ zum Symbol des polnischen Freiheitswillens

Die Weltkriege des 20. Jahrhunderts veränderten vieles: Nach dem Ende des Ersten wurde Danzig qua Versailler Vertrag zur Freien Stadt unter Aufsicht des Völkerbunds und mit begrenzten eigenstaatlichen Rechten. Der Hafen wurde einer gemeinsamen deutsch-polnischen Verwaltung unterstellt, die gewährleisten sollte, dass sowohl Polen Danzig als seinen zentralen Seehafen nutzen als auch die Deutschen ihre Rechte wahren können. Doch die Wirklichkeit war komplizierter, als sich dies die internationalen Friedensmacher gedacht hatten: Schon 1920 hatten – allerdings auf Initiative der Kommunisten, nicht der Deutschen – die Hafenarbeiter gestreikt, um den Nachschub für die gerade gegen Sowjetrußland kämpfende junge polnische Republik zu unterbinden. Dieses fast traumatische Erlebnis bewegte Polen kurz darauf, im polnischen Küstenabschnitt nördlich von Danzig einen eigenen Hafen zu bauen. Das moderne und modernistische Gdgingen sollte sich ab Ende der 1920er Jahre zur harten Konkurrenz des beharrlich an seinem historischen Erbe hängenden Danzigs entwickeln. Dennoch war Polen sehr auf seine vertraglich zugesicherten Rechte in Danzig erpicht, unter anderem darauf, auf der gegenüber von Neufahrwasser gelegenen Halbinsel Westerplatte ein Munitionsdurchgangslager zu errichten, in dem eine kleine polnische Besatzung stationiert war. Nachdem die NSDAP im Juni 1933 die Herrschaft im kleinen Staatswesen erlangt und mit zeitlicher Verzögerung von der „Gleichschaltung“ bis zur Judenverfolgung fast alles nachgeahmt hatte, was Adolf Hitler im Deutschen Reich vorexerzierte, war es diese Westerplatte, die den Auftakt zum Zweiten Weltkrieg gab: Der wenige Tage zuvor vorgeblich zu einem Freundschaftsbesuch in den Danziger Hafen eingelaufene Panzerkreuzer „Schleswig-Holstein“ beschoss im Morgengrauen des 1. September die polnische Halbinsel, nach einer Woche tapferer Verteidigung musste sie kapitulieren. Danzig wurde Teil des Dritten Reichs.

Die Kriegsjahre brachten dem Hafen kriegsbedingt weiteren Verkehr und den Werften Rüstungsaufträge; aufgrund seiner Lage war Danzig auch nur vereinzelt Ziel kleinerer Bombenangriffe. Die Zäsur vom März 1945 war deshalb umso einschneidender: Nach kurzer Belagerung er-

oberten sowjetische Verbände gemeinsam mit polnischen Einheiten die Stadt. Im Zuge der Kampfhandlungen ging ein Großteil der historischen Innenstadt in Flammen auf, auch die Speicherinsel und viele Hafenanlagen wurden unwiederbringlich zerstört. Sofern die deutschsprachige Bevölkerung – vor 1939 rund 95 Prozent der Einwohnerschaft – nicht vor Kriegsende geflohen war, wurde sie bis 1947 vertrieben. Die neue Bevölkerung stammte aus den unterschiedlichsten Regionen Polens – sowohl aus den westlich und südlich angrenzenden, traditionell slawisch besiedelten Gebieten als auch aus Zentralpolen und den mittlerweile an die Sowjetunion gefallenen ostpolnischen Regionen. Von Meer und Schifffahrt verstanden die Neubürger zunächst nicht viel, doch Not mobilisiert Kräfte, und so nahm der Hafen schon rasch seinen Betrieb wieder auf, obschon er erst in den 1960er Jahren eine größere Dynamik entwickelte. Die Werften wurden als „Stocznia Gdańska“, zwischen 1967 und 1990 mit dem Namenspatron Lenin, weitergeführt und entwickelten sich unter dem fürsorglichen Auge der kommunistischen Partei zu einem landesweiten Vorzeigebetrieb; 1975 wurden Schiffe mit insgesamt über 300.000 BRT vom Stapel gelassen. Im selben Jahr konnte der neue Nordhafen eröffnet werden, der direkt an der Danziger Bucht östlich der Westerplatte gebaut worden war, um große Schiffe und Tanker löschen und beladen zu können: Vor allem Kohle und Koks aus den schlesischen Kohlegruben traten von hier den Weg in die Fremde an, während Erdöl für die Danziger Raffinerie importiert wurde.

Der Hafen machte sich zwar nicht mehr in der historischen Innenstadt Danzigs bemerkbar – torkelnde Seeleute auf Landgang gehörten hier längst der Vergangenheit an –, wohl aber hatte er seinen Einfluss auf die sich rasch ausdehnende Stadt mit ihren 1980 gut 450.000 Einwohnern: Die Seeleute brachten von ihren Fahrten in ausländische Häfen Waren mit, die in der kommunistischen Mangelwirtschaft gesucht waren, von Jeans über Unterhaltungselektronik bis hin zu westlichen Schallplatten, ab und an auch verbotene Druckschriften und etwas, was sich schlechterdings kaum verbieten ließ – Eindrücke und Ideen aus dem Westen. Dieser unkontrollierte Informationszufluss war neben der Heterogenität der noch kaum verwurzelten Neubevölkerung und der zu Warschau peripheren Lage mitverantwortlich dafür, dass sich in den Küstenstädten wie Danzig Widerstand gegen die Staatsgewalt leichter entladen konnte als anderswo in Polen: Im Dezember 1970 wurde eine erste Streikwelle auf den Werften blutig niedergeschlagen, doch im August 1980 hatten die Arbeiter Erfolg: Nach einem mehrere Tage

währenden Machtkampf lenkte die Staatsgewalt ein und gab den Beschäftigten der Lenin-Werft unter ihrem charismatischen Anführer Lech Wałęsa nach – erstmals im kommunistischen Ostblock wurde die Bildung einer freien Gewerkschaft erlaubt, der „Solidarność“. Die Ereignisse von Danzig wurden zum Fanal für den gesamten Ostblock; auch nachdem im Dezember 1981 das demokratische Aufbegehren in Polen vom Regime durch die Verhängung des Kriegsrechts unterdrückt wurde, ließen sich die Ideen von Freiheit und Mitbestimmung aus den Köpfen

Der Sturz des kommunistischen Systems 1989 und die nachfolgende Demokratisierung Ostmitteleuropas sind eine direkte Folge der Danziger Streiks von 1970 und 1980.

von Millionen von Menschen nicht mehr verbannen. Der Sturz des kommunistischen Systems 1989 und die nachfolgende Demokratisierung Ostmitteleuropas sind eine direkte Folge der Danziger Streiks.

Hafen und Stadt auf dem Weg in eine offene Zukunft

Doch der Übergang zur freien Marktwirtschaft und zu politischem Pluralismus bedeutete für Danzig nicht automatisch den Weg in ein neues goldenes Zeitalter: Die hochsubventionierten Werften taten sich mit der Restrukturierung schwer, die „Danziger Werft“ verlor nicht nur ihren Namenspatron, sondern auch Aufträge, wechselte mehrfach den Besitzer und kämpft heute mit drastisch reduzierter Belegschaft und dem Bau von Windrädern ums Überleben, nur die Reparaturwerft und mehrere kleinere Yachtwerften haben kommerziellen Erfolg. Lange war Danzig auch gehandicapt von der schlechten Verkehrsanbindung, erst in den letzten Jahren verbesserte sich die Lage durch den Ausbau des Flughafens, von dem aus es heute zahlreiche Direktverbindungen nach Deutschland gibt, aber auch durch den Bau einer (noch nicht ganz fertigen) Autobahnanbindung nach Süden sowie durch mehrere lokale Straßenprojekte, durch die sich die chronisch staugeplagte Stadt ein wenig Erleichterung verschafft.

Auch der Hafen kam in den Genuss der verbesserten Infrastruktur, sodass der Nordhafen an der Danziger Bucht umfangreich ausgebaut werden konnte – ein Flüssiggas- und ein Containerterminal erhöhten die Verladekapazitäten erheblich, zusätzlich zu den weiterhin bestehenden Hafenanlagen am Weichselllauf. Somit konnte der Danziger Hafen seine führende Stellung in Polen verteidigen: 2010 betrug der Warenumsatz 27 Millionen Tonnen, womit er klar vor den Häfen Stettin/Swinemünde

und Gdingen lag; nur als Fährhafen nach Skandinavien konnte er sich nicht behaupten.

Wer aber nach Danzig reist, mag kaum glauben, dass Danzig wie in der Frühen Neuzeit wieder Zentrum des Schiffsverkehrs ist. Ein Besuch der Stadt beginnt meist mit der Rechtstadt, dem wichtigsten Teil der historischen Innenstadt. Das Staunen ist groß, wenn man zum ersten Mal, vom Hohen Tor aus der Renaissance kommend, am gotischen Festungskomplex von Stockturm und Peinkammer vorbei und durch das prächtig golden verzierte Langgässer Tor die Langgasse betritt: Wunderbar heil und einheitlich präsentiert sich die Stadt, so als habe es das 19. Jahrhundert mit seinen Modernisierungen und das 20. Jahrhundert mit seinen Zerstörungen nie gegeben. Der sanft geschwungene Straßenzug mit den stolzen Fassaden der Bürgerhäuser und der anschließende Lange Markt mit noch eindrucksvolleren Häusern unter dem hohen Himmel lassen bisweilen vergessen, dass fast alles dies rekonstruiert ist, wiederaufgebaut nach den verheerenden Zerstörungen von 1945: Danzig als Polens Fenster zur Welt sollte, so hatten es die stalinistischen Gewaltigen in Warschau beschlossen, schöner errichtet werden, als es Deutsche je gebaut hatten. Und so wirkt die Rechtstadt heute fast wie ein Freilichtmuseum – mit angeschlossenem Museumshafen: Denn wenn man eines der vielen Tore durchschreitet, die die alte Bürgerstadt mit der Mottlau verbinden, stößt man zwar auf Wasser, aber nur noch auf einige wenige Schiffe – einen am Zentralen Meeresmuseum vertäuten Frachter, den erbärmlichen, motorgetriebenen Nachbau eines Piratenschiffes, zwei oder drei weiße Ausflugsdampfer und seit einigen Jahren auch auf immer mehr Yachten, für die hier Anlegestellen entstanden sind. Den eigentlichen Hafen Danzigs muss man lange suchen, und ohne ortskundigen Führer, Hafenrundfahrt oder eigenen Pkw kommt man gar nicht hin. Obwohl er floriert, ist er nicht mehr das Herz dieser Stadt, die sich seit Jahrzehnten Gedanken darüber macht, wo ihr Herz eigentlich schlägt. Aber die Probleme Danzigs mit seiner eigenen Identität – das wäre Stoff für einen ganz anderen Artikel.

Erstmals erwähnt wurde der Danziger Hafen im Jahr 997, als Bischof Adalbert von dort aus zur Missionierung der heidnischen Prußen aufbrach. Seit jeher prägte der Hafen das politische und wirtschaftliche Leben der Stadt Danzig. Er hat eine Landfläche von 652 Hektar, eine Wasserfläche von 412 Hektar und ist der größte Hafen Polens. 2010 betrug der Warenumsatz 27 Millionen Tonnen. Umgeschlagen werden vor allem Container und Schüttgut.

Riga als multikulturelle Großstadt am Beispiel der Lyrik von Aleksandrs Čaks

Dr. Magdalene Huelmann ist Akademische Oberrätin am Institut für Interdisziplinäre Baltische Studien der Universität Münster.

Als Hafenstadt kann Riga auf eine bewegte Geschichte zurückblicken. Vor dem Zweiten Weltkrieg war die Stadt eine Drehscheibe der Moderne mit ihren Licht- und Schattenseiten, die sich auch im Werk des lettischen Dichters Aleksandrs Čaks (1901-1950) spiegeln.

I.

Als Riga im Jahr 2001 das 800-jährige Stadtjubiläum beging, spielte der Hafen dabei so gut wie keine Rolle. Das Programm spielte sich an anderen Stätten ab – in der Altstadt, in Parks und Freianlagen, natürlich in Konzerthäusern und auf Freilichtbühnen. Die Düna diente höchstens als dekorative Kulisse für das Feuerwerk. Nur selten wird in der heutigen Zeit mit dem Hafen etwas Spektakuläres verbunden; vielleicht einmal ein Großsegler, der in Sichtnähe der Altstadt vor Anker liegt.



*Blick auf die Altstadt von Riga mit der Düna im Hintergrund
(© Dr. Hans-Ulrich Schmähling)*

Ist also die Bedeutung des Hafens für Riga als gering einzuschätzen? Dieser Gedanke wäre vollkommen abwegig. Die Schwerpunkte mögen sich durch aktuelle wirtschaftliche Entwicklungen im 20. Jahrhundert verschoben haben, aber weder die Entwicklung der Stadt, noch ihr Aufblühen als Großstadt, ja noch nicht einmal ihre Gründung wäre ohne den Hafen denkbar gewesen. Werfen wir also einen Blick zurück auf ihre Ursprünge, auf das Jahr 1201.¹ Am Unterlauf der Düna, welche damals bereits jahrhundertlang Teil der wichtigen internationalen Verkehrsverbindung zwischen der Ostsee und dem Schwarzen Meer war, siedelten Kuren und Liven. So auch an der Stelle, an welcher ein Fluss namens Riga – er wird auch Rīdzene oder Rīdziņa genannt – in die Düna mündete. An dieser Riga fanden die Seeleute eine Art natürlichen Hafen vor, der dann zur Keimzelle für die künftige Entwicklung wurde. Hier gründete der aus Bremen kommende Bischof Albert, so jedenfalls sagen es die meisten Quellen, die Stadt Riga. Wenn man auf heutigen Karten keinen Fluss mit diesem Namen findet, der sich durch die Altstadt von Riga schlängelt, so liegt das daran, dass der Flusslauf zusehends versandete und im 18. Jahrhundert dann gänzlich zugeschüttet wurde. Der Hafen hatte sich an die Düna verlagert und nahm dort seinen Aufschwung.

Riga war von Anfang an ein Knotenpunkt, an dem die verschiedensten Völkerschaften aufeinandertrafen; Internationalität war quasi die Voraussetzung und blieb auch ein wichtiges Merkmal. Mit den Nationen begegneten sich dort Interessen, die teils gemeinsam, teils konträr waren. Die wichtigste Rolle spielten dabei nicht die hier siedelnden baltischen und finnougri-schen Völkerschaften. Waren es zunächst die Wikinger, die sich über die Düna den Weg an das Schwarze Meer bahnten, so trafen später an der Dünamündung Slawen und Deutsche aufeinander – jeder von ihnen bestrebt, in die jeweils andere Himmelsrichtung vorzustoßen und einträgliche Handelswege aufzutun. Arvis Pope spricht in diesem Zusammenhang vom womöglich „ersten Transithafen auf dem Gebiet des heutigen Lettlands“². Mit dem Anschluss an die Hanse wuchs und gedieh Riga, die Stadt wurde Teil eines weitgespannten Handelsnetzes. Die Entwicklung des Hafens brach auch im 18. Jahrhundert nicht ab, als Peter der Große Riga einnahm und es dem Russischen Reich einverleib-

¹ Hierzu und zu den folgenden Ausführungen vgl. Arvis Pope: Rīgas osta deviņos gadsimtos. Riga 2000.

² Ebd., S. 19.

te. Arvis Pope fasst diesen Sachverhalt in einem treffenden Satz zusammen: „Den Hafen von Riga haben deutsche Ingenieure gebaut, aber dieser Bautätigkeit verlieh ihren Sinn (erst) die Tatsache, dass der Hafen zu Russland gehörte.“³ Derart erfolgreich war der Ausbau, dass der Rigaer Hafen schließlich als der größte im gesamten russischen Imperium galt.

Im 19. Jahrhundert gewann der Landweg gegenüber den Wasserstraßen an Bedeutung, in Lettland wurde die Eisenbahn gebaut, und schließlich waren der Stadt an der Düna mit Petersburg und Odessa ernst-

Der Rigaer Hafen entwickelte sich im 18. Jahrhundert zum größten des Zarenreichs.

zunehmende Konkurrenten erwachsen. Der Erste Weltkrieg brachte schwere Rückschläge; wie Pope beschreibt, wogen dabei die durch Kriegshand-

lungen verursachten Zerstörungen beinahe geringer als die Evakuierung von Industrianlagen in das russische Hinterland.

Der rasche wirtschaftliche Aufschwung, den das seit 1918 unabhängige Land nahm, wurde ein erstes Mal von der Weltwirtschaftskrise zu nichte gemacht, ein zweites Mal schließlich vom Zweiten Weltkrieg. Wie kurz aber die Blüteperioden der Wirtschaft insgesamt sowie des Hafens im Besonderen auch sein mochten, sie waren von großer Bedeutung. Durch seine Handelsbeziehungen war Lettland international verknüpft, wobei Großbritannien und Deutschland seine wichtigsten Partner waren.

II.

Die folgenden Zeilen sollen ein Schlaglicht auf eben diesen kurzen Zeitabschnitt werfen, in dem Riga eine moderne, nach Osten und Westen vernetzte, multikulturelle Großstadt war. In der Literatur könnte dies niemand besser tun als Aleksandrs Čaks, der – im Jahr 1901 geboren – die entscheidenden Entwicklungen in Lettland nicht nur miterlebt, sondern sie auch in seiner Lyrik porträtiert hat. Die Großstadt als Ort von Erlebnissen, von Fehlschlägen und Sehnsüchten, als geliebte oder verabscheute Heimat, hielt erst durch ihn in nennenswerter Weise in die lettische Literatur Einzug. Zusammen mit Gleichgesinnten hatte sich Čaks einem künstlerischen Prinzip verschrieben, welches sie „Präsentismus“ nannten. Diesem Programm trug er Rechnung, indem er aktuelle Zeiterschei-

3 Ebd., S. 12.

nungen als Themen setzte. Internationalität ist in diesem Zusammenhang ein wichtiges Schlagwort, das sich auf unterschiedlichen Ebenen realisiert. Zunächst einmal treffen Menschen unterschiedlicher Nationalitäten aufeinander, die teils ortsansässig sind, teils durch den Hafenbetrieb nach Riga gespült werden. Čaks spiegelt dieses multinationale Milieu in vielfältiger Weise wieder; er nutzt dabei den Hafen als Schauplatz oder lässt einschlägige Personen auftreten. Das Hafenpersonal hat hier einen festen Platz. So tritt dem Leser etwa in dem Gedicht „Der Matrose in Lackschuhen“ [1/13]⁴ ein erstaunlicher Charakter entgegen: Das gebräunte, wettergegerbte Gesicht des Mannes lässt darauf schließen, dass er bei Wind und Wetter an Deck arbeitet. Im Folgenden wird mit Hilfe von Bildern aus dem Alltag von Seeleuten das Charakterbild eines aufbrausenden, unersättlichen, mit hoher Intensität lebenden Menschen, der nichts weniger attraktiv findet als einen ruhigen Hafen. Mit geblähter Brust und voller Erwartung segelt dieser Mann förmlich durch die Innenstadt von Riga. Er hat die Welt gesehen – sein Schiff kommt aus Gent, welches genau wie Riga eine alte Hansestadt ist – und er verströmt einen Geruch „nach Teer, Hering und Meer“.

Viele seiner Gedichte verortet Čaks in Kneipen und Bars, in denen Menschen vom unteren Rand der Gesellschaft agieren – häufig sozial benachteiligt und vom Schicksal gezeichnet. Dennoch hat der Leser keine primitive, graue Masse vor sich, sondern ein buntes und international durchmisches Publikum. So versuchen in „Chopins Trauermarsch in der Kneipe“ [1/64–65] Letten, Polen und Russen gemeinsam, die unverarbeiteten Tragödien ihres Lebens im Alkohol zu ertränken. An anderer Stelle, betitelt als „Der Freund aus Irland“ [1/16], ist ein irischer Matrose der Trinkkumpan des Protagonisten. Dieser erlebt im Rausch vergangene, offensichtlich traumatische Zeiten wieder, nämlich den Ersten Weltkrieg und die darauf folgenden Freiheitskämpfe, als die lettischen Schützen ihr Land gegen die Deutschen verteidigten. Die im Gedicht gezeichnete Situation ist paradox: mit dem irischen Matrosen kann sich der lettische Protagonist sprachlich gar nicht verständigen, aber dennoch empfindet er ihn als Freund, ja sogar als Rettungsanker. Dass der Ire nur vorgibt, die von dem ehemaligen lettischen Schützen herausgebrüllten Soldatenlieder zu verstehen, kümmert ihn nicht; das Band zwischen ihnen wird nicht durch den Austausch logischer Gedanken geknüpft, son-

4 Aleksandrs Čaks: *Kopotī rakstī 6 sējums*. 1. sējums. Dzeja. Riga 1991, S. 13.

dern durch den unmittelbaren Gleichklang der Gefühle. Die Verständigung überschreitet also mühelos die vordergründigen nationalen Grenzen.

Im Text „An die abfahrenden Schiffe“ [1/44] folgt ein einsamer, deprimierter Mann mit seinem Blick den Schiffen, die die Anker lichten und zu einer weiten Reise aufbrechen. Die Abfahrt wird zu einem Gleichnis für einen Neuanfang, für den Aufbruch des Menschen aus einer Starre, die ihm möglicherweise vom Leben aufgezwungen worden ist und ihn im Alltag gefangen hält. Die Symbolkraft des Bildes wird durch verschiedene Details genährt, die fast alle mit den Vorstellungen einer Reise zu tun haben. Der aus den Schiffsschornsteinen aufsteigende Rauch gibt ein verheißungsvolles, schillerndes Zeichen und weckt verloren geglaubte Emotionen. Am Himmel kündigt das blasse Rosa der Morgenröte das Ende der Dunkelheit an. All das steht für Schönheit, Abenteuer, Lebensbejahung. Der Protagonist entdeckt die Lust am Handeln neu, er wählt die risikobehaftete Bewegung anstelle einer gelassenen Langeweile und gibt seinen bisher unterdrückten Sehnsüchten, den „unterirdischen Bächen“ wieder Raum. Nicht der ruhige Hafen ist es, der erstrebenswert erscheint, sondern das gefährliche, aber reizvolle „Kap der Hoffnungen“.

Die Hafenkneipe fungiert in vielen Texten als eine Art Brennglas, unter dem bestimmte Bevölkerungsschichten Farbe gewinnen. Niemand der Anwesenden hat es zu etwas gebracht, sie sind gezeichnet von schwerer Arbeit, materiellem Mangel und einer Art sozialem Hunger: nach menschlicher Gesellschaft, nach Vergnügungen, Alkohol und Glücksspiel, nach Abenteuern mit Frauen oder auch einfach nach käuflicher Liebe. Gesetze und Wohlanständigkeit bedeuten ihnen nichts, und das internationale Umfeld des Hafens schafft ihnen eine unkonventionelle Atmosphäre, in der sie ihre Bedürfnisse ausleben können.

Internationalität drückt sich aber auch in einem übergeordneten Zusammenhang aus, nämlich in den wirtschaftlichen und kulturellen Entwicklungen, die das Lettland der Zwischenkriegszeit in einen gesamt-europäischen Rahmen setzen. Mit den Schiffen kamen neue, fremde Güter ins Land, exotische Früchte beispielsweise oder von einem besonderen Flair umwobene Alkoholika. Um derartige Genüsse geht es z. B. in Čaks' Gedicht „Das moderne Mädchen“ [1/178]. Hier liest der Protagonist in der nächtlichen Altstadt von Riga eine junge Frau auf – an den Beweggründen hegt im Übrigen keiner der beiden Beteiligten Zweifel. Den Schlüssel zu ihrer Person zu finden, ist einfach – sie ist interessiert an

Sekt, Zigaretten sowie an Weintrauben, die sie bisher nur in Schaufensterauslagen gesehen, aber noch nie gekostet hat.

Wer es sich leisten konnte, genoss den technischen Fortschritt und kaufte sich ein Auto, einen Fiat vielleicht, oder einen Ford oder auch ein Hupmobile, wie etwa im „Lied über die Boulevards“ [1/393]. Derartige konkrete Firmen- und Markennamen finden sich bei Čaks nicht selten. So erhält man eine lebhaftere Vorstellung über die zur damaligen Zeit in Riga zugänglichen Waren und damit auch über die Konsumwünsche der Bevölkerung. In dem Gedicht „Drei Bücher“ [1/66] präsentiert Čaks einen

Zwischen den Weltkriegen war Riga eine pulsierende europäische Großstadt mit allen Spielarten internationaler Vernetzung.

jungen lettischen Autor, der in seinem Bestreben, ein anspruchsvolles Buch herauszubringen, scheitert. Das Publikum interessiert sich nicht für ihn. Das ändert sich erst, als er sein Angebot an die Nachfrage anpasst, indem er sich einem oberflächlichen Massengeschmack anbietet. Nun überwältigt ihn der Erfolg förmlich; sein Gesicht prangt an allen Litfaßsäulen, friedlich vereint mit internationalen Ikonen des Konsums – mit Reklametafeln für Dunlop-Reifen, für Chlorodont-Zahnpasta oder für die Produkte des französischen Parfümhauses Houbigant. Die deutsche Firma Osram wird verschiedentlich erwähnt, im Gedicht „Zwei Variationen“ etwa wie folgt: „Osram-Glühbirnen schaukeln wie gelbe Bernstein-Ohringe träge über meinem Kopf“ [1/204]. Und wie aus der Szene „In der Straßenbahn“ [1/12] hervorgeht, war in den ministerialen Schreibstuben offensichtlich die amerikanische Firma Royal mit ihren Schreibmaschinen vertreten.

All diese Produkte kamen natürlich nicht allein als Waren in das Land, sondern über sie lagerten sich weitergespannte kulturelle Aspekte; auch in Riga kleidete man sich nach der neuesten Mode, man hörte amerikanischen Jazz, und im Kino liefen die gleichen Filme wie im übrigen Westen Europas. Riga war nicht, wie später in der Sowjetzeit, von so manchen Entwicklungen und Zeiterscheinungen abgeschnitten, sondern eine pulsierende europäische Großstadt mit allen Spielarten internationaler Vernetzung.

So unterschieden sich die Vorstellungen darüber, wie eine attraktive Frau aussieht oder auszusehen hat, in nichts von den Vorlieben in anderen europäischen Großstädten. Schlankheit, Knabenhaftigkeit war das modische Gebot. Schlank, modern und städtisch – aus diesem Dreiklang speisen sich bei Čaks zahlreiche Gedichte. Auf den Boulevards spazieren

Damen „dünn und fein wie Stöcke“ [1/17], die Schönheiten aus dem Kino sind mager [1/66], und auf den Plätzen kommen dem Spaziergänger junge Frauen entgegen, „dünn wie Fäden“ [1/81]. Die Grenze zum Abstoßenden ist überschritten, wenn es von einer Prostituierten heißt, ihr Körper sei „wie ein Bohrer“ [1/58]. Schlanke Frauen werden in solchem Maß zu einem Emblem, dass sie ihrerseits als Vergleichsobjekte für Dinge des Alltags herangezogen werden. Ein Regenrohr etwa wird illustriert als „so dünn und mager ... wie die jungen Frauen auf modernen Postkarten“ [1/138].

III.

Eine besondere Nuance internationaler Vernetzung behandelt schließlich das Gedicht „Der Chinese, der lettisch sprach“ [1/60]. Wieder einmal spielt sich die Szene in einem etwas anrühigen Lokal ab, dessen Attraktion ein chinesischer Kellner ist. Seinen Zopf hat er dem europäischen Geschmack geopfert, auch Lettisch hat er gelernt, sodass er ungeachtet aller durch ihn präsentierten Exotik mit den lettischen Gästen des Lokals kommunizieren kann. Sein eigentliches Faszinosum liegt jedoch unter der Oberfläche verborgen; gegen ein entsprechendes Trinkgeld nennt er nämlich Interessierten die Adresse einer Kellerspeilunke in der Rigaer Altstadt, in der man Rauschgift konsumiert. Dieser Chinese, der sich nach außen mit lächelnder Höflichkeit gewappnet hat, ist imstande, den Menschen nie gekannte Erlebnisse und Erfahrungen zu ermöglichen, die nicht nur bloß anstößig wären, sondern zutiefst illegal. Er birgt in sich Anziehung und Gefahr zugleich.

So kreuzen sich also bei Čaks zwei Ebenen der Internationalität. Auf der einen Seite geht es um die konkrete Durchmischung von Menschen unterschiedlicher Nationen in Lettland. Andererseits spielt aber auch der mit dem Handel von Waren einhergehende Transport von Ideengut, von Moden und Erscheinungen des Zeitgeists eine wichtige Rolle, indem er Riga mit anderen europäischen Großstädten verflcht.

Riga geht auf eine planmäßige Gründung unweit der Mündung der Düna in die Ostsee im Jahre 1201 zurück. Nach raschem Aufstieg im Mittelalter wurde die Stadt im 18. Jahrhundert vorübergehend zum bedeutendsten Hafen Russlands. Der Hafen Rigas spielt heute besonders für die Personenschiffahrt innerhalb des Ostseeraums eine große Rolle.

Sankt Petersburg – Hafen und Stadt

Prof. Dr. Jan Kusber ist Professor für Osteuropäische Geschichte an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz. Seine Forschungsschwerpunkte sind die Geschichte des Zarenreiches im 18. und 19. Jahrhundert sowie Geschichtspolitik und Erinnerungskulturen im östlichen Europa.

Sankt Petersburg hatte seit seiner Gründung als Ostseehafen eine bedeutende Funktion für den Seehandel und die Flotte. Die Bedeutung der Stadt resultierte vor allem aber aus der Wechselwirkung der Lage am Meer und am nordwestlichen Flusssystem Russlands und ihrer Funktion als administratives, kulturelles und bis 1917 auch politisches Zentrum des Staates. Während Sankt Petersburg als Hauptstadt des Imperiums und als Ort der deutschen Blockade im Zweiten Weltkrieg aufgearbeitet ist, bleibt die Geschichte des Hafens ein eher wenig beachtetes Kapitel der Geschichte der Stadt und Russlands insgesamt.

Die Stadt Sankt Petersburg, Russlands Metropole an der Ostsee, zehrt von ihrem imperialen Glanz. Die Architektur der Innenstadt mit den glanzvollen Palästen und Fassaden entlang von Newa, Moika und Fontanka erinnert an das vergangene Zarenreich und ist heute zugleich ihr

*Auf der großen Newa:
Admiralität, Isaakskathedrale und Strelka mit
Rostrasäule (© Julia
Röttjer)*



Kapital als Tourismusmagnet. Darin gleicht die Stadt heute sicher Venedig. Aber anders als in der alten Seerepublik an der Adria spielt der Hafen für Sankt Petersburg noch heute eine bedeutende Rolle, und zwar nicht nur für Ostsee- und Flusskreuzfahrtschiffe. Beide Schiffstypen zeigen aber an, dass die Stadt von ihrer Gründung bis in die Gegenwart Meer und Binnenland über Russlands Flüsse und die zunehmende Zahl der Kanäle miteinander verband. Das Wappen der Stadt demonstriert, dass dies auch für das Selbstverständnis von „Piter“ Bedeutung hat: Auf ihm sind ein Meeres- und ein Flussanker abgebildet.

Sankt Petersburg wurde von Peter I. nicht als Residenz gegründet. Am Beginn standen 1703 eine Festung, die Peter-und Paul-Festung, und eine Werft, die so genannte Admiralität. Peter der Große hatte das Gebiet des Newadeltas am Beginn des Großen Nordischen Krieges (1700-1721) von Schweden erobert und damit einen Zugang zur Ostsee gewonnen, den Russland 1617 verloren hatte. Festung und Werft sollten diesen Ort an der Mündung der Newa in den Finnischen Meerbusen sichern. Die Stadt erlangte jedoch erst nach der Verlagerung der Residenz aus Moskau an die Ostsee im Jahre 1712 jene so bedeutsame Funktion als Hauptstadt mit Hof und Verwaltungsbehörden. Aber auch als sie diese nach der Oktoberrevolution wieder verlor und aus Petersburg, das während des Ersten Weltkrieges Petrograd hieß, Leningrad wurde, blieb der Hafen ein wichtiger Faktor.

Heute ist die Frage nach seiner Bedeutung ambivalent zu beantworten. Beerbte Sankt Petersburg nach 1703 Archangelsk als bedeutendste russische Hafenstadt, weil es eben sehr viel länger eisfrei war als die Stadt am Weißen Meer, traten mit der Eroberung Livlands und Estlands konkurrierende Häfen auf den Plan: Reval (heute Tallinn), Memel (heute Klaipeda), vor allem aber Riga. Diese Konstellation blieb über die Jahrhunderte erhalten. Nach 1945 wurden die Häfen der baltischen Sowjetrepubliken Estland, Lettland und Litauen und des Kaliningrader Gebietes in ihrer Funktion, damit teilweise in Konkurrenz zu Leningrad, auf die zentral gelenkte Wirtschaft der Sowjetunion ausgerichtet. Nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion und der Unabhängigkeit der baltischen Staaten, schließlich ihrer Integration in die Europäische Union hat Sankt Petersburg für Russland in seiner Bedeutung als Hafen wieder gewonnen. Aber heute wie bei der Gründung erwies sich die Nutzung des Mündungsdeltas als Hafen als nicht einfach: Die im Ladogasee entspringende Newa ist mit 40 Kilometern kurz, vergleichsweise schnell fließend und führt viele Sedimente mit sich. Geringer Tiefgang, Versan-

dung und Hochwassergefahr waren und sind Probleme für Hafen und Stadt.

Die Vision Peters I.

Die Pläne Peters des Großen waren von Beginn an weitreichend gewesen. Bereits wenige Monate nach der Gründung der Festung hieß es im August 1703: „Seine Majestät der Zar ... hat Order hinterlassen, an der Meeresküste eine Stadt und eine Festung zu bauen, um hier einen Hafen zu haben für alle Güter, die über die Ostsee ins Land kommen. Gleichzeitig sollen Waren aus Persien und Indien umgeschlagen werden.“¹

Schon im ersten Jahr, als kaum mehr als die hölzerne Peter-und-Paul-Festung zu sehen war, lief das erste große Handelsschiff in der Newa ein. Aber der Große Nordische Krieg behinderte zunächst die Entwicklung des Handels: Im Sommer 1704 beschoss eine schwedische Flottille die auf Kotlin im Bau befindliche Festung Kronschlot, sodass der Zar wenig später befahl, diese gesamte, der Stadt vorgelagerte Insel zu befestigen und zum Militär- und Handelshafen auszubauen; aus ihr wurde 1723 Kronstadt.

In der Stadt Sankt Petersburg begannen Binnen- und Seehandel langsam anzulaufen, im Schatten des Krieges und mit Unterstützung Peters. Die Verlegung des Hofes und zentraler Regierungsbehörden trug zu ihrer Entwicklung ebenso bei wie die beginnende Erschließung des nordwestrussischen Flussnetzes über ein Kanalsystem, für das zahlreiche Wasserbauingenieure angeworben wurden. Die schnell wachsende Stadt, deren Bewohner Peter zunächst mit Zwang an die Newa beordert hatte, die dann aber bald auch freiwillig kamen, brauchte unter anderem Lebensmittel und Baumaterial; beides wurde über Fluss und Meer in die Stadt transportiert, um den Forderungen des Herrschers zu genügen. Genauso wichtig jedoch war die gezielte Förderung des jährlich mehr als 200 Tage eisfreien Hafens gegenüber Archangelsk. Während englische Schiffe sich sofort auf Sankt Petersburg umzustellen begannen, taten sich die niederländischen Fahrer, die den Handel nach Archangelsk dominierten, schwer. Peter I.

Durch gezielte Förderung lenkte Peter I. die Warenströme von Archangelsk nach Sankt Petersburg um.

¹ Zitiert nach Alexandre Orloff/Dmitrij Chwidkowskij: Sankt Petersburg. Köln 1996, S. 20.

zwang sie durch einen hohen prohibitiven Zoll auf Waren, die in der alten Handelsstadt am Weißen Meer ausgeschifft wurden, ihre Warenströme in die neue Hauptstadt umzulenken. Für die Ostseehäfen, zum Beispiel Lübeck, lag Peters Stadt an der Newa ohnehin günstiger. So liefen 1722, im ersten Jahr nach Ende des Großen Nordischen Krieges, mehr als hundert auswärtige Schiffe in Petersburg ein, davon 35 aus englischen Häfen, 22 aus den Niederlanden, noch davor rangierten jedoch die norddeutschen Häfen mit allein 12 Schiffen aus Lübeck. Rohstoffe und Halbfertigprodukte, insbesondere Eisen, dominierten die Ausfuhr aus dem Petersburger Hafen im 18. Jahrhundert, während Fertig- und Luxusprodukte, nicht zuletzt für die Bedürfnisse des Hofes, die Einfuhr bestimmten.

Peter hatte davon geträumt, auf den Werften seiner neuen Stadt eine russische Handelsflotte zu bauen, welche die Ostsee würde dominieren können. Auch wenn der Anteil russischer Handelsfahrer im Lauf der nächsten Jahrzehnte in den Städten rund um die Ostsee bedeutend wachsen sollte, so stand der Ostseehandel und auch der Güterumschlag in Sankt Petersburg nicht nur im 18. Jahrhundert im Zeichen der englischen Vorherrschaft. Die russische Ostseeflotte der Kriegsmarine wurde jedoch erfolgreich. Die Admiralität baute Schiffe, die in den Kriegen mit Schweden ihre Hochseetüchtigkeit bewiesen und in der Zeit Katharinas II. bald auch ins Mittelmeer überführt wurden und in der Lage waren, auch dort Seeschlachten zu gewinnen.

Die Festunginsel Kronstadt im Finnischen Meerbusen wurde zur Erweiterung des Petersburger Hafensystems. Kronstadt avancierte in mehrfacher Hinsicht zum Tor Sankt Petersburgs: Hier wurde im 18. Jahrhundert bereits der Zoll für einfahrende Schiffe erhoben, und hier mussten insbesondere die großen englischen und niederländischen Handelsschiffe vor Anker gehen, um den regen Schiffsverkehr auf der Newa nicht zu behindern. Kronstadt wurde nie zu einem Ort des Adels, sondern zu einem der Beamten und Zöllner, der Matrosen und Händler, der Marinesoldaten und Offiziere. So schrieb Wilhelm Christian Friebe 1796: „Cronstadt ist der ... Vorhafen von Sankt Petersburg. Als wirklicher Handlungsort kann Cronstadt nicht in Anschlag kommen ... Ohngeachtet der scheinbaren Tätigkeit, die im Sommer in dieser von 30.000 Menschen bewohnten Stadt herrscht, findet doch daselbst wenig Verkehr statt. Alles Gewühl daselbst ist die Folge von dem großen Theile der daselbst liegenden Kriegsflotte und von den fremden, hier vor Anker liegenden Kauffahrteyschiffen. Cronstadt ist allein durch die kostbaren

Werke, welche zum Behuf der eigenen Flotte und auch zur Sicherheit der fremden Schiffe angelegt sind, merkwürdig“.²

Von Kronstadt aus wurden die Güter auf Frachtschiffen an der „Strelka“, der Spitze der Wasilij-Insel zur großen Newa hin, angelandet. Hier entstand zwischen Lagerhäusern auch die erste Börse der Stadt mit den berühmten Rostrasäulen, die die Vereinigung der großen Flüsse mit dem Meer und damit Russlands Großmachtposition auch auf dem Wasser symbolisieren sollten.

Imperiale Metropole und Hafen

Um 1840 zeigte sich, dass die alte Admiralität den Anforderungen der Hauptwerft einer weltweit agierenden Flotte nicht mehr gerecht wurde. Sukzessive wurde die Werft zum Marineministerium und administrativen Hauptquartier der Kriegsflotte umgebaut, während die neue Werft stadtauswärts verlegt wurde. Dort ist sie noch heute bei Newafahrten als Werft für Neubauten und Schiffsreparaturen gut erkennbar. Freilich blieb sie in unmittelbarer Nähe des Zentrums, Matrosen und Werftarbeiter waren in der Stadt ebenso allgegenwärtig wie die Arbeiter auf den Schuten (kleine Lastschiffe ohne eigenen Antrieb) und Transportschiffen, die die Metropole über die Kanäle versorgten. Orte wie der berühmte Heumarkt konnten über die Fontanka, einen Nebenarm der Newa, mit Lebensmitteln versorgt werden. In einem Stadtviertel wie Neu-Holland, das im 18. Jahrhundert zwischen Krjukow- und Admiralitätskanal entstand, existierte nicht nur eine kleine Werft für Flussschiffe, es wurde auch zum zentralen Lagerort für Schiffsbauholz der Admiralität. Heute ist dieses Viertel, dass in der Sowjetzeit in einen Dornröschenschlaf fiel, Objekt ambitionierter Stadtplanungsprojekte, an denen sich am Beginn des neuen Jahrtausends auch Architekten wie Sir Norman Foster beteiligt haben.

Das Wachstum und damit auch die Industrialisierung machte aus der ersten Stadt des Imperiums vor allem auch eine der Arbeiter, Soldaten und Matrosen. Zu den die Flussläufe und Kanäle säumenden Prachtfassaden der Paläste und Verwaltungsbauten kamen zunehmend Massenwohnquartiere, kleinere und größere Werften und Industriebetriebe. Wasserverschmutzung wurde im Verlaufe der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts für eine Bevölkerung zum Problem, die sich bis um das Jahr

² Zitiert nach Jan Kusber: Kleine Geschichte St. Petersburgs. Regensburg 2009, S. 25.

1900 aus der Newa versorgte und ihre Abwässer in das Flusssystem einleitete.

Die Bevölkerung der Stadt wurde zum Melting Pot eines multiethnischen Imperiums. Der Hafen gab Sankt Petersburg zusätzliche Internationalität. Zugleich war Sankt Petersburg wohl der maßgebliche Ort, an dem sich Matrosen und Soldaten an der zunächst ökonomisch motivierten Politisierung des Lebens in der Stadt beteiligten. In der ersten Russischen Revolution von 1905 beteiligten sie sich am Marsch auf den

In Sankt Petersburg beteiligten sich Matrosen und Soldaten zu Beginn des 20. Jahrhunderts an der zunächst ökonomisch motivierten Politisierung des Lebens in der Stadt.

Winterpalast am 9. Januar und waren auch unter den Opfern dieses so genannten Petersburger Blutsonntags. Sie waren es schließlich auch, die das Regime Nikolaus II. in der Februarrevolution 1917 zum Einsturz brachten.

Die Matrosen hatten die Niederlagen des Russisch-Japanischen Krieges 1904/05 und des Ersten Weltkrieges am eigenen Leib erfahren und gehörten zu denjenigen Gruppen, die den Protest zuvorderst unterstützten. Zu Beginn des Jahres 1917 trug nicht zuletzt die meuternde Flotte zum Sturz des Zaren bei. Sie verhalfen im Oktober 1917 dem Putsch der Bolschewiki zum Erfolg, in dem sie sich den Roten Garden anschlossen und Anfang 1918 die gewählte konstituierende Versammlung Russlands im Taurischen Palais auflösten.

Vom sowjetischen Experiment ins 21. Jahrhundert

Zu Beginn des Jahres 1921 erhoben sich die Matrosen von Kronstadt, die 1918/1919 im Bürgerkrieg die konterrevolutionäre „weiße“ Offensive gegen Petrograd zurückgeschlagen hatten, und forderten eine Rückkehr zum Rätegedanken des Sozialismus, den sie durch das Regime der Bolschewiki verraten sahen. Die Bedrohung der Revolution erfolgte also durch eben jene Marinesoldaten, die ihr 1917 zum Sieg verhalfen hatten. Auf Geheiß Lenins wurde die Insel nach mehrtägigen Angriffen über das Wasser und aus der Luft durch die Rote Armee erobert. Im Zweiten Weltkrieg konnte die Rote Armee Kronstadt hingegen von 1941 bis 1944 gegen anrückende deutsche Flottenverbände halten. Sie schützte Leningrad während der todbringenden 900-tägigen Blockade vor deutschen Angriffen von der Meerseite.

Nach der Oktoberrevolution hatte Leningrad Mühe, an seine Tradition als Handelshafen wieder anzuknüpfen. Dies hatte sich schon vor

dem Ersten Weltkrieg abgezeichnet, als der Anteil an der Abwicklung russischer Exporte über See von 38 Prozent im Jahr 1832 auf 15 Prozent im Jahre 1902 abgenommen hatte. Konkurrenz mit Odessa und Riga etwa, aber auch der Ausbau des Bahnnetzes hatten dazu beigetragen. Erst nach dem Zweiten Weltkrieg bezog man in die notwendige Erweiterung der Stadt neben Wohn- auch neue Hafenquartiere in die Stadtplanung ein. Seit dem Generalplan von 1966 projektierte man im Westen der Wasilij-Insel neue Stadtviertel am Meer, die vor Hochwasser sicher sein und zugleich mit einem neuen Hafen auch ein zeitgemäßes Gesicht des sozialistischen Leningrads bieten sollten. Als Ergebnis wurde 1982 ein Passagierschiffhafen für Kreuzfahrer eingeweiht. Heute ist der „Seehafen von Sankt Petersburg“ der größte unter den großen und kleineren Häfen am Finnischen Meerbusen, aber separiert vom historischen Stadtkern gelegen, der eben nicht nur durch breite Boulevards, sondern auch durch architektonische Ensembles der großen Newa mit Winterpalast und „Ehernem Reiter“ geprägt ist.

In gewisser Weise ist diese vom Wasser geformte Stadt heute durch eine Abwesenheit des Hafens gekennzeichnet, auch wenn zahlreiche Straßennamen im Zentrum noch an die maritime Vergangenheit erinnern. Von Sankt Petersburgs knapp fünf Millionen Einwohnern sind nur einige zehntausend im Hafensektor selbst beschäftigt. Dies weist freilich nicht auf die Bedeutungslosigkeit des Handelshafens an sich, sondern auf den Umstand hin, dass im Zuge der Technisierung der Seefahrt weniger Arbeitskräfte gebraucht werden und auch die Präsenz der zunehmend marode gewordenen Flotte geringer geworden ist. Zum Selbstbild der Stadt und ihrer Bewohner gehören freilich Seehandel und Marine weiterhin. Die Feierlichkeiten zu dem Ende Juli begangenen „Tag der Flotte“ fallen in Sankt Petersburg besonders üppig aus, die Tradition der russischen Präsenz an der Ostsee von Peter dem Großen und den Anfängen der Stadt über die Sowjetzeit bis in die Gegenwart wird beschworen – und damit immer auch die erinnerte Geschichte der Kapitale am Wasser.

Sankt Petersburg wurde 1703 als Festung, Stadt und Hafen planmäßig gegründet. 1844 wurde die Admiralitätswerft aus dem Stadtzentrum verlegt. Mit der Eröffnung der Eisenbahnlinie Moskau-Sankt Petersburg 1852 ging das Handelsvolumen des Hafens zurück. Die Einwohnerzahl überstieg 1890 die Millionengrenze, 1915 die Zweimillionengrenze (nach Krieg und Revolution erst 1936 wieder erreicht). 1982 wurde ein neues Passagierschiff-Terminal auf der Wasilij-Insel eröffnet. Erhebliche Investitionen in Stadtbild und Infrastruktur erfolgten im Zuge der 300-Jahr-Feier von Stadt und Hafen 2003.

Borut Klabjan

Nicht Ost, nicht West: Triest

Prof. Dr. Borut Klabjan, geboren in Triest, ist als Historiker (Schwerpunkt: Mittel- und Osteuropa) an der Universität Koper (Slowenien) tätig.

Für eine neue Rolle, die Mitwirkung am Welthandel, wurde Triest am Anfang des 18. Jahrhunderts von der Habsburgermonarchie als Standort ausgewählt. Im Laufe von zwei Jahrhunderten entwickelte sich die Stadt zu einem wichtigen Handelszentrum. Diese Rolle wünscht sich auch das heutige Triest, das wieder ein wichtiger Referenzpunkt an der Adria für den mitteleuropäischen Raum werden möchte.

Triest bildet seit der Antike bis heute eine Nahtstelle zwischen der mediterranen und der mitteleuropäischen Welt. Die Stadt liegt am Schnittpunkt zwischen verschiedenen kulturellen, künstlerischen und ideengeschichtlichen Räumen, und hier verflochten sich auch unterschiedliche ethnische Gruppen. Zu den unverwechselbaren Faktoren dieses Raumes muss man das Miteinander des slawischen (slowenisch und kroatisch), romanischen (italienisch) und germanischen (deutsch) Elements rechnen. Dies alles führte zu einer gegenseitigen Befruchtung und Verschmelzung, löste aber auch Gegensätze und Konflikte in den transna-

*Panorama von Triest
(© Klemen Zalar)*

tionalen Beziehungen aus, die sich besonders in der Epoche des neuzeitlichen Nationalismus verhängnisvoll auswirkten. Eine scharfe Zäsur bildete der Erste Weltkrieg, der die Landkarte der Nordadriaregion im 20. Jahrhundert völlig umgestaltet hat.

Von der Stadt ohne Geschichte zur Stadt in der Geschichte

Bis zum Herbst des Jahres 1918 hatten Triest und sein Umland mehr als ein halbes Jahrtausend zum Reich der Habsburger gehört. Bis ins 18. Jahrhundert lag die Stadt an der Peripherie der europäischen Geschichte und hatte allenfalls in lokalen Streitigkeiten mit Venedig oder dem Patriarchat von Aquileja eine Rolle gespielt. Der Aufstieg Österreichs zur europäischen Großmacht nach dem Spanischen Erbfolgekrieg (1701-1714) änderte dies grundlegend. 1717 verkündete Kaiser Karl VI. die Freiheit der Schifffahrt in der Adria, um die Monopolstellung der Venezianer in der Adria und im östlichen Mittelmeerraum zu brechen. Triest wurde als Ausgangspunkt für den österreichischen Handel bestimmt und 1719 zusammen mit Rijeka (ital. Fiume) im heutigen Kroatien zum Freihafen erklärt. Während des gesamten 18. Jahrhunderts war Triest das Tor Österreichs zum Welthandel und entwickelte sich trotz mancher Krisen zu einem Wirtschaftszentrum der Monarchie.

Nach dem Ende der Republik Venedig und der napoleonischen Epoche erfuhr der adriatische Raum eine Neuordnung. Durch die Entwicklung moderner Verkehrswege wurde Triest zum Exporthafen für die wachsende österreichische Industrie (bis nach Wien, Böhmen usw.) im 19. Jahrhundert; diese Epoche führte die Stadt zu wirtschaftlicher und auch kultureller Blüte. Zu nennen ist besonders der österreichische Handels- und Finanzminister Karl Ludwig von Bruck (1798-1860), dessen Vorstellungen zur wirtschaftlichen Expansion Österreichs im Mittelmeerraum die Entwicklung des Triester Hafens vorantrieben. Bereits seit 1857 bestand eine Eisenbahnverbindung zwischen Wien und Triest, die zur Verstärkung des Warentransports erheblich beitrug.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts kam es allerdings durch Wirtschaftskrisen zu Rückschlägen; auch verlagerte sich ein Teil des internationalen Güterverkehrs der Monarchie wegen der besseren Verkehrsanbindung auf norddeutsche Häfen wie Hamburg und Stettin. Insgesamt hinkte die Entwicklung der österreichischen Wirtschaft derjenigen Deutschlands und Westeuropas hinterher, was sich u. a. in höheren Bahntarifen und verzögerten Investitionen beim Ausbau des Hafens Tri-

est ab 1850 bemerkbar machte – die Konkurrenz war schneller und günstiger. Erst nach langer Verzögerung wurde 1883 der neue Hafen von Triest eröffnet, sodass er die Vorteile des 1869 eröffneten Suez-Kanals lange Zeit nicht nutzen konnte. Erst nachdem 1887 die Stadt ins Zollgebiet Österreich-Ungarns aufgenommen und 1891 der Status des Freihafens gefallen war, standen die Wege zu einer Modernisierung offen. Neben dem Ausbau des Hafens ist besonders die Ansiedlung von Banken und Versicherungsgesellschaften zu nennen, z. B. „Generali“

Triest entwickelte sich vor dem Ersten Weltkrieg zu einer kosmopolitischen Stadt.

und RAS („Riunione Adriatica di Sicurtà“). Triest wurde somit Anfang des 20. Jahrhunderts zum größten Hafen der nördlichen Adria.

Parallel dazu entwickelte sich die unbedeutende Siedlung zu einem kosmopolitischen Agglomerat. Aus allen Teilen der Monarchie kamen Zuwanderer und ließen die Einwohnerzahl kurz vor dem Ersten Weltkrieg auf fast eine Viertelmillion steigen. In einer Zeit des wachsenden Nationalismus konnte Triest mit Stolz von sich behaupten, mit einer italienischen, slowenischen, deutschen, tschechischen, polnischen, griechischen, jüdischen, kroatischen, serbischen, ungarischen, armenischen und vielleicht noch mit vielen anderen Seelen ausgestattet zu sein, die Teil waren (oder auch nicht) der Triester Wirklichkeit.

Der Erste Weltkrieg sah Soldaten aus Triest an allen Fronten im Kampf. Einige desertierten nach Italien, und nach dessen Kriegseintritt auf Seiten der Entente im Frühling 1915 lag die Stadt durch die Nähe zur Isonzofront unweit des Kriegsgeschehens, was sich auf Handel und Wirtschaft lähmend auswirkte.

Das italienische Triest – Trieste

Nach dem Krieg zerfiel nicht nur die Habsburgermonarchie, sondern es wurde auch die gesamte Umgebung, in der sich Triest zweihundert Jahre hervorragend entwickelt hatte, radikal verändert. Neue Staaten bildeten sich und gerieten mit anderen Staaten in neue Konflikte. In Triest und ins Umland marschierten italienische Truppen ein, worauf die italienisch geprägte liberale Elite der Stadt nicht vorbereitet war. Triest sollte sich nach den Vorstellungen der neuen Herren aus einem vieleθνischen Gebilde in eine „italienische Stadt, italienischer als andere Städte Italiens“

verwandeln. Manche Bewohner verließen daraufhin die Stadt, andere passten sich an – der Schutz nationaler Minderheiten war und blieb eines der problematischsten Themen nach dem Ersten Weltkrieg; auf dem Papier sollte es ihn geben, die Realität sah meistens anders aus. Italien fühlte sich Siegerstaat zu nichts verpflichtet.

Mit dem Sieg der faschistischen Bewegung unter Mussolini im Oktober 1922 wurde Triest zum so genannten „Zentrum des Grenzfascismus“, in dem sich faschistisch-totalitaristische Inhalte mit nationalistischen und rassistischen Elementen mischten. Die Stadt sollte ein Aushängeschild Italiens gegen den „Osten“ und ein Zentrum der geistigen Ausstrahlung der „romanità“ über die Grenze hinweg werden, unter Betonung des Gegensatzes zwischen dem faschistischen (italienischen) ICH und dem nicht näher definierten „slawischen“ ANDEREN. Als Besonderheit kam in Triest und in seinem Grenzgebiet die so genannte doppelte Orientierung hinzu, weil man es gleichzeitig mit zwei Gegnern zu tun hatte: zum einen mit dem nationalen Feind in Gestalt der slawischen Minderheiten (Slowenen und Kroaten), zum anderen mit dem Klassenfeind (Sozialdemokraten/Kommunisten).

Wie sollte nun mit den „neuen Provinzen“ umgegangen werden? Ziel war es, die Gebiete nicht nur formal zu übernehmen, sondern auch die Ideale des Faschismus in den Bereichen Kultur, Architektur Infrastruktur usw. sichtbar zu machen. Offiziell und vor der internationalen Öffentlichkeit vertrat das Regime die These, Triest und die Umgebung seien keinesfalls national gemischt. Inoffiziell wurde jedoch die „Italianisierung“ des Raumes mit viel Aufwand vollzogen. Triest wurde regelrecht zu einem „Schaufenster“ der faschistischen Ideologie, was natürlich eine Gegenbewegung auslöste. Slowenische Antifaschisten, die selbstständig oder mittels Unterstützung aus dem nahen Jugoslawien illegal tätig waren, arbeiteten mit italienischen Regimegegnern zusammen, vor allem bei der Herstellung und Verteilung illegaler Druckschriften und generell im Spionagesektor. In den dreißiger Jahren kam es auch zu Anschlägen auf italienische Schulen und Exponenten des Regimes. Dies verstärkte im Gegenzug die Repressionen auf unerwünschte Gruppen, zu denen auch die lokale jüdische Gemeinde zählte, obwohl diese traditionell stark italienisch eingestellt war. In Triest hat Mussolini Mitte September 1938 die italienischen „Rassengesetze“ verkündet und ist damit seinem Bundesgenossen Hitler gefolgt. Drei Jahre danach wurde die Stadt im April 1941 zum Sprungbrett für die italienische Aggression gegen Jugoslawien im Zweiten Weltkrieg.

Der Zweite Weltkrieg und der Kalte Krieg: Kampf um Triest

Die nationalen und ideologischen Gegensätze erreichten ihren Höhepunkt während des Zweiten Weltkriegs. Trotz des immer noch gängigen Klischees vom „guten“ italienischen Soldaten ist die lokale Erinnerung verbunden mit Internierungen und grausamen Massakern an der Zivilbevölkerung – neuerdings auch ein Thema der italienischen Geschichtsschreibung. Auch in der Region um Triest spielte sich der Zweite Weltkrieg mit aller Härte ab. Einen Einschnitt bildete der Sturz des Mussolini-Regimes 1943. Im September dieses Jahres wurde Triest von deutschen Truppen besetzt und zu einem wichtigen strategischen Stützpunkt ausgebaut. Traurige Bedeutung erlangte das Konzentrationslager San Sabba, in dem tausende Antifaschisten umkamen. Die Kämpfe in der „Operationszone Adriatisches Küstenland“ dauerten von Ende 1943 bis zum April 1945. Die Niederlage der deutschen Truppen wurde durch die Vorstöße der jugoslawischen Partisanen vom Balkan, den Vormarsch der alliierten Truppen in Italien und auch durch die Aktivität örtlicher Partisanengruppen im Raum Triest/Istrien besiegelt.

Nach dem Krieg geriet Triest in den Mittelpunkt der internationalen Aufmerksamkeit wie schon lange nicht mehr oder sogar wie noch nie zuvor. Nun erhob Jugoslawien Anspruch auf die Territorien, die sich Italien nach dem Ersten Weltkrieg angeeignet hatte; Italien hingegen beharrte auf dem Status quo. Damit begann die „Triester Frage“, die sich sehr schnell aus einer örtlich begrenzten italienisch-jugoslawischen (bzw. slowenischen) Auseinandersetzung zu einem internationalen Konflikt im Rahmen des Kalten Krieges ausweitete. Schon 1946 verwendete Winston Churchill angesichts der wachsenden Spannungen zwischen den Siegermächten das Bild vom „Eisernen Vorhang“, der Europa „von der Ostsee bei Stettin bis zur Adria bei Triest“ spalten würde. In Wirklichkeit war die Grenze zwischen Italien und Jugoslawien allerdings nur in den ersten Nachkriegsjahren „eisern“. Der Streit zwischen Tito und Stalin, der 1948 im offenen Bruch zwischen Jugoslawien und der Sowjetunion gipfelte, führte letztlich dazu, dass die Grenze zwischen Italien und Jugoslawien eher einer lockeren Jalousie als einer unüberbrückbaren Mauer zwischen Ost und West glich. Zwischen 1947 und 1954 bestand das „Freie Territorium Triest“ (italienisch „Territorio Libero di Trieste“, slowenisch „Svobodno tržaško ozemlje“), dessen nördlicher Teil – Zone A – mit der Stadt Triest unter angloamerikanischer, der südliche Teil – Zone B – unter jugoslawischer Verwaltung

stand. Mit dem Abkommen von London (5. Oktober 1954) wurden de facto Zone B an Jugoslawien, Zone A (mit der Stadt Triest) an Italien angegliedert; Italien garantierte im Rahmen dieses Abkommens den erneuten Status von Triest als Freihafen.

Triest auf der einen und Koper (ital. Capodistria) auf der anderen Seite der Grenze wurden jeweils zu „Aushängeschildern“ der Systeme: auf der einen Seite das kapitalistische Italien, auf der anderen Seite das sozialistische Jugoslawien. Wegen der relativen Durchlässigkeit der Grenze und der Anwesenheit nationaler Minderheiten pflegten die Einwohner weiterhin intensive Kontakte, die von kleineren Dienstleistungen bis zum (meist illegalen) Warenverkauf (Fleisch, Zigaretten, Eier) reichten. Davon profitierten die Märkte in Triest (Piazza Ponterosso, Mercato coperto), aber auch Privathaushalte und Gasthäuser; selbst an Busstationen wurde Handel getrieben.

Trotz der neuen Grenzziehung sind die Kontakte von Triest zum jugoslawischen Umland nie völlig abgebrochen.

Endgültig völkerrechtlich geklärt wurde die Grenzfrage erst 1975 im Kontext der „Konferenz für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa“ (KSZE). Italien und Jugoslawien einigten sich im Vertrag von Osimo (10. November 1975) über die Anerkennung der jeweiligen Souveränität in den ehemaligen Zonen A und B und bestätigten damit die bis heute bestehende Grenze. Obwohl den Eliten in Italien und Jugoslawien schon kurz nach dem Zweiten Weltkrieg klar war, dass es keine territorialen Veränderungen mehr geben würde, wirkten slowenische Parolen wie „Triest ist unser“ oder italienische, die Istrien, Dalmatien (Dalmazia) und Rijeka (Fiume) als „italianissime“ bezeichneten, lange nach; so gab es Kreise in Italien, die den Vertrag von Osimo als „Verrat“ bezeichneten. Insgesamt spielten solche Vorwürfe angesichts der zunehmenden wirtschaftlichen Zusammenarbeit, des kulturellen Austauschs und des wechselseitigen Tourismus keine bedeutende Rolle mehr. Dies hing auch mit dem besonderen internationalen Status von Jugoslawien an der Spitze der Bewegung der Blockfreien unter Tito zusammen. Triest und die benachbarten Regionen in Jugoslawien waren Nutznießer dieser Situation.

Der Zerfall Jugoslawiens – das unabhängige Slowenien

Nach dem blutigen Zerfall Jugoslawiens Ende der achtziger und zu Beginn der neunziger Jahre trat im Nordwesten des zerbrochenen Gesamt-

staats Slowenien dessen Rechtsnachfolge an. Die slowenische Minderheit in Triest hatte mit dem Ende Jugoslawiens ihren Hauptunterstützer verloren, umgekehrt war ebenso der Hauptantagonist für die Italiener in Triest, das „jugoslawische Gespenst“, verschwunden. Betroffen im einen oder anderen Sinn waren viele Menschen in Triest, die von der „Kundschaft“ aus Jugoslawien gelebt hatten: kleine Händler, aber auch die Polizei, Sicherheitsdienste, Geheimagenten, also alle, die von der Grenze am Schnittpunkt zweier Systeme profitiert hatten.

Triest sollte angesichts der veränderten geopolitischen Verhältnisse wieder in die Rolle hineinwachsen, die es unter den Habsburgern gehabt hatte – ein mitteleuropäisches Zentrum an der Adria. Ein Meilenstein auf dem Weg dorthin sollte der Beitritt Sloweniens zur Europäischen Union 2004 und zum Schengenraum (Wegfall der Grenzkontrollen) 2007 werden. Triest hat jedoch wie schon so oft in seiner Geschichte die Gelegenheit nicht genutzt und schläft nach dem wechsellvollen 20. Jahrhundert noch immer den Dornröschenschlaf. Natürlich träumt die Stadt von der Rückkehr in die glorreiche Vergangenheit, von neuer Größe – „Trieste torna grande“ („Triest wird wieder groß“), lautet der Leitspruch des im Frühjahr 2011 neugewählten Bürgermeisters Roberto Cosolini. Die Wahrheit sieht leider so aus, dass Triest heute die Bedeutung einer mittelgroßen italienischen Provinzstadt hat und bis vor Kurzem vor allem von der Unterstützung aus Rom gelebt hat, mit der Italien die „italianità“ der Stadt legitimieren musste. Wenn Triest und seine Bewohner ernsthaft über die Entwicklung ihrer Stadt nachdenken wollen, dann müssen sie endlich zur Kenntnis nehmen, dass die Spaltung zwischen Ost und West vorbei ist, und mit konkreten Maßnahmen zeigen, dass die Stadt vorankommen will. Leider sind aber so wichtige Faktoren wie Mehrsprachigkeit und kulturelle Vielfalt für viele eher ein Störfaktor als eine Bereicherung.

Aus dem Slowenischen übersetzt von Klemen Zalar.

Triest, seit dem 18. Jahrhundert planmäßig zum Haupthandelshafen der Habsburgermonarchie ausgebaut, war lange Zeit einer der bedeutendsten Häfen an der Adria. Nach dem Ersten Weltkrieg fiel die Stadt an Italien, verlor allerdings nach dem Zweiten Weltkrieg ihr Hinterland. Heute ist der Hafen Triests u. a. als Umschlagplatz für Rohöl (Endpunkt der transalpinen Pipeline), als Freihafen und als Terminal für Fähr- und Kreuzfahrtschiffe wichtig, wobei jedoch die künftige Entwicklung im Blick auf die Konkurrenz der Nachbarhäfen in Slowenien und Kroatien unsicher ist.

Split heute – eine Industrie- und Hafenstadt im Umbruch

Prof. Dr. Aleksandar Jakir ist Historiker und hat seit 2007 die Professur für Zeitgeschichte an der Abteilung für Geschichte der Philosophischen Fakultät der Universität Split inne.

Split gehört zu den ältesten Städten Europas und verfügt über bedeutende Kulturdenkmäler. Die Auseinandersetzungen beim Zerfall Jugoslawiens haben jedoch tiefe Spuren in der Stadt hinterlassen. Jenseits der touristischen Idylle ringt die Stadt um ihre Zukunft.

Es klingt anders als in den Reiseführern, in denen die kunsthistorischen Schätze und naturräumlichen Schönheiten der kroatischen Universitäts- und Hafenstadt Split an der Adria gerühmt werden, was etliche Journalisten und Wahlkämpfer in diesen Tagen vor den Wahlen zum Europaparlament im April und vor den kurz danach im Mai stattfindenden Kommunalwahlen über ihre Stadt sagen und schreiben, die vor knapp einem Jahrzehnt ihr 1.700-jähriges Jubiläum gefeiert hat. Split gehört somit zu den Städten in Europa, die auf eine durchaus lange Kontinuität zurückblicken können. Schenkt man jedoch den erwähnten kritischen Stimmen Gehör, so steht es um die Zukunft der Stadt nicht zum Besten.



Blick auf die Bucht von Split

Manchem sind dabei selbst die Grautöne auf der Farbpalette noch zu hell, und es entsteht ein schon fast katastrophisches, schwarz in schwarz gemaltes Bild einer Stadt im Niedergang. Der Kontrast könnte kaum größer sein, ruft man sich das Bild vor Augen, das die Tourismusindustrie von Split mit Naturschönheiten, erfolgreichen Sportlern und dem reichhaltigen kulturellen und gastronomischen Angebot entwirft. Split ist mit ca. 220.000 Einwohnern die größte Stadt Dalmatiens und die zweitgrößte Stadt Kroatiens.

Name und Geschichte der Stadt

Das etymologische Dilemma, ob es der im Mittelmeerraum häufig anzutreffende gelbblühende Ginster war, der bei der Namensgebung der antiken griechischen Kolonie an der Adria mit Namen *Aspalathos/Spalatos* (Ἀσπάλαθος) Pate stand, oder ob doch der im 13. Jahrhundert wirkende Chronist *Thomas Archidiaconus Spalatensis* Recht hatte, der den Namen Split vom lateinischen Begriff für den Palast des römischen Kaisers Diokletian ableitete, der heute das historische Stadtzentrum bildet (palatium = S-palatium), scheint nach wie vor ungelöst.

Fest steht aber, dass die Stadt bis zur Auflösung Österreich-Ungarns im Jahr 1918 amtlich den italienischen Namen *Spalato* trug, auch wenn ihre bereits damals mehrheitlich kroatischsprachigen Einwohner sie *Split* oder *Spļjet* nannten. Die heutige kroatische Bezeichnung *Split* ist dabei offiziell seit der Zeit des nach dem Ersten Weltkrieg gegründeten Staates der Serben, Kroaten und Slowenen in Gebrauch. Je nach Zählung

wechselte die staatliche Zugehörigkeit von Split während des 20. Jahrhunderts sieben oder acht Mal: Split und sein Umland wurden am 1. Dezember 1918 Teil des von Belgrad aus regierten

Je nach Zählung wechselte die staatliche Zugehörigkeit von Split während des 20. Jahrhunderts sieben oder acht Mal.

ten Königreichs der Serben, Kroaten und Slowenen. Dieses nannte sich seit 1929 Königreich Jugoslawien und ging im Zweiten Weltkrieg unter, dessen Schrecken für Split am 6. April 1941 mit der Bombardierung durch Flugzeuge des faschistischen Italien begannen. Mussolini annektierte schließlich den größten Teil Dalmatiens einschließlich Split. Nach der Kapitulation des faschistischen Italien wurde die Stadt kurzzeitig von Partisanen befreit, die innerhalb der Stadt große Unterstützung in der Bevölkerung genossen. Split gehörte aber letztlich bis zum Kriegsende unter deutscher Besatzung zum so genannten „Unabhängigen Staat

Kroatien“. Nach dem Sieg von Titos Partisanen im überaus blutig geführten Krieg und Bürgerkrieg wurde im April 1945 in Split die erste kroatische Regierung für die Teilrepublik innerhalb des föderativen Tito-Jugoslawien gebildet. Diese hieß zunächst „Demokratische Volksrepublik Kroatien“, später „Sozialistische Republik Kroatien“. Seit der Unabhängigkeitserklärung im Juni 1991 ist Split Teil der heutigen Republik Kroatien.

Alte und neue Gräben

Stritt man sich im 19. Jahrhundert noch zwischen der kroatischen Nationalpartei und den italienischsprachigen dalmatinischen Autonomisten um den Namen Stadt – *Split* oder *Spalato* –, so ist dies im 21. Jahrhundert kein Thema mehr. In der einschlägigen Publizistik sind es nun die noch im letzten Jahrhundert entstandenen und ideologisch aufgeladenen Begriffe und Konzepte, mit denen die Stadt Split assoziiert wird, die politisch hoch polarisierte öffentliche Debatten in und über Split auslösen. Während die einen befürchten, dass das während des Zweiten Weltkriegs mehrheitlich antifaschistische Split der Partisanen seit der Wende und dem Zerfall Jugoslawiens sich im unabhängigen Kroatien unter Franjo Tudjman zu einem Hort des rechten Nationalismus gewandelt habe, betont die andere Seite den kroatischen Patriotismus und die Rolle der Stadt und ihrer Bewohner im überstandenen Unabhängigkeitskrieg gegen die Aggression von Miloševićs Serbiens.

Dieser Streit spitzt sich bei der Frage der Aufstellung eines Denkmals für den ersten demokratisch gewählten Präsidenten des heutigen Kroatien, Franjo Tudjman, zu. Mit den realen Problemen der Stadt, dem Strukturwandel, der Arbeitslosigkeit, dem urbanistischen Chaos in den Vorstädten, hat das wenig zu tun. Die einen klagen, es sei in Vergessenheit geraten, dass Split zu Zeiten des sozialistischen Tito-Jugoslawien doch als „rote“ Stadt galt, was mit der Aufstellung eines Denkmals für einen Nationalisten vom Schlage Tudjmans, der für mehr oder weniger alle negativen Entwicklungen der letzten zwei Jahrzehnte verantwortlich gemacht wird, unvereinbar sei. Auf der anderen Seite stehen die Anhänger Tudjmans, die den 1999 verstorbenen ersten Präsidenten des heutigen Kroatien als Staatsmann, Vater der Unabhängigkeit und „kroatischen Bismarck“ preisen. Die jetzige Mehrheit im Stadtrat ist jedenfalls für ein solches Denkmal und sieht sich auch von einer deutlichen Mehrheit der Bevölkerung in diesem Ansinnen unterstützt.

Andererseits überrascht diejenigen, welche die Stadtgeschichte ein wenig kennen, die hitzige Auseinandersetzung über die Aufstellung des Denkmals für Tadjman weniger, lässt sich doch schwerlich übersehen, wie gespalten auch früher schon die Öffentlichkeit in ideologisch aufgeladenen Fragen war, insbesondere seit im 19. Jahrhundert die Idee der Nation ihren Siegeszug antrat und Split zur kroatischen Stadt wurde. Die zunächst in Split (und Dalmatien) tonangebene italienischsprachige Minderheit besteht heute nurmehr aus den Angehörigen von wenigen in Split verbliebenen Familien. Die rasante Bevölkerungszunahme im Zuge der Industrialisierung nach 1945 (am Ende des Zweiten Weltkriegs hatte die Stadt nicht mehr als 40.000 Einwohner, das entspricht nur 10 Prozent der heutigen Bevölkerungszahl der Großregion Split), spiegelt die tiefgreifenden Transformations- und Modernisierungsprozesse ebenso wider wie die Folgen moderner Nationsbildungsprozesse.

An vielen historischen Beispielen ließe sich zeigen, dass auch in Split das Bauen einer Brücke über ideologische Gräben hinweg mühsamer und langwieriger ist als das Einreißen derselben. Besonders intensiv gestaltet sich die Debatte über die juristische und historische Aufarbeitung der Verbrechen, die im Namen der verschiedenen Ideologien des 20. Jahrhunderts verübt wurden, einschließlich derjenigen während des letzten Krieges. Die Gerichtsprozesse über die Vorkommen im Militärgefängnis im Marinestützpunkt „Lora“ auf dem Gebiet der Stadt, wo es zur Gewalt an Mitbürgern serbischer Nationalität während des Unabhängigkeitskrieges kam, sind noch nicht letztinstanzlich entschieden, aber dass seitens kroatischer Polizisten und Militärs Verbrechen stattgefunden haben, ist unstrittig.

Zeichen des Aufschwungs ...

Sieht man sich andererseits jedoch die Gesamtsituation Splits an, so mögen die äußerst kritischen Stimmen mancher Intellektueller auf den ersten Blick nicht recht nachvollziehbar scheinen. Nicht nur der Bau einer neuen Universitätsbibliothek und der Ausbau der 1974 gegründeten Universität Split, an der heute über 22.000 Studierende eingeschrieben sind, lässt die Zukunftsaussichten der Stadt in einem besseren Licht erscheinen. In den letzten Jahren lässt sich auch ein regelrechter Tourismus-Boom mit bis zu 50.000 Gästen im Jahr in Split beobachten, der zu neuem Wohlstand führt. Durch die 2005 fertiggestellte Autobahnverbindung sowohl mit der Hauptstadt Zagreb als auch mit Rijeka ist die

Hafenstadt Split nun auch mit dem Auto schnell und gut erreichbar. Das maritime Klima mit angenehmen mittleren Temperaturwerten das ganze Jahr über bietet für Besucher aus Gegenden mit kälterem Klima einen zusätzlichen Anreiz.

Früher war Split für die allermeisten Touristen als großer Fährhafen nur Durchgangsstation auf dem Weg zum Urlaub auf einer der mitteldalmatinischen Inseln in der Adria. Dies hat sich in den letzten Jahren gründlich geändert. Die Zahl der neueröffneten Hotels, Pensionen und Hostels sowie die zahlreichen privat vermieteten Ferienwohnungen in der Stadt legen davon Zeugnis ab. Insbesondere der riesige Palast des römischen Kaisers Diokletian (über 30.000 m²), der heute in die historische Altstadt von Split integriert ist und sich seit dem Jahr 1979 auf der UNESCO-Liste der Weltkulturerbestätten befindet, ebenso wie das mediterrane Flair der Stadt ziehen die Besucher in die Stadt. Reiseführer loben die Museen, den erholsamen Stadtpark und den zentrumsnah gelegenen dicht bewaldeten Marjan-Berg sowie die elegante Uferpromenade, die der Stadt ihren „unvergesslichen Charme“ verleihen.

... oder der Stagnation?

In den Wintermonaten und abseits der Sonnenseite der Stadt mit ihren touristischen Attraktionen bietet sich allerdings ein anderes, ein düsteres Bild. In den Medien ist gar die Rede davon, dass Split heute ein „trauriger Ort“ sei, „voller Sorge um die Zukunft“, der sich im Jahr 2013 im Angesicht des für den 1. Juli vorgesehenen EU-Beitritts „am wahrscheinlich tiefsten Punkt seiner wirtschaftlichen und politischen Entwicklung“ seit dem Zweiten Weltkrieg befinde. Begründet wird dies mit dem Niedergang der Industrie und dem Zusammenbruch der industriellen Infrastruktur beim Übergang zur kapitalistischen Marktwirtschaft nach 1990.

In Split ging ebenso wie im übrigen Kroatien das Ende des vormaligen Modells des „Selbstverwaltungssozialismus“ zu Zeiten Tito-Jugoslawiens Hand in Hand mit dem Krieg und mit einem gleichzeitig stattfindenden tiefgreifenden sozialen Umbruch. Die sozialen Kosten dieses Umbruchs waren für die ehemalige Industrie- und Hafenstadt Split enorm. Nicht zuletzt ist dies ablesbar an der Zahl der 20.000 gemeldeten Arbeitslosen. Die Statistik spricht auch sonst eine deutliche Sprache: An die vierzig Unternehmen, die bis Anfang der 1990er Jahre in Split und

Neben Zeichen des Aufschwungs gibt es Signale des Verfalls.

Umgebung produziert hatten, verschwanden in den beiden letzten Jahrzehnten. Die Zahl der gemeldeten Beschäftigten war im Jahr 1993, während in Kroatien noch der Krieg wütete, deutlich höher, als sie es heute ist, zwanzig Jahre später.

Der Strukturwandel und Deindustrialisierungsprozess wird auch deutlich, wenn man sich bewusst macht, dass seinerzeit im Dienstleistungssektor um die 35 Prozent aller Erwerbstätigen beschäftigt waren, während es heute mehr als 60 Prozent sind (bei gleichzeitigem Rückgang der absoluten Zahl der Erwerbstätigen, die 1993 noch knapp 58.000 betragen hatte und gegenwärtig mit nur noch ca. 55.000 angegeben wird). Für fast 10.000 Menschen bedeutete der Niedergang der Werften und des Schiffbaus in Split wie auch die mit massivem Arbeitsplatzabbau verbundene Privatisierung der Zementindustrie oder das fast komplette Verschwinden der chemischen und verarbeitenden Industrie den Verlust ihres Arbeitsplatzes. Größter Arbeitgeber ist heute faktisch das Klinikum der Stadt, das mehr Menschen beschäftigt als die Werft „Brodosplit“. Zwar besitzt Split neben dem Fährhafen auch einen Überseehafen (zweitgrößter Hafen Kroatiens mit ca. 1 Million Tonnen Warenumschlag), aber auch in diesem Bereich, als Ausfuhrhafen, bleiben die erzielten Umsätze in den letzten Jahren deutlich hinter den Erwartungen zurück.

Der Krieg Anfang der 1990er Jahre und die unmittelbare Nachkriegszeit überdeckten den sozialen Umbruch, der gleichzeitig stattfand. Diesen Umbruch aber nur als Verfallsgeschichte der forcierten sozialistischen Industrialisierung zu deuten und Split mitsamt seinem Umland kurzum zur „Kloake der Arbeitslosigkeit und des Elends“ zu erklären, wie dies der bekannte Kolumnist und Schriftsteller Jurica Pavičić und andere tun, greift aber zu kurz. Sieht man nämlich genauer hin, so vollzieht sich auch in Split, was an vielen anderen Orten Europas unter dem Druck der Globalisierung passiert ist – mit all seinen Widersprüchen und Folgeerscheinungen. Jurica Pavičić hat nämlich gleichzeitig in einem schönen Essay unter der Überschrift „Das Mittelmeer: Zimmer ohne Aussicht“ die sicherlich realitätsfremden Flucht- und Urlaubsphantasien des Nordens hervorragend in Worte gefasst. In dieserart Phantasien wird der Mittelmeerraum generell zum utopischen Ort, an dem die Menschen vorindustriell glücklich und ohne Zwänge leben, in Einklang mit ihrer Körperlichkeit, ihrer Impulsivität und Leidenschaft, und an dem der Nordeuropäer nach dem Glück sucht, ohne Industriesmog und Zwänge, die von irgendwelchen Konzernen ausgehen, ohne die, wie

Pavičić schreibt, „alltägliche Sklaverei wie in Krefeld, Essen, Newcastle oder Sheffield“. Er zitiert dabei den palästinensischen Regisseur Elia Suleiman: „Das Mittelmeer ist ein Gebiet nicht zu Ende geführter Geschäfte und nicht zu Ende gebauter Häuser.“ All dies lässt sich gewiss auch für die Stadt Split sagen. Die Vororte von Split sehen tatsächlich genau so aus, „geschaffen von Armen mit dem Baumaterial der Armen, Kuben aus Zement mit Flachdach, aus deren Ecken vier metallene Stangen in die Luft ragen“. Doch diese Stangen sind nicht nur eine stimmige Metapher für die Welt des Mittelmeers und das visuelle Symbol für gescheiterte Pläne oder für die nächste Etage, die nie gebaut werden wird, sondern auch Ausdruck der Hoffnung, dass die nächste Generation doch vollenden wird, was der vorherigen Generation nicht gelungen ist.

Hoffnung auf die Europäische Union

Häufig wird betont, wenn die Rede von Kroatien als neuem EU-Mitgliedsland ist, dass es sich um ein strategisch wichtiges Land handele, das Osteuropa und die Donauregion mit dem Mittelmeer verbindet und zukünftig das Tor zum Balkan darstellen wird. Für Split ließe sich sagen, dass es stets eine Bühne und Begegnungsstätte verschiedener Kulturen war. Zweifellos gehört Split zum Mittelmeerraum, der historisch stets als Zentrum und Begegnungsfeld in der Geschichte fungiert hat und in der Vergangenheit als Bindeglied Europas, Nordafrikas und des Nahen Ostens eine große Rolle gespielt hat. Es ist zu hoffen, dass sich die Stadt trotz der schmerzhaften Konfliktgeschichte Südosteuropas im 20. Jahrhundert mit all ihren Konflikten und Umbrüchen auf ihre viel älteren und im kulturellen Erbe des Mittelmeerraums begründeten Wurzeln der Toleranz und des produktiven Austausches besinnt. Um die europäische und mediterrane Zukunft der größten Stadt an der östlichen Adriaküste und Metropole Dalmatiens muss man sich dann sicherlich weniger Sorgen machen.

Die Häfen spielen auch heute noch eine äußerst wichtige Rolle im Leben der Stadt. In den städtischen Hafen laufen neben den kleineren Fischer- und Segelbooten die Fähren ein, welche die Stadt mehrmals täglich mit den umliegenden Inseln verbinden, aber auch mit italienischen Häfen. Daneben gibt es den „Nordhafen“, in dem Waren umgeschlagen werden. Zur Zeit werden – wohl unter Beachtung des Umweltschutzes – die Außenanlegeplätze für die riesigen Kreuzfahrtschiffe mit dem Ziel ausgebaut, den Hafen von Split zum erste „Öko-Hafen“ Kroatiens zu machen.

Odessa: ein Hafen als Tor zur Welt

Galyna Spodarets, geboren in Odessa, hat in Odessa und Regensburg Germanistik, Europäistik und Slawistik studiert. Z. Zt. arbeitet sie an einer Dissertation über Flussräume in der Ukraine.

Im folgenden Beitrag wird die spannende Geschichte der Schwarzmeerstadt Odessa seit ihrer Gründung im russischen Zarenreich bis in die ukrainische Gegenwart nachgezeichnet. Das besondere Augenmerk liegt dabei auf der kulturellen, wirtschaftlichen und sozialen Bedeutung des Hafens, der bis heute das Bild der Stadt und ihren Mythos prägt.

Wer hat noch nicht von Odessa-Mama gehört? Perle am Meer, Tor zur Welt, Paradies auf Erden, südliches Palmyra, sowjetisches Marseille, Klein-Petersburg, San Francisco des Ostens oder Blume des Südens – so viele schmückende Beinamen und poetische Ehrentitel zieren wohl keine andere osteuropäische Stadt. Mit ihrem Flair, weltoffenen Geist und dem Frohsinn ihrer Bewohner vereinigt Odessa in sich das brausende Leben einer Millionen-Metropole und eines wichtigen Kultur- und Erholungszentrums. Für einen gebildeten Westeuropäer ist Odessa keine Terra incognita, der Name kommt einem irgendwie bekannt vor. Klingt er nach dem vertrauten Helden der griechischen Mythologie Odysseus?



*Kreuzfahrtschiff im Hafen von Odessa
(© Ruslan Krizhanovsky)*

Schmeckt er gar europäisch? Erinnert er an die Szene aus dem Stummfilm-Klassiker „Panzerkreuzer Potemkin“, als ein Kinderwagen im Kugelhagel die riesige Hafentreppe hinunterrollt? Viele Mythisierungen überwuchern den Horizont der realen Stadt. Deshalb erscheint es schwierig, darunter ihren echten Charakter durchscheinen zu sehen. Wie wurde der südrussische Hafen zum Palmyra? Von welchen Kontrasten wird er in der heutigen Südukraine geprägt?

Das südliche Fenster des Russischen Reichs

Die nördliche Schwarzmeerküste mit ihren windstillen Buchten und fruchtbaren Feldern bietet einen ungewöhnlich günstigen Lebensraum und war deshalb schon vor Jahrtausenden besiedelt. Bis zum Zweiten Russisch-Türkischen Krieg (1787-1791) gehörte dieses Territorium zum Osmanischen Reich. Im Zuge der russischen Expansionspolitik wurden 1789 auf Befehl der Zarin Katharina II. die türkischen Festungsmauern Eni-Dunja (Hadzhibej) am Schwarzen Meer erobert. Katharina II. handelte weitsichtig: Durch die Eroberung der Schwarzmeerbucht eröffnete sich für ihr Reich der Seeweg zum Mittelmeer. Die Wirtschafts- und Handelsbeziehungen zu den europäischen Ländern wurden dadurch erleichtert. Nach seinem großen nördlichen Bruder Sankt Petersburg sollte ein neuer leistungsfähiger Hafen den ehrgeizigen Europakurs Russlands im Süden fortsetzen.

Mädchen, wie ist dein Name?

Die ersten Pfähle der Hafenanlagen wurden auf Geheiß von Zarin Katharina am 2. September 1794 eingerammt. Somit fiel die Stadt- mit der Hafengründung zusammen, die in diesem Jahr ihren 219. Geburtstag feiern werden. Im Vergleich zum 1.500 Jahre alten Kiew ist Odessa noch ein „junges Mädchen“. Laut einer Legende befahl Katharina auf einem Ball in Petersburg: „Möge Hadzhibej einen hellenischen Namen tragen, aber in weiblicher Form!“ Laut einer anderen Theorie beauftragte die Zarin zur Namensfindung für die Siedlung Wissenschaftler, die irrtümlich behaupteten, dass es in dieser Region vor mehr als 2000 Jahren eine reiche griechische Siedlung namens Odessos gegeben habe. Nach heutigen archäologischen Erkenntnissen befand sich die antike Kolonie tatsächlich im Schwarzmeerbecken, allerdings nahe dem heutigen bulgarischen Hafen Warna. So oder so, mit dem Endbuchstaben „a“ versehen

bekam das griechisch-maskuline „Odessos“ ein weibliches Geschlecht und wurde bald zur beliebtesten Tochter der russischen Krone.

Erste Erbauer, erste Schwierigkeiten

Die ersten Siedler der neugegründeten Hafenstadt waren keine ethnischen Russen, sondern Schwarzmeerkosaken, die am Sturm auf die Festung Eni-Dunja beteiligt gewesen waren. Sie ließen sich nahe des

Hadzhibej nieder und durften sich später im Stadtviertel Peresyp ansiedeln. Zu den ersten Bürgern gehörten aber auch Matrosen, Soldaten, entlau-

Odessa war von Anfang an eine kosmopolitische Stadt.

fene Leibeigene und Visionäre, die einen Neuanfang unter der warmen Sonne des Südens suchten. Die Lage am Meer, an der Peripherie des Imperiums, weit von zaristischen Autokraten, war sehr attraktiv: Von legislativen Hindernissen unbeeinträchtigt, beherbergte die kosmopolitische Odessa-Mama viele heimatlose Wanderer.

Die Stadt wuchs nicht organisch, sondern wurde durch eine rationale Planung geformt, wie es im damaligen Russland selten war. Beim Ausbau des strategischen Hafens stieß man allerdings auf eine Reihe von Schwierigkeiten: zum einen auf das Fehlen von Trinkwasser, das in dieser Steppe lange Zeit den Status des „blauen Öls“ besaß und vom weit entfernten Fluss Dnjestr geholt werden musste; zum anderen fehlte es an Baumaterialien wie Holz und Stein. Das Problem wurde gelöst, indem man zum Bau den unterirdisch gewonnenen Muschelkalk verwandte. Den Entwurf des Hafens verdankt Odessa dem Holländer Franz de Volán. Zarin Katharina holte auch italienische und französische Architekten ans Schwarze Meer (Frapolli, Förster, Boffo, Toricelli, de Tomon u. a.). Aus Odessa sollte etwas ganz Besonderes werden!

Patchwork Odessa

Odessa war und ist seit jeher eine Hafenstadt, in der sich viele verschiedene Nationalitäten gemischt haben. Obwohl das Gebiet Anfang des 19. Jahrhunderts nur sehr gering besiedelt war, kamen zur Stadtgründung gerufene Geschäftemacher aus ganz Europa ans Schwarze Meer. Vor allem ökonomische Privilegien und politische Freiheiten lockten zahlreiche Siedler an die Schwarzmeerküste. Russland handelte nach dem Motto: Bevölkerungsvergrößerung durch Eingliederung

nützlicher westeuropäischer Ausländer. So ließen sich viele Italiener, Franzosen, Bulgaren, Polen, Griechen, Juden, Deutsche, Österreicher, Armenier, Türken und Serben in Odessa nieder. Sie gründeten ihre eigenen Institutionen – katholische Kirchen, Synagogen, griechische und armenische Gymnasien. Das Odessa jener Zeit wurde von Zeitgenossen als ein modernes Babylon charakterisiert. Im öffentlichen Gebrauch war die russische Sprache vorherrschend, an der Börse die italienische; das Französische galt gleichzeitig als die Konversationssprache der höheren Gesellschaft. Im Laufe des langjährigen Kulturdialogs hat sich ein stadteigener, vom Jiddischen stark beeinflusster Dialekt entwickelt. Die akustische Vielfalt bereicherte ein buntes Gemälde: blaue französische Matrosenbarette, griechische Khakiröcke, breite kosakische Pumphosen und glänzende zaristische Schulterstücke.

Dank der ausländerfreundlichen Stadtpolitik bildeten sich in Odessa bald auch kleine nationale Inseln mit entsprechenden Straßennamen: polnische, griechische, bulgarische und jüdische Straßen, große und kleine Arnauten(Albaner-)Straßen, italienische und französische Boulevards.

Auch in der Geschäftswelt hatte buchstäblich jeder Gewerbebezweig seinen eigenen nationalen Betreiber. Polen verkauften Brot, Franzosen diktierten die Mode, Italiener befriedigten den Magen, Griechen beschäftigten sich mit der Verbreitung von Lebensmitteln, Juden betrieben Handel, Russen sorgten für den Ausbau des Hafens, Ukrainer lebten von Feldarbeit auf den fruchtbaren Schwarzerdeböden, türkische Umsiedler verkauften Tabak und Deutsche kamen den handwerklichen Bedürfnissen nach. Die auch heute noch spürbare soziale, kulturelle, sprachliche und konfessionelle Heterogenität hob Odessa von den vielen perspektivlosen Provinzstädten des Russischen Reichs deutlich ab.

Westliches Flair im Osten

Während in ganz Russland Knechtschaft und Leibeigenschaft noch zum Alltag gehörten, waren die Petersburger Gesetze in Odessa etwas liberaler. Nicht umsonst wurde die Provinz bis 1917 „Noworossija“ genannt. Das „neu-russische“ Gebiet wurde zum liberalsten Territorium des Reichs, umweht vom Geist des freien Kosakentums, spürbar zivilisierter und demokratischer.

Neben dem weltoffenen, international orientierten Hafen war es die architektonische Pracht, die den kosmopolitischen Charme der Perle des

Südens ausmachte. Odessiten ließen sich ihr eigenes Palais Royal errichten und bauten die berühmte Potemkinsche Treppe aus Triester Sandstein. Schattenspendende Kastanien wurden dorthin extra aus Südfrankreich importiert – Odessa bildete ein Mosaik aus ganz Europa. Reisende fanden ein Stück Deutschlands in handwerklichen Geschäften, ein Stück Italiens in der prächtigen Oper und ein Stück französischer Leidenschaft in der geläufigen Anrede mit „Monsieur“ und „Madame“. Es verwundert auch nicht, dass in diesem Schmelztiegel verschiedenster Völker die erste Zeitung, das Journal d’Odessa, 1827 in französischer und russischer Sprache erschien.

Selbst die Nationaldichter der polnischen, bulgarischen und russischen Literatur hielten sich zeitweise in Odessa auf und ließen sich von der ungezwungenen Atmosphäre inspirieren. 1823 ließ sich Alexander Puschkin auf eigenen Wunsch nach Odessa versetzen und hob in seinem Poem „Eugen Onegin“ die Freiheit und Offenheit des jungen Hafens hervor:

*„Ich lebte damals im Getümmel
Odessas, dieser staub’gen Stadt,
die viel Verkehr, viel heitern Himmel
und einen lauten Hafen hat.
Dort wehen schon Europas Lüfte,
dort streut der Süden Glanz und
Düfte,
pulsiert das Leben leicht beschwingt.*

*Italiens holde Sprache klingt
auf allen Straßen; hier Slowenen,
dort Spanier;
Frankreich, Griechenland
hat reiche Kaufherrn hergesandt,
Armenier feilschen mit Rumänen;
selbst aus Ägypten stellt sich dar
Held Mor-Ali, der Ex-Korsar.“*

Der Himmel über Odessa ist immerzu heiter. Auch wurde die Stadt längst gepflastert und war nicht mehr so staubig wie Anfang des 19. Jahrhunderts. Welche Entwicklung aber hat der Hafen genommen?

Hauptader der Stadt

Der Hafen war seit den ersten Jahren des Bestehens der neuen Siedlung ihr wirtschaftlicher Dreh- und Angelpunkt. Ihn verließen große Getreideexporte, als Gegenleistung brachten Schiffe überwiegend aus Griechenland und Kleinasien begehrte Güter wie Stoffe, Gewürze und Weine. Die Einrichtung eines Freihandelshafens oder *porto franco* von 1819 bis 1857 war ein gezieltes wirtschaftspolitisches Förderungsinstrument des Staates in der ersten Jahrhunderthälfte, während der Odessa zur Handelsmetropole und nach Sankt Petersburg zum zweitwichtigsten

Hafen des Zarenstaates aufblühte. Solche Privilegien waren ein Verdienst der hohen regionalen Bürokratie, vor allem der ersten Generalgouverneure: der Franzosen Armand du Plessis, Herzog von Richelieu (1803-1814), Graf Alexandre Andrault de Langeron (1815-1822) sowie auch des russischen Fürsten Michail Woronzow (1823-1854). Durch Zollvergünstigungen blühte der Handel auf. 1823 wurde Odessa zur Hauptstadt des Noworossisker Gebietes ausgerufen.

Die landschaftliche Ressource der Steppe und die wachsende Getreidenachfrage auf dem Weltmarkt erhoben den Odessaer Hafen zum wichtigsten Umschlagplatz für Agrarprodukte. Das russische Getreide zog als goldener Strom nach

Im 19. Jahrhundert entwickelte sich Odessa zum zweitwichtigsten Hafen Russlands.

Europa und machte die Stadt in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts zur reichsten Metropole des Russischen Imperiums. Die Stadt der „ausländischen Profitmacher“ wurde dem Zarenreich allerdings allmählich verdächtig. Seit Mitte des Jahrhunderts nahm Petersburg seine Privilegien zurück, um Odessa in die normale Verwaltungsstruktur zu integrieren und den Status des „Staats im Staate“ aufzuheben.

Obwohl Odessa im Außenhandel bis ins 20. Jahrhundert hinein nach Sankt Petersburg den zweiten Platz im Reich einnahm, fehlte es der Stadt immer noch an Arbeitskräften, einer ununterbrochenen Versorgung mit Trinkwasser und guten Transportwegen. Einem kurzen Aufblühen am Anfang des 20. Jahrhunderts, wo noch über 9.500 Schiffe im Jahr den Hafen ansteuernten, folgte eine völlig neue revolutionäre Periode. Die berühmten Matrosenrevolten von Odessa signalisierten den baldigen Sturz des Zaren. Mit dem Ende des Ersten Weltkriegs und der Machtergreifung Lenins wurde Odessa 1918 zum Bestandteil der Ukrainischen Sowjetrepublik. Mit der Schließung von Kirchen, Klöstern, Synagogen, politischen „Säuberungen“ und einer Verstaatlichung der Wirtschaft und Schifffahrt wanderte die internationale Kaufmannschaft aus Odessa ab. Durch die schnell aufeinanderfolgenden Ereignisse wie Revolutionen, Bürgerkriege und die beiden Weltkriege wurde der Hafen komplett zerstört. Dennoch blieb Odessa auch in der Sowjetunion der wichtigste Hafen der Schwarzmeerküste: Nicht nur war der Handelsverkehr eine sichere Einnahmequelle für die UdSSR, sondern auch die bevorzugte militärische Lage war ein triftiger Grund für den Wiederaufbau in Rekordzeit.

Die in der UdSSR nationalisierte ukrainische Schiffsflotte war 1989 noch die größte in Europa und die zweitgrößte weltweit. Auf die Perestroika folgte jedoch eine Flaute und im Hafen wurde es still: Von den früheren 334 Schiffen der großen 1833 gegründeten Schwarzmeerflotte blieb bis heute nur ein einziges übrig. Nach jeder Präsidentenwahl verschwanden weitere, indem sie zu Schrottpreisen ins Ausland verkauft wurden – so dient heute etwa die ehemalige „Ajvazovskij“ als Studentenwohnheim „Rochdale One“ in Amsterdam und die restaurierten Schiffe „Azerbajdzhan“ und „Kazachstan“ beglücken als schwimmende Casinos Touristen in Miami. Von der sozialistischen Vergangenheit keine Spur: Die Schiffe wurden in „Island Holiday“ und „Island Adventure“ umbenannt, genauso wie „Gruzija“ in „Van Gogh“, „Belorussija“ in „Delphin“, „Shostakovich“ in „Paloma“ und mit ihnen viele andere. Auch Schiffscontainer wurden ausrangiert und reihen sich kilometerlang parallel angeordnet auf dem größten Freiluftmarkt Europas, dem Odessaer Einkaufsparadies des „Siebten Kilometer“.

Aber auch ohne die Schwarzmeerflotte hat die Stadt ihre Anziehungskraft nicht verloren. Die ehemals „sowjetisches Marseille“ genannte Stadt blieb einer der wichtigsten Wirtschaftsstandorte der Ukraine, wo ein Drittel des ukrainischen Hafenumsatzes abgewickelt wird. In den letzten Jahren konnten wichtige Geschäftsverbindungen erhalten bleiben. Unter anderem bestehen enge Kooperationen mit den Partnerstädten Regensburg, Marseille, Liverpool, Warna, Konstanz, Genua, Istanbul und Yokohama. Mit Fachwissen aus Hamburg entstand im Containerbereich ein Logistikzentrum, das jährlich 34,5 Millionen Tonnen Güter und 900.000 Standardcontainer abfertigt.

Auch wenn die weiß-blauen Matrosen eher an Feiertagen zu sehen sind und der Blick von der 192-stufigen Potemkinschen Treppe durch ein modernes Hotel versperrt ist, drehen sich im Hafen die großen Kräne und noch scheint hell das wegweisende Licht des Leuchtturms. Und dies verheißt zu jeder Jahreszeit: Herzlich Willkommen im kontrastvollen, aber stets sonnigen und gastfreundlichen Odessa!

Odessa ist bis heute die wichtigste Hafenstadt der Ukraine am Schwarzen Meer. Die Hafengründung geschah zeitgleich mit der Stadtgründung durch Katharina die Große im Jahr 1794. Den Entwurf des Hafens verdankt Odessa dem Holländer Franz de Volán. Bis heute gehört der Schiffbau zu den wichtigsten Wirtschaftszweigen der Stadt. Odessa besitzt einen der größten Passagier-Terminals in Europa und ist der wichtigste Kreuzfahrthafen des Landes.

Suchumi: antikes Erbe und umkämpfter Ort am Schwarzen Meer

Prof. Dr. Malkhaz Toria (geboren in Suchumi) ist Assistenz-Professor an der Ilia State University (College of Arts and Science) in Tiflis.

Suchumi, die Hauptstadt Abchasiens, zählt zu den ältesten Siedlungen am Schwarzen Meer und erlebte zahlreiche Phasen des Aufstiegs und Niedergangs. 1992/1993 war die gesamte Region Schauplatz des blutigen Konflikts zwischen Georgien und Abchasien, der mit der einseitigen Unabhängigkeitserklärung Abchasiens endete. Der Beitrag skizziert die historischen Gründe für die Auseinandersetzung, unter deren Folgen Stadt und Region bis heute leiden.

Suchumi, die Hauptstadt der georgischen Region Abchasien, war einst ein beliebter Erholungsort an der östlichen Schwarzmeerküste. Sie ist nicht nur für ihr mildes Klima, ihre Strände, ihre Unterhaltungsmöglichkeiten und ihre Touristenattraktionen sehr angesehen, sondern weist auch eine einzigartige und äußerst komplexe Geschichte auf. Über Jahrhunderte war sie eingebunden in verschiedene Großreiche (der Griechen, Römer, Byzantiner, Genuesen, Osmanen und Russen), die die Entwicklung der Stadt beeinflussten und ihre jeweilige Prägung in der kulturellen Landschaft hinterließen.



*Blick in den verödeten
Hafen von Suchumi*

Die historischen Ereignisse formten das multi-ethnische und multi-kulturelle Antlitz der Stadt. Abchasen, Georgier und deren Vorfahren, die durch die Geschichte hindurch die Mehrheit der Stadtbevölkerung ausmachten, teilen eine lange Erfahrung des Miteinanders. Während der Umwälzungen der neunziger Jahre im Kontext des Zerfalls der Sowjetunion wurde das Gebiet der Stadt jedoch zu einem umkämpften Raum zwischen beiden Völkern. Der bewaffnete georgisch-abchasische Konflikt (1992/1993) endete für die georgische Zentralregierung mit dem Verlust der Kontrolle über das gesamte abchasische Territorium. Ich möchte mich im Folgenden auf Schlüsselemente der zaristischen und sowjetischen Regionalpolitik (Massendeportation der ethnischen Abchasen im 19. Jahrhundert in das Osmanische Reich, Nationalitätenpolitik der Sowjetunion und administrative Maßnahmen) konzentrieren, die zum Teil Ursache für die Entfremdung zwischen der abchasischen und der georgischen Republik sind und die politischen Prozesse in dieser Region noch immer beeinflussen.

Vorläufer in der Antike: Dioskurias und Sebastopolis

Die Geschichte Suchumis setzt vor ungefähr 2.500 Jahren ein, Mitte des 6. Jahrhunderts v. Chr., als die altgriechische Metropole Milet (gelegen an der heutigen türkischen Ägäis) die Kolonie Dioskurias auf dem Gebiet Suchumis gründete. Diese wurde nach den Dioskuren, den Söhnen des Zeus, benannt – den Zwillingen Kastor und Pollux aus der klassischen Mythologie. Dioskurias war eine von mehreren griechischen Siedlungen, die auf dem Territorium des antiken georgischen Königreichs Kolchis am Ostrand des Schwarzen Meeres gegründet wurden. Einige Faktoren sprechen dafür, dass sie auf dem Hoheitsgebiet einer bereits existierenden Kleinstadt errichtet wurde.

Von Beginn an gestalteten sich die Beziehungen zwischen den griechischen Kolonisten und der einheimischen Bevölkerung friedlich und basierten auf gegenseitigem Nutzen. Die Siedlung wuchs zu einer bedeutenden Stadt heran und spielte im Schwarzmeergebiet eine wichtige wirtschaftliche und politische Rolle. Dioskurias verband reger Handel mit der Mutterstadt Milet, anderen griechischen Städten, Kolonien und Inseln, z. B. Athen und Rhodos. Die Griechen importierten verschiedenste Waren und exportierten (Nutz-)Holz, Honig, Pelze, Rinder, Hanf, aber auch Sklaven und vieles mehr. Antiken Quellen zufolge war die Stadt

n. Chr. ein Treffpunkt für Menschen und aus allen Teilen der damals bekannten Welt. Man konnte 300 verschiedene Sprachen auf dem Marktplatz der Stadt hören. Landwirtschaft (Ackerbau, Weinanbau, Rinderzucht) und Handwerk (Metallverarbeitung, Töpferei, Wollverarbeitung) gelangten in Dioskurias und Umgebung zu großer Blüte.

Im ersten Jahrhundert v. Chr. setzte dann allmählich der Niedergang der Stadt ein. Eine der Hauptursachen war der Krieg zwischen den Römern und Mithridates VI. von Pontus (120-63 v. Chr.). Während des Feldzugs unterwarf er die Region Kolchis und machte sie zu einer Provinz seines Königreichs. Er verbrachte den Winter 66/65 v. Chr. in Dioskurias, wo sich auch die Basis seiner Kriegsflotte befand. Nach seiner Niederlage durch die Römer verfiel die gesamte Region; Dioskurias wurde schließlich von einheimischen Stämmen zerstört und versank in der Bedeutungslosigkeit.

Antiken Quellen zufolge war die Stadt ein Treffpunkt für Menschen aus allen Teilen der damals bekannten Welt.

Zu Beginn des 1. Jahrhunderts n. Chr. bauten die Römer an der Stelle von Dioskurias eine Festung mit Namen Sebastopolis, die jedoch an den Glanz vergangener Größe nicht anknüpfen konnte. Dennoch scheint es im dritten Jahrhundert eine recht große befestigte Stadt mit einem nicht unbedeutenden Hafen gewesen zu sein. Im 6. Jahrhundert kam Sebastopolis zusammen mit dem Westen Georgiens in die Einflussphäre des Oströmischen Reichs; die gesamte Region wurde Schauplatz kriegerischer Auseinandersetzungen zwischen Ostrom und dem iranischen Sassanidenreich, wobei Ostrom letztlich die Oberhand behielt. Nach Prokopios von Caesarea (500-565) ließ Kaiser Justinian I. (482-565) Sebastopolis wiederherstellen und durch prachtvolle Gebäude verschönern.¹

Die Siedlung im Mittelalter

736 nach Christus wurde Sebastopolis von den Arabern geplündert; später jedoch wurden die Araber durch eine gemeinsame abchasisch-georgische Armee besiegt und zurückgedrängt. Nach und nach konnte sich das neu entstandene westgeorgische Königreich Abchasien auch vom Einfluss des oströmischen bzw. byzantinischen Reichs befreien.

¹ S. Kaukchishvili (Herausgeber und Übersetzer): Georgika: Byzantine written Sources about Georgia. Band. V/II. Tiflis 1965, S. 222.

Seit jener Zeit verschwindet auch der Name „Sebastopolis“ allmählich aus den Quellen; die mittelalterliche georgische Geschichtsschreibung bezeichnet die Siedlung mit dem Namen „Tskumi“. Im Frühmittelalter war Tskumi Teil des Königreichs Abchasien. Vom 11. bis zum 13. Jahrhundert, dem „goldenen Zeitalter“ in der Geschichte des mittelalterlichen Königreichs Georgien, bildete die Stadt das Zentrum des *Saeristavo Tskumi*.² Diese Epoche war gekennzeichnet durch intensive Erneuerung und Bautätigkeiten in der Stadt und ihrer Umgebung.

Seit Ende des 12. Jahrhunderts traten Händler der Republik Genua an der Küste Westgeorgiens auf. Ihre Handelsfaktorei in Tskumi, die in europäischen Quellen als Sebastopolis, Sebastos, San Sebastian oder am häufigsten Sabastopol bezeichnet wurde, bestand bis ins 14. Jahrhundert. Während dieser Zeit fungierte Tskumi als eines der bedeutendsten Handelszentren am Abschluss der transkaukasischen Handelsroute. Die Händler aus Genua importierten Salz, Luxuswaren, Waffen und Handwerksprodukte aus Europa und exportierten über Tskumi Bauholz, Honig, Bienenwachs, Pelze usw.; Sklaven jedoch waren die profitabelste Handels-„Ware“. Vom Hafen der Stadt aus verschickten die Genueser Sklaven auf andere Märkte des Schwarzen Meers und des Mittelmeers.

Suchumi unter osmanischer und russischer Herrschaft

1570 begann die lange Herrschaft der türkischen Osmanen über Tskumi. Nach und nach wurden die Wehranlagen zu einer mächtigen Festung ausgebaut. Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts bildete Suchumi bzw. Sukhumi-kale (türkisch für „die Festung von Suchumi“)³ eine der Säulen der osmanischen Herrschaft in Abchasien. Charakteristisch für diese Zeit ist allerdings auch eine weitere Verschlechterung bzw. ein Rückgang der Wirtschaftstätigkeit und des sozialen Lebens der ansässigen Bevölkerung. Suchumi, einst eine wichtige Hafenstadt, verwandelte sich in einen fast menschenleeren Ort, wie Vakhushti Bagrationi (1691-1757),

2 Verwaltungseinheit innerhalb des Königreichs Georgien (einem Herzogtum entsprechend).

3 In der türkischen Sprache gibt es den Laut „ts“ nicht, eine Aussprache der beiden Konsonanten ist mühevoll. Deshalb lautet die türkische Form des georgischen Namens Tskhumi/Tskhomi Sukhum/Sokhum. Diese Form wurde ins Georgische und Russische aufgenommen (georgisch „Suchumi“, russisch „Sukhumi“).

ein georgischer Historiker jener Tage berichtete.⁴ Suchumi war nach dem Zeugnis zahlreicher Reisende nur als großer Umschlagplatz für Sklaven, die aus der gesamten Region kamen, von Bedeutung. Dieses anrühige Geschäft war in Westgeorgien weit verbreitet. 1725, 1728 und 1771 kam es zu Aufständen unter der Führung von Suchumi, die jedoch nicht zur Befreiung der Stadt führten. Ende des 18. Jahrhunderts ernannte der türkische Sultan den aus der Region stammenden Fürsten Kelesh Bey Shervashidze, der zum Islam konvertiert war, zum Bey von Suchumi. In diesem Zusammenhang sollte erwähnt werden, dass sich während der osmanischen Herrschaft der sunnitische Islam in Abchasien zu verbreiten begann.

Nach der Eroberung des ostgeorgischen Königreichs Kartlien-Kachetien durch Russland im Jahre 1801 suchten die abchasischen Fürsten ebenfalls den Anschluss an das Zarenreich. 1810 ließ Zar Alexander I. Suchumi durch die russische Marine bombardieren und besetzen. Nach über 200 Jahren osmanischer Herrschaft wurde Abchasien ebenso wie die anderen Teile Georgiens ein Teil des russischen Imperiums. Suchumi entwickelte sich zum militärischen Stützpunkt der russischen Hegemonie im Nordwesten des Kaukasus. Während der russisch-türkischen Auseinandersetzungen im 19. Jahrhundert wurde die Stadt 1853-1856 und 1877/1878 vorübergehend wieder von türkischen Truppen besetzt, was jedoch ihre Gesamtentwicklung nicht beeinträchtigt hat. Suchumi erfuhr einen grundlegenden ökonomischen, politischen und kulturellen Wandel und nahm an Bedeutung zu. Doch wie konnte es geschehen, dass die Stadt und ganz Abchasien aufgrund der Politik des kaiserlichen Russlands und danach der Sowjetunion gegenüber verschiedenen Ethnien und Nationalitäten überhaupt zum erbittert umkämpften Ort wurde?

Ursachen des abchasisch-georgischen Konflikts

Insbesondere nach der Beendigung des Kriegs mit den nordkaukasischen Hochlandbewohnern in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts kam es zur Verstärkung der russischen Präsenz in der Region. Ein weiterer Schritt war die Auflösung der Fürstentümer Westgeorgiens einschließlich Abchasiens und deren Umwandlung in militärische Provinzen, da-

4 V. Pachulia: Sukhumi. From Dioskurias to current times. Historical-Cultural Study. Sukhumi 1989, S. 22.

nach in „*Gubernia*“ und „*Okrugs*“. Im weiteren Verlauf der russischen Nationalitätenpolitik wurde ein Großteil der abchasischen Bevölkerung zur Auswanderung ins Osmanische Reich gezwungen. Zwischen 1864 und 1878 kam es zu etlichen Wellen von Massendeportationen.⁵

Diese tragischen Ereignisse hinterließen tiefe Wunden in der kollektiven Erinnerung Abchasiens. Die Empfindung eines gemeinsamen Traumas diente noch in den 1990er Jahren als Grundlage für eine identitätsstiftende Rhetorik und ethnische Mobilisierung. Interessanter-

weise richtete sich die politische Propaganda Abchasiens nun gegen die ethnischen Georgier, da sich viele Neuansiedler aus verschiedenen Teilen Westgeorgiens in den entvölkerten Teilen Abchasiens niedergelassen hatten. Der Fluss Enguri, der früher die administrative Grenze zwischen Abchasien und den übrigen Teilen Geor-

giens darstellte, wurde fast zu einem „heiligen Limes“ hochstilisiert. Aus diesem Grund werden alle Georgier, einschließlich derer, die bereits lange vor den abchasischen Massendeportationen im 19. Jahrhundert in dieser Region lebten, als Neuankömmlinge und Besetzer angesehen.⁶

Als dann die Spannungen eskalierten, wurde Suchumi zum Epizentrum der Konfrontation zwischen Abchasien und Georgien. Diese Rolle der Stadt lässt sich damit begründen, dass sie während der Sowjetzeit das administrative Zentrum der Autonomen Sozialistischen Sowjetrepublik Abchasien war. Es gehörte zum System der sowjetischen Nationalitätenpolitik, die sprachliche und kulturelle Eigenheit einzelner Volksgruppen innerhalb des Föderalstaates nominell anzuerkennen; die Abchasier erhielten folgerichtig den Status einer (Titular-)Nationalität und kamen in den Genuss der Autonomie innerhalb der Sozialistischen Sowjetrepublik Georgien.

Als Folge des gewaltsamen georgisch-abchasischen Konflikts zwischen 1992 und 1993 sahen sich tausende ethnischer Georgier gezwungen, Suchumi und die Region Abchasien zu verlassen. Die Regierung dieser abtrünnigen Provinz erlaubt es georgischen Flüchtlingen bis heute

Im Verlauf der russischen Nationalitätenpolitik wurde ein Großteil der abchasischen Bevölkerung zur Auswanderung ins Osmanische Reich gezwungen – dieses Trauma ist die tiefere Ursache für den aktuellen Konflikt zwischen Georgien und Abchasien.

5 Dieser Prozess wird im Englischen mit „Muhajirism“ umschrieben (abgeleitet vom arabischen Wort für „Flüchtling“ oder „Auswanderer“).

6 Im Gegensatz dazu sehen sich die Georgier als die wahren Ureinwohner Abchasiens und speziell der Stadt Suchumi.

nicht, in ihr Heimatland zurückzukehren. Entsprechend dem heutigen politischen Diskurs in Abchasien sind Georgier „Fremde“, „andere“ und „feindliche“ Elemente, die aus Abchasien vertrieben wurden und in ihr „historisches Heimatland“ zurückgekehrt sind. Diese Aussage dient als Hauptargument zur Rechtfertigung der ethnischen Säuberung und des Ausschlusses der Georgier aus Abchasien.

Die Geschichte scheint sich zu wiederholen: Einmal mehr wurde Suchumi zerstört und hat sich in einen halbverwaisten Ort mit verlassenen Häusern, aus denen die Bevölkerung geflohen ist, verwandelt. Der einst geschäftige Seehafen ist praktisch geschlossen; nur noch der russische Hafen Sotschi wird von kleinen Schiffen angelaufen. Viel schlimmer ist jedoch die Tatsache, dass Suchumi seinen traditionell multi-ethnischen Charakter verloren hat. Die Lebenswelt einer durchmischten Einwohnerschaft (aus georgischen, abchasischen und anderen Nationalitäten) könnte man auch mit dem Begriff des „praktizierenden Grenzgebietes“ umschreiben.⁷ Wir sprechen hier von Regionen, die von innerstaatlichen Grenzen durchzogen sind und deren Bewohner unterschiedliche Sprachen sprechen, in verschiedenen Gotteshäusern beten und unterschiedliche ethnische Wurzeln haben. Vor dem Krieg zeigte sich Suchumi als eine Stadt, deren Bewohner, die sehr häufig verworrene Familienwurzeln hatten, tolerant waren und denen Abneigung aus ethnischen Gründen fremd war. Dennoch führte die durch imperiale Altlasten verursachte Politisierung kultureller Unterschiede – und nicht die Unterschiede an und für sich! – zu diesem gewalttätigen Konflikt zwischen sich kulturell eigentlich nahestehenden Gemeinschaften.

Aus dem Englischen übersetzt von Thomas Hartl.

Suchumi, bereits in der Antike ein bedeutender Handelsplatz, war in sowjetischer Zeit ein beliebter Kur- und Erholungsort mit umfangreichem Verkehr über das Schwarze Meer. Infolge des georgisch-abchasischen Konflikts sank die Einwohnerzahl der Stadt von ca. 120.000 (1990) auf 40.000 (2003); heute beträgt sie ca. 60.000. Im Hafen liegen noch immer zahlreiche Schiffswracks, sodass er kaum genutzt werden kann. Nach Ansicht der abchasischen Regierung ist Suchumi Hauptstadt der international jedoch nur von wenigen Staaten anerkannten Republik Abchasien; Georgien hingegen sieht in Abchasien eine abtrünnige Provinz.

⁷ K. Czyzewski: Line of Return: Practicing ‚the Borderland‘ in Dialogue with Czesław Miłosz. In: Michigan Quarterly Review 46, No. 4, October 2007 (http://www.newschool.edu/tcds/wr09reader_memory/11_Czyzewski_TheLineOfReturn.pdf; letzter Zugriff: 27.02.2013).

„Beherrsche den Osten“ – Wladiwostok

Dr. Alexander Kaplunovskiy ist Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Historischen Seminar der Johannes Gutenberg-Universität Mainz.

Mit Wladiwostok erreicht die Reihe der Hafenstädte, die in diesem Heft vorgestellt werden, einen „europäischen Hafen am Japanischen Meer“. Die erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts an strategisch günstiger Stelle gegründete Stadt spielte während des Ersten und Zweiten Weltkriegs und danach eine wichtige Rolle als Außenposten der Sowjetunion in Fernost und sucht heute neue Kontakte zu den Nachbarländern im pazifischen Raum.

In den räumlichen Repräsentationen der ehemaligen Sowjetunion sowie des post-sowjetischen Russland stand und steht Wladiwostok symbolhaft für Peripherie. In den Beschreibungen der territorialen Ausdehnung des Landes in Massenmedien ist das Klischeepaar „von Kaliningrad bis Wladiwostok“ inzwischen zum Allgemeinplatz geworden. Die symbolisch-geopolitische Bedeutung der Stadt geht allerdings weit über die Metaphorik der Randlage hinaus. Denn Wladiwostok (1860 gegründet, Verleihung der Stadtrechte 1880) war das maritime Tor an der Pazifik und der Vorposten der imperialen Expansion Russlands im Fernen Osten. Ein deutliches Indiz für diese Schlüsselrolle enthält bereits der



*Die Stadt am Meer
(© Sergej Trejne,
Aufnahme vom
30. September 2012)*

Name der Stadt: Wladi-Wostok bedeutet schließlich „beherrsche den Osten“.¹ Eine weitere Funktion fiel der Stadt im Zusammenhang mit der Verwaltung sowie der politischen, sozialen und kulturellen Eingliederung und Aneignung Sibiriens und der fernöstlichen Randregionen des Reichs zu. Diesen Zielen dienten unter anderem die Gründung des Orient-Instituts in Wladiwostok auf Initiative des Finanzministers Witte 1899 sowie der Bau einer der größten und modernsten Festungen mit gewaltigen Verteidigungsanlagen zwischen 1889 und dem Ersten Weltkrieg, deren militärische Bedeutung nach der Niederlage Russlands im Russisch-Japanischen Krieg 1904-1905 und den damit verbundenen Bestimmungen des Friedensvertrags von Portsmouth rasant anstieg.²

Die Wahrnehmung der Stadt im öffentlichen Bewusstsein

Die russische nationalistische Publizistik wies am Anfang des 20. Jahrhunderts mehrfach auf die Außengefahr für die Hafen-Festung hin, die angeblich von den „Intrigen“ der westlichen Machtkonkurrenten Russlands in der fernöstlichen Region, vor allem seitens Großbritanniens, oder der „gelben Gefahr“ ausgehe. Im letzteren Fall deuteten die Publizisten insbesondere auf eine starke Präsenz chinesischer Händler, Handwerker und Hilfsarbeiter in der Stadt (1902 betrug der Anteil von Chinesen und Koreanern über 49 Prozent der Stadtbevölkerung) respektive auf die latent oder offen vorhandene japanische Gefahr.

Im öffentlichen Bewusstsein Russlands bzw. der Sowjetunion galt Wladiwostok stets als Stadt einer besonderen Frontstellung im Fernen Osten.

Die Wahrnehmung der Stadt im öffentlichen Bewusstsein als einer Peripherie, die verteidigt werden müsse, erfuhr zwar im Laufe der Zeit wesentliche Transformationen, sie fand jedoch ihre Fortsetzung in der

1 Soweit nicht anders angemerkt, wird hier und weiter pauschal auf folgende Literatur verwiesen: David E. Habecker: *Ruling the East: Russian Urban Administration and the Chinese, Koreans, and Japanese in Vladivostok. 1884-1922*. Ph.D. dissertation. University of Maryland. College Park 2004; Art. Wladiwostok, in: Bol'shaja Rossijskaja enciklopedija. Moskau 2006, Bd. 5, S. 426 f.; Rütger Essén: *Zwischen der Ostsee und dem Stillen Ozean. Asiatische Probleme und Erinnerungen*. Frankfurt (Main). 1925.

2 Russland musste seine wichtigsten Häfen und Marinestützpunkte Port Arthur (Lüshunkou) und Dalian in Ostasien an Japan abtreten und durfte im Pazifik nur zwei Kreuzer und die übriggebliebenen Minenschiffe behalten. Zudem ging der südliche Teil von Sachalin an Japan; außerdem erhielten die Japaner das Fischfangrecht im russischen Hoheitsgewässer. – Die Fertigstellung der Festung wurde durch den Beginn des Ersten Weltkriegs unterbrochen.

Sowjetzeit. Das ständige Zitieren von Lenins Worten über die ferne und dennoch „uns gehörende“ Stadt Wladiwostok wurde für Jahrzehnte zu einem publizistischen Topos, der eine latente Angst implizierte und diese gleichwohl zu verdrängen suchte. Bis heute spiegeln Redewendungen wie „Küstenhochburg“ oder „die Stadt am Meer“ die Signifikanz dieser maritimen Scheidegrenze und die besondere Rolle des Meeres im Leben der Stadt wider.

Wechselvolle Geschichte im 20. Jahrhundert

Von Beginn an entwickelte sich Wladiwostok als Marinebasis der russischen Handels- und Kriegsflotte. Seit 1862 war Wladiwostok eine Hafenstadt (seit 1872 Freihafen). Als administratives Zentrum des Primorje-Gebiets (seit 1888, seit 1938 als Hauptstadt der Provinz Primorje) erlebte Wladiwostok einen wirtschaftlichen Aufschwung, der durch den Anschluss an die Transsibirische Eisenbahn (1903) verstärkt wurde und mit einem rasanten Bevölkerungswachstum verbunden war.³ Dabei sorgten hauptsächlich die Seeverbindungen, die den Ausbau des einzigen eisfreien Seehafens an der russischen Pazifikküste vorantrieben, für die Befriedigung der wichtigsten wirtschaftlichen und kulturellen Bedürfnisse der Stadtbevölkerung. Eine weitere wirtschaftliche Blütephase setzte mit dem Ersten Weltkrieg ein, als nämlich zwischen 1915 und 1917 der größte Teil der Einfuhren der alliierten Verbündeten Russlands über Wladiwostok lief.

Die Kehrseite der peripheren Lage zeigte sich unmittelbar nach der Oktoberrevolution 1917. Die strategische Bedeutung der Hafenstadt sowie die Vorräte an importierten Waren und Kriegsmaterial waren ausschlaggebend für die japanisch-britisch-amerikanische Intervention im Juni 1918 und für die anschließende japanische Besetzung. Wenn auch seit April 1920 nominell zum Hoheitsgebiet der kurz davor ins Leben gerufenen prosovjetschen Fernöstlichen Republik gehörend, blieb Wladiwostok bis Herbst 1922 unter japanischer Besetzung neutral und war zudem Zufluchtsort der letzten Anhänger der antibolschewistischen „weißen Bewegung“.

Die nach der endgültigen (Zurück)Eroberung des Küstengebiets durch die Bolschewiki begonnene Industrialisierung und kulturelle

3 Die Einwohnerzahl von Wladiwostok wuchs von knapp 29.000 Einwohnern im Jahr 1897 auf 206.000 (1939) bis auf 634.000 (1989) und fiel seitdem auf 591.000 (2011). Vgl. Art. Wladiwostok (wie Anm. 1).

Umwälzung berücksichtigte die traditionelle Sonderstellung der Stadt. So entstand 1927 auf der Basis der 1890 geschaffenen Navigationsklassen die „Fernöstliche Schule für Fischindustrie“, die 1953 zur „Fernöstlichen Navigationsschule“ umstrukturiert wurde. Die wirtschaftliche, soziale und kulturelle Entwicklung der Stadt in der Zwischenkriegszeit erlebte jedoch am Ende der dreißiger Jahre eine radikale Wendung. Bedingt durch die außenpolitischen Ereignisse und den stalinistischen Terror kam es zur endgültigen Liquidierung der chinesischen⁴, japanischen und koreanischen Gemeinden in Wladiwostok, deren Auflösung schon in den zwanziger Jahren begonnen hatte. Außerdem bildete Wladiwostok einen wichtigen Transit- und Umschlagplatz des berüchtigten stalinistischen Gulag-Systems. Gefangene und Güter durchliefen die Stadt auf ihrem Weg zu verschiedenen Standorten des „Nord-Östlichen Straflagersystems der Hauptverwaltung für den Aufbau des Fernen Ostens“.

Während des Zweiten Weltkriegs ging ein Großteil der alliierten Hilfslieferungen für die Sowjetunion über den Hafen von Wladiwostok.

Die Verschärfung der internationalen Lage am Vorabend des Zweiten Weltkriegs zwang die sowjetische Regierung zur Festigung der Marinebasis in Wladiwostok mitsamt der pazifischen Kriegsflotte, was die Verlegung des Handels- und Fischerhafens in die Bucht von Nachodka zur Folge hatte. Die Bedeutung der Handelsflotte ging dabei jedoch nicht verloren, denn in den Jahren 1942 bis 1945 kam auf die Transport- und Handelsschiffe in Wladiwostok die Aufgabe zu, den größten Teil der gemäß dem „Leih- und Pachtgesetz“ (*Lend-Lease Act*) an die Sowjetunion gehenden Materiallieferungen aus den USA, Neuseeland, Indien und Australien zu transportieren.⁵

Standen in den Jahren 1941 bis 1945 die militärpolitischen Aufgaben im Vordergrund, so setzte Wladiwostok in den Nachkriegszeit seine Rolle als wirtschaftliches Zentrum des Primorje-Gebiets fort, wobei Schiffbau und -reparatur sowie Meeresfischerei, hier insbesondere Wal- und Krabbenfang, und Fischkonservenindustrie die ökonomische Ent-

⁴ Noch 1922 stellten die Chinesen ein Drittel der Stadtbevölkerung.

⁵ G. Kumanëv: *Govorjat stalinskie narkomy*. Smolensk 2005, S. 78 f. Der Gesamtumfang der Lend-Lease-Lieferungen, die während des Zweiten Weltkriegs über Wladiwostok liefen, war um das Vier- bzw. Fünffache größer im Vergleich zu den beiden Hafenstädten Murmansk und Archangelsk am Weißen Meer. Vgl. auch A. Ch. Paperno: *Lend liz. Tichij okean*. Moskau 1998.

wicklung der Stadt bestimmten. Das Meer prägte ferner die Bildungs-, Kultur- und Soziallandschaft⁶ der Stadt und formte ein spezifisches Bewusstsein der Stadtbevölkerung, die beruflich größtenteils mit der Handels- und Fischerflotte beziehungsweise mit dem Schiffsbau und der Fischindustrie verbunden war.

Wladiwostok als „geschlossene Stadt“

Die Vorstellung der Exklusivität im regionalen Bewusstsein speiste sich zwischen 1958 und 1991 zusätzlich aus dem Sonderstatus der Stadt, als nämlich Wladiwostok zum Hauptstützpunkt der sowjetischen Marine am Pazifik wurde und als Konsequenz daraus auf die Liste der so genannten „geschlossenen Städte“ kam. Dies bedeutete eine völlige Abschottung nach außen, sowohl innerhalb als auch außerhalb der Sowjetunion: Wohnen in der Stadt oder sogar sie besuchen war für die Sowjetbürger nur mit einer Sondergenehmigung erlaubt, während für die Ausländer der Aufenthalt in Wladiwostok gänzlich unterbunden war.⁷

Der Sonderstatus implizierte allerdings gewisse Vorteile und zusätzliche „Fürsorge der Partei und der Regierung“. Bekannt geblieben ist aus der Chruschtschow-Zeit die 1959 geäußerte Absicht von Generalsekretär Chruschtschow, Wladiwostok in eine bessere Stadt als San Francisco zu verwandeln.⁸ Der anschließende Bauboom der sechziger Jahre hinterließ seine Spuren sowohl im Gedächtnis der Einheimischen als auch in der Stadtplanung und -bebauung als „Groß-Wladiwostok“.

Nichtsdestotrotz kollidierte die offizielle Ideologie mit der Realität einer intensiven wirtschaftlichen Entwicklung der Stadt und der dazu

6 In der Nachkriegszeit wurden in Wladiwostok die Technische Fachhochschule für Fischindustrie, die Seepionierhochschule, das Pazifische Forschungsinstitut für Fischwirtschaft und Ozeanographie sowie das Institut für Meeresbiologie der Akademie der Wissenschaften der UdSSR gegründet.

7 Dies hatte allerdings keine Auswirkung auf die SALT II-Verhandlungen zwischen Generalsekretär Leonid Breschnew und dem US-amerikanischen Präsidenten Gerald Ford, die 1974 in der „geschlossenen“ Stadt Wladiwostok stattfanden.

8 Hier ist an die Beschreibung der Stadt durch den schwedischen Diplomaten Rütger Essén aus dem Jahr 1924 zu erinnern: „Die Lage Wladiwostoks ist wunderbar, und der Meerbusen des ‚Goldenen Horns‘ lässt in mancher Hinsicht einen Vergleich mit Golden Gate bei San Francisco zu. Wenn auch das Winterklima kalt und windig ist, könnte die Stadt doch eine Art San Francisco des nördlichen Pazifik werden, wenn – sie nicht eben eine russische Stadt wäre“; Essén (wie Anm. 1), S. 123.

gehörenden Region. Auffällig war vor allem die Dissonanz zwischen den Investitionen einerseits im militärischen und andererseits im sozialen Bereich. Die ohnehin schweren Arbeitsbedingungen der Seeleute wurden durch die für die Sowjetwirtschaft üblichen Ausfälle in der Organisation, Planung, Beschaffung und Versorgung zusätzlich belastet. Die ebenfalls schweren Arbeitsbedingungen in der Fischverarbeitungsindustrie, die vor allem die Arbeiterinnen betrafen, standen im Kontrast zum romantisierenden Narrativ einer „Fischeridylle“. Die psychologischen Belastungen in den Familien der Seeleute, die vordergründig durch die ständige zeitliche Trennung der Familienteile (meist ein halbes Jahr) auftraten, konnten durch das mythologisierte Idealbild der „treuen Lebensgefährtinnen“ in der offiziellen Propaganda und in der Literatur des sowjetischen Realismus kaum entlastet werden. Beides – die schweren Arbeitsbedingungen sowie die permanente Trennung der Väter von ihren Familien – wurde hauptsächlich durch materielle und kulturelle Anreize kompensiert. Neben den für Sibirien und den Fernen Osten üblichen Zulagen zum regulären Arbeitslohn und den Spesen, die die Seeleute der Handelsflotte bei ihren Auslandsreisen in Devisen ausgezahlt bekamen, war hierbei die mehr oder minder begrenzte wie legale Möglichkeit zur Beschaffung von ausländischen Waren für den eigenen Bedarf beziehungsweise für den illegalen Handel auf dem städtischen Schwarzmarkt von großer Bedeutung.

Die administrative Grenze der „geschlossenen Stadt“ konnte den Schmuggelgeschäften und dem illegalem Handel innerhalb der Stadt, an denen Seeleute der Handelsflotte massiv beteiligt waren, kaum Stand halten. Aus Singapur, Indonesien, Nordkorea und Vietnam wurden über die für den eigenen Gebrauch offiziell erlaubte Menge hinaus „westliche“ Defizitwaren für den städtischen Schwarzmarkt (*farcowka*)⁹ und die damit zusammenhängende, „gewohnheitsrechtliche“ Bestechung der KGB- und Zollbeamten eingeschmuggelt. Dank dieses „Kapitals“ –

Trotz der Abschottung als „geschlossene Stadt“ blühten in der Sowjetära Schmuggelgeschäfte und illegaler Handel.

⁹ Das inoffizielle Zentrum des Schwarzmarkts war das so genannte Millionnaja-Viertel, die ehemalige China-Town in Wladiwostok, die mit ihren miteinander verbundenen Durchgangshäusern einen idealen Platz zum illegalen Handel bot und sich gleichzeitig zum befürchteten Zentrum der Kriminalität in den siebziger und achtziger Jahren entwickelte. Zu „farcowka“ siehe Pawel Romanow/Elena Jarskaja-Smirnowa: Farca: Podpol'e sovetskogo obščestva potreblenija. In: Neprikosnennyj zapas 5 (43), 2005 (<http://magazines.russ.ru/nz/2005/43/ro12-pr.html>; letzter Zugriff. 27.03.2013).

die Möglichkeit, ins Ausland zu reisen, und der Besitz der so hoch geschätzten „westlichen“ Waren – genossen die Seeleute der Handelsflotte ein hohes soziales Ansehen im lokalen Milieu.

Neue Perspektiven im 21. Jahrhundert

Auch nach der Aufhebung des Sonderstatus im Jahr 1991 sind es der Seefernhandel und der Schwarzmarkt, die Wladiwostok in den neunziger Jahren in die post-sowjetische Epoche katapultierten und das Überleben seiner Bevölkerung in diesen „wildem“ Zeiten sicherten. In diesem Zeitraum avancierte die Stadt zum größten Automarkt Russlands, dessen Existenz und die rasante Entwicklung sowohl durch die Marktwirtschaft als auch durch hohe Kriminalität und Korruption bestimmt wurden.

Begleitet wurde diese Entwicklung im kulturellen Gedächtnis der einheimischen Bevölkerung durch die Wiederbelebung spezifischer Erinnerungsorte und -figuren aus der Vergangenheit, die für separatistische Tendenzen und die politische wie wirtschaftliche Orientierung der Region an die südostasiatischen Nachbarstaaten Pate standen. So sind in diesem Zusammenhang unterschiedliche Projekte zur „Reanimierung“ der Fernöstlichen Republik zu erwähnen.¹⁰ Kamen mit diesen Stimmen im öffentlichen und politischen Kommunikationsraum zunächst eher marginale und extreme Positionen zum Ausdruck, so sind es heute die regen wirtschaftlichen Beziehungen mit Japan, Korea und China, die die gesamte Region Wladiwostok trotz der zentralisierenden Politik Moskaus volkswirtschaftlich aussondern und gleichzeitig in die neue Welt der globalisierten Marktwirtschaft einbringen.

Wladiwostok, 1860 als Tor Russlands im Fernen Osten gegründet, ist bis heute einer der wichtigsten Pazifikhäfen Russlands. Hier endet die Transsibirische Eisenbahn, zugleich bestehen Fährverbindungen nach Japan und Südkorea. Exportgüter sind vor allem Holz, Fisch und Erze; importiert werden Gebrauchtwagen, Kleidung und weitere Konsumartikel. Wichtig ist auch die Fischerei, während die militärische Bedeutung des Hafens aus der Zeit des Kalten Krieges zurückgegangen ist.

10 Beispielsweise äußerte Boris Smirnow, führendes Mitglied der fernöstlichen Abteilung der national-liberalen Organisation „Die Nord-Bruderschaft“, in einem Interview mit dem Radiosender „Pazifischer Ozean“ am 10.04.2007 den Wunsch, für die Rettung der russischen Nation „das Jahr 1920 im Fernosten ‚zu rebooten‘“ und „ein Bündnis nicht nur mit den Japanern, sondern sogar mit dem Teufel selbst zu schließen“ (vgl. <http://nordrus.org/news/detail.php?ID=1463>).

Handel am Weißen Meer. Archangelsk als Hafenstadt im Norden

Julia Röttjer M. A. ist Osteuropa-Historikerin, Politikwissenschaftlerin und tätig im Bereich der Erwachsenenbildung. Sie leitete von 2005 bis 2007 in Archangelsk ein deutsch-russisches Netzwerkprojekt zur Weiterentwicklung sozialer Dienste (Kontakt: juliaroettjer@gmx.de).

Die Stadt Archangelsk liegt im europäischen Teil Russlands, über 1.000 km nördlich von Moskau auf dem 64. Breitengrad. Von ihrer Gründung an ist sie durch ihren Hafen geformt worden, ob als russischer Handelsknoten im Norden, Kriegsmarinestützpunkt oder Ausgangsort für arktische Forschungsexpeditionen. In die Zukunft weisen erneut die internationalen Handelsmöglichkeiten des Seehafens, nicht nur nach Westen, sondern auch über die Nordostpassage in den Pazifik.

Gründung als russisches „Tor zur Welt“

Am Beginn von Archangelsk stand der Handel. Die Stadt, die heute Hauptstadt des gleichnamigen Gebiets (oblast) ist, wurde auf Geheiß Zar Iwans IV. 1584 an der Mündung des Flusses Nördliche Dwina in das Weiße Meer auf der Anhöhe Pur-Nawolok erbaut, auf der bereits seit

Zwischen November und April ist die Nördliche Dwina zugefroren und teilweise begehbar: Blick vom Fluss auf das Panorama der Innenstadt mit dem historischen Handelshof (1668-1684) sowie Bauten aus sowjetischer Zeit, rechts das Hochhaus (1980) als architektonisches Markenzeichen von Archangelsk (© Julia Röttjer, Aufnahme vom Februar 2006)



dem 12. Jahrhundert ein kleines, nach dem Erzengel (russisch: Archangel) Michail benanntes Mönchskloster stand. Der Zar wollte günstige Bedingungen für den Außenhandel schaffen – die Stadt war gleichsam als Hafen gegründet worden. Diese enge Verflechtung sollte die Geschichte von Archangelsk in wirtschaftlicher, sozialer und kultureller Hinsicht prägen.¹

Die ersten ausländischen Kaufleute in der Region waren Engländer gewesen, in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts kamen vor allem Händler aus den Niederlanden hinzu, vereinzelt aus Norwegen, Dänemark und Frankreich. Zum Ende des 16. Jahrhunderts hin wuchs der Archangelsk-Handel an, sodass 1604 bereits 29 westeuropäische Handelsschiffe die Dwina erreichten. Neben Silber wurden hauptsächlich Textilien, Metallgegenstände, Perlen und andere Preziosen sowie Papier, Gewürze, Wein, Früchte und anderes importiert. Ausgeführt wurden etwa zur Hälfte (Zobel-)Felle, außerdem Juchtenleder, Rindertalg, Robbenhäute, Tran, Pottasche, Mastholz, Pech, Wachs, Honig, Flachs, Kaviar und andere Waren. Der Seehafen Archangelsk entwickelte sich zu einem der wichtigsten Handelszentren Nordeuropas, über den um die Mitte des 17. Jahrhunderts drei Viertel des Gesamtumfangs des russischen Außenhandels abgewickelt wurden.

Zur neuen Siedlung, die mit einer hölzernen Befestigung umfassen war, gehörten auch zwei aus Holz gebaute Handelshöfe, einer für russische, der andere für ausländische Kaufleute. Die ersten Bewohner waren eine Garnison mit 200 Schützen sowie etwa 130 Familien, die aus der Umgebung umgesiedelt wurden. Jedes Jahr im August zur Messe trafen sich die Kaufleute, die mitsamt ihren Waren in den Handelshöfen unterkamen, und verhandelten. Im 17. Jahrhundert besaßen einige westeuropäische Kaufleute bereits ihren eigenen Hof in der Stadt, und so entwickelte sich neben dem Viertel südlich der ursprünglichen Befestigung, in dem die Garnisonsangehörigen wohnten, die so genannte Ausländer-Vorstadt. Für die Entwicklung der Stadt und des Hafens war die Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert von großer Bedeutung. Zar Peter I. besuchte Archangelsk 1693 zum ersten Mal zu See-Manövern, um bis dahin nur auf kleineren Gewässern erprobte Schiffe für den Aufbau einer russi-

1 Vgl. Gennadij Popov: *Saryj Archangel'sk. 420-letiju goroda Archangel'ska posvjaščajetsja* (Altes Archangel'sk. Zum 420. Jahrestag der Gründung). Archangelsk 2003, S. 12-14, 219-221 (und zum Folgenden). Bei „Archangelsk“ liegt die Betonung auf der zweiten Silbe.

schen Flotte zu testen. So wurde auf der Insel Solombala die erste staatliche Werft in Russland errichtet, bald folgte ihr eine Sägemühle, auf der Insel entstand ein vom Schiffbau dominiertes Viertel.²

Stagnation und neues Aufblühen im 18. und 19. Jahrhundert

Das 18. Jahrhundert begann für das Russische Reich mit dem Großen Nordischen Krieg (1700-1721), der mit dem Sieg über Schweden und dem Aufstieg Russlands zur europäischen Großmacht endete. Um Archangelsk als Einfallstor nach Russland vor Angriffen der Schweden zu schützen, ließ Peter I. etwa zwanzig Kilometer vor Archangelsk im Dwina-Delta eine Festung bauen. Bereits im Sommer 1701 bewährte sie sich bei der Abwehr eines schwedischen Angriffs und wurde somit zum Schauplatz des ersten russischen Sieges in einer Seeschlacht. Allerdings hatte der Zar in den Jahren nach der Gründung Sankt Petersburgs 1703 Interesse daran, den Handel stärker über diesen Hafen zu lenken. Er erließ Restriktionen, um die Position des hauptstädtischen Handels zu stärken: In Archangelsk wurden weniger Waren zum Handel zugelassen, die Hafenzölle um 25 Prozent gegenüber Sankt Petersburg angehoben. So verlor die Stadt einen Großteil ihres Schiffsverkehrs, die Bedeutung ihres Hafens nahm erheblich ab.

Als Katharina II. die Handelshemmnisse 1762 aufhob, konnte Archangelsk am allgemeineuropäischen wirtschaftlichen Aufschwung teilhaben, das Handelsleben erwachte erneut, der Umsatz vervielfachte sich. Mitte des 18. Jahrhunderts hatten etwa 60 Handelsschiffe jährlich den Hafen von Archangelsk erreicht, in den 1790er Jahren waren es bereits 140. Der russische Export lief 1783 immerhin zu 39 Prozent über Archangelsk, 17 Prozent aller Waren wurden hier eingeführt. Unter Katharina II. erfuhr der Ort außerdem eine systematische Stadtplanung, die bis heute erhalten ist: vier große Prospekte parallel zum Flussufer, gekreuzt von zwei Dutzend Straßen. In den 1820er Jahren sah das Stadtbild viele Neuerungen – den ersten öffentlichen Park, Straßenbefestigung und hölzerne Bürgersteige. Die frühere Handelsform der Messe erlebte eine neue Blütezeit, seit 1844 wurde der allsommerliche Jahrmarkt abgehal-

2 Vgl. Jan Willem Veluwenkamp: Archangel'sk. Nederlandske predprinimateli v Rossii 1550-1785 (Archangelsk. Niederländische Unternehmer in Russland). Moskau 2006, S. 41-51, 80-87, 238 f.; Lindsay Hughes: Russia in the Age of Peter the Great. New Haven 2000, S. 81 f., 145-150 (und zum Folgenden).

ten, und von der Eisschmelze bis in den Spätherbst handelte man mit allen Waren des Nordens. Neben den Ausstellungen gehörten zum Programm auch Festtage und Prüfungen für angehende Seeleute.

Von Archangelsk aus wurde in dieser Zeit nicht nur Handel betrieben. Die Stadt war auch Ausgangspunkt für die Suche nach einem Seeweg an der Nordküste Russlands entlang vom Atlantik zum Pazifik. Zwei Expeditionen in den Jahren 1765/66 scheiterten zwar, doch drangen sie weiter nach Norden vor als je zuvor. Zwischen 1821 und 1824

wurden vier Entdeckungsreisen zum Archipel Nowaja Zemlja, der noch weitgehend unerforscht war, unternommen. Die Stadt an der Dwina bildete damit lange Zeit den Ausgangspunkt für Projekte zur Aneignung des

Archangelsk war seit dem 18. Jahrhundert auch Forschungsbasis und Ausgangspunkt für Projekte zur Aneignung des Nordens.

Nordens, war Forschungsbasis und Ort für arktische Visionen zugleich.

Durch ihr Ausländerviertel blieb die Stadt im 18. und 19. Jahrhundert ein multireligiöser Ort. Es existierten lutherische, reformierte und anglikanische Kirchengemeinden. Die in der Stadt lebenden Katholiken wurden zunächst von Jesuiten seelsorgerisch betreut; 1831 entstand eine kleine Kapelle für internierte polnische Soldaten und katholische Angehörige der russischen Armee. Es bildete sich eine tatarisch-muslimische Gemeinde heraus, die ab 1905 auch eine eigene Moschee besaß. Die 1828 registrierte jüdische Gemeinde erbaute 1890 ihre Synagoge. 1920 wurden jedoch im Zuge bolschewistischer antireligiöser Politik alle ausländischen und die meisten russischen Kirchen geschlossen, die Synagoge zerstört. Die muslimische Gemeinde erlebte 1926 ihre Auflösung, die Moschee wurde einem „Klub für nationale Minderheiten“ zur Verfügung gestellt. Ende des Jahrzehnts wurden die evangelische und katholische Gemeinde aufgelöst, die evangelische Kirche aus den 1760er Jahren in eine Turnhalle, schließlich in die Kammermusikbühne des Theaters umgewandelt, als die sie noch heute dient. Die katholische neogotische Kirche im Stadtzentrum wurde zerstört; viele Katholiken waren allerdings bereits nach der Oktoberrevolution nach Polen ausgewandert.³

3 Vgl. Oleg Kodola: Archangel'skaja oblast'. Istoričeskij putevoditel' (Das Archangelsker Gebiet. Ein historischer Führer). Archangelsk 2006, S. 155-161; <http://arh-catholik.live-journal.com/6597.html> (letzter Zugriff: 21.03.2013).

Ausbau des Hafens im 19. Jahrhundert

Was die maritime Wirtschaft der Stadt betraf, so war die Zeit seit der Mitte des 19. Jahrhunderts vom Niedergang der Segelschifffahrt geprägt. Die Werft in Solombala und der Militärhafen wurden 1862 geschlossen. Erst ab etwa 1890 entwickelte sich in Archangelsk auch die Dampfschifffahrt, die Hafenkapazitäten wurden erhöht, neue Beton-Anlegestellen, Kühlvorrichtungen, Kräne und Speicher errichtet, ein seetauglicher Eisbrecher erworben. Die Holzwirtschaft und -verarbeitung in der Stadt nahm stetig zu, neben den Handel trat die Industrie. In der alten Ausländer-Vorstadt, besonders aber in Solombala entwickelten sich zwei vorwiegend von Seeleuten und Schiffbauern bewohnte Viertel, von denen letzteres noch heute in Archangelsk auch „Sejlortaun“ genannt wird – ein Lehnwort, das im Russischen ansonsten kaum vorkommt. 1897 wurde die Eisenbahnlinie von Archangelsk nach Wologda eröffnet und die Stadt, ihre Wirtschaft und ihre Bewohner – es waren zu dieser Zeit 34.000 Menschen – besser an das Zentrum und die Regionen des Russischen Reiches angeschlossen.⁴

Archangelsk in sowjetischer Zeit

Mit dem Ersten Weltkrieg kamen viele Veränderungen auf die soziale und wirtschaftliche Struktur des Archangelsker Gouvernements zu. Da andere Häfen blockiert waren, wurde Archangelsk zum wichtigsten Seehafen Russlands. Das führte zu einer enormen Intensivierung des Verkehrs auf der von Moskau kommenden Eisenbahnstrecke und vor allem zur Zuwanderung von Zehntausenden von Arbeitskräften für Transportwesen und Baustellen. In Archangelsk und Murmansk wurden Garnisonen stationiert, insgesamt 30.000 Mann. Nach der Oktoberrevolution waren sie es, welche die Bolschewiki mit radikalen Parolen unterstützten. Aber sie waren es auch, die als erste flohen, als die Lebensmittelversorgung zusammenbrach und Gerüchte von Demobilisierung aufkamen. So konnten antibolschewistische Kräfte relativ leicht die Kontrolle über das Gebiet gewinnen. Am 2. August 1918 landeten alliierte Interventionstruppen an der Dwinamündung, doch die mit ihrer Unter-

⁴ Vgl. Pomorskaja Ānciklopedija (Enzyklopädie der Pomoren [d. h. des Landes am Weißen Meer]), verantwortl. Red. P. Laverov. Archangel'sk 2001, S. 41, 156 (und zum Folgenden).

stützung eingesetzte Administration blieb instabil. Die antibolschewistische Weiße Armee konnte keine Erfolge feiern. Schließlich kollabierten die noch vorhandenen konterrevolutionären Truppen in Archangelsk – im Februar 1920 endete damit die Weiße Bewegung im Norden, die auch über das Meer gekommen war.⁵

Nach dem Ende des Bürgerkriegs und dem Abzug der Weißen Truppen gelangten mit der Nationalisierung von Eigentum die ersten Fischkutter, umgebaute Minenräumboote, in den Besitz der kommunistischen Verwaltung. In der jungen Sowjetunion gewann die Fischerei wegen der prekären Lebensmittelsituation enorm an Bedeutung. Als 1926 Murmansk statt Archangelsk der offizielle Fischereihafen für die Barentssee wurde, verblieb in der Stadt an der Dwina eine kleinere aktive Fischereibasis. Seit 1960 konnte der Fang bereits auf den Schiffen oder in örtlichen Fischfabriken zu Dosenfisch, Tiefkühlprodukten, Fischmehl und -öl verarbeitet werden. Außerdem blieb Archangelsk weiterhin Ausgangspunkt für Polarexpeditionen; nach jahrelanger Forschung über die Bedingungen von motorisierter Schifffahrt im Eis gelang es 1932 dem sowjetischen Eisbrecher Sibirjakow, ohne zwischenzeitliche Überwinterung von Archangelsk nach Wladiwostok durchzustößen und damit die Nordostpassage zu meistern.

Bereits seit den 1920er Jahren wurde Archangelsk zum Ort der Verteilung von Inhaftierten, die unter dem bolschewistischen Regime Repressionen ausgesetzt waren. Von hier aus gingen die Gefangenentransporte zu den Solowki-Inseln im Weißen Meer, auf denen eines der ersten Lager des Gulag-Systems entstand. Archangelsk war auch der Transfer-

punkt für einen neuen Nachbarn: Nur 30 km entfernt wurde 1936 eine Siedlung um einen industriellen Komplex aus Schiffbau und Rüstungsindustrie errichtet. Zwei Jahre danach wohnten

In sowjetischer Zeit wurde die Stadt zum Ausgangsort für Gefangenentransporte in die ersten Lager des Gulag-Systems.

in der neuen Stadt Molotowsk (1957 umbenannt in Sewerodwinsk) bereits 70.000 Menschen. Archangelsk wuchs zugleich auf 250.000 Einwohner heran und hatte seine Größe damit in einem Jahrzehnt mehr als verdoppelt. Zahlreiche Zwangsarbeiter aus dem Gulag wurden beim Bau der neuen Stadt und in den dortigen Fabriken eingesetzt. Molotowsk/

5 Liudmila G. Novikova: *Northerners into Whites. Popular Participation in the Counter-Revolution in Arkhangel'sk Province, Summer – Autumn 1918.* In: *Europe-Asia-Studies* 60 (2008), Nr. 2, S. 277-293.

Sewerodwinsk, das für den U-Boot-Bau der Sowjetunion enorm wichtig wurde, war lange Zeit eine „geschlossene Stadt“. Der Archangelsker Hafen erlangte im Zweiten Weltkrieg strategische Bedeutung, weil hier neben Murmansk die Nordmeergeleitzüge einliefen, die auf Frachtschiffen Rüstungsnachschub der Westalliierten lieferten. Die deutsche Luftwaffe bombardierte die schwer gesicherten Konvois und damit auch die Städte Archangelsk und Molotowsk besonders stark im Herbst 1942. Bei diesen Angriffen starben in Archangelsk etwa 150 Menschen; insgesamt verloren während des Krieges mehr als 38.000 Menschen ihr Leben durch Hunger und Krankheiten.

In den Nachkriegsjahren stabilisierte sich die Einwohnerzahl und erreichte Ende der 1950er Jahre wieder den alten Stand. Die Holzverarbeitende und Papier-Industrie waren die prägenden Wirtschaftsfaktoren. Die dringend benötigte Überholung des mit improvisierten Kriegsanlagen zugebauten Hafens, eine Vertiefung der Zufahrt und ein neues Containerterminal wurden mit dem Fünfjahresplan von 1959 begonnen und Mitte der 1970er Jahre abgeschlossen. Das Hafenareal selbst bestand seit 1914/15 aus den drei Standorten, die es heute noch belegt: zwei auf dem linken Ufer gegenüber der Stadtmitte sowie flussabwärts im Norden der Insel Solombala auf dem Gelände „Ekonomija“. Im Zeitraum von 1960 bis 1990 erhöhte sich der Umschlag von 2,8 Millionen auf 5,4 Millionen Tonnen, davon entfiel etwa die Hälfte auf Export von Holzprodukten; andere Waren sind Baumaterialien, Getreide und Industriegüter.⁶

Stadt im Umbruch

Unmittelbar nach dem Ende der Sowjetunion stellte sich die Lage in Archangelsk eher düster dar. Viele Menschen wanderten aus der Stadt ab: Die Zulagen sowjetischer Zeit für Arbeitskräfte, die in den kalten Norden Russlands gelockt werden sollten, entfielen, auch verzögerten sich viele Lohnzahlungen oft monatelang oder blieben ganz aus. Archangelsk hatte in der zweiten Hälfte der 1990er Jahre erhebliche Probleme mit der Infrastruktur und mit Ausfällen des lebenswichtigen Fernwärmesystems zu kämpfen.⁷ Inzwischen hat sich die Situation gewandelt. Es gibt keinen Exitus ganzer Einwohnergruppen aus der Stadt

⁶ Vgl. http://www.ascp.ru/en_htm/3.htm (letzter Zugriff: 21.03.2013).

⁷ Jan Lipinsky: Notizen: Rußland heute – ein Staat oder nur noch einzelne Regionen? Reise-Eindrücke aus Moskau, Sankt Petersburg und Archangel'sk. In: Osteuropa 49 (1999), S. 1060-1067.

mehr, die universitären Einrichtungen blühen, soziale Organisationen bemühen sich um zivilgesellschaftliche Projekte in der Wohlfahrtspflege, und der Denkmalschutz arbeitet am Erhalt des materiellen Erbes.⁸

Auch wenn für den Touristen im Stadtzentrum Holzfabriken, Schiffbau und Hafen nur in der Ferne sichtbar sind, so ist doch der maritime Charakter allgegenwärtig: Die Hauptflaniermeile ist selbstredend die Dwina-Promenade, Jazz-Sessions finden im historischen Handelshof statt, der „Tag der Flotte“ ist ein besonders groß gefeiertes Fest. Während der weißen Nächte, die hier tatsächlich eher rosa leuchten, können die Archangelsker nicht nur am Wasser spazieren, sondern auch eines der fest verankerten Schiffe entern – um ins Casino, zum Tanzen, Sushi essen oder Kaffee trinken zu gehen. Das können sich sicher nicht alle leisten, aber es bleibt kein Vergnügen für einzelne mehr. Dennoch ist die Schere zwischen Menschen mit sehr hohem Einkommen und den Geringverdienenden unübersehbar groß.

Die enge Verbindung von Hafen und Stadt hat in Archangelsk städtische Gesellschaft wie Wirtschaftsleben über Jahrhunderte geprägt und gilt bis heute. Der Warenumsatz wächst, und ein beherrschendes Thema ist der Bau einer mehr als 1.000 km langen Eisenbahntrasse nach Perm, welche den Ural mit den eisfreien Häfen von Murmansk und Archangelsk verbindet. Im Zusammenhang damit steht das Projekt eines neuen Tiefseehafens vor der Stadt, der mittelfristig 30 Millionen Tonnen umschlagen könnte. Dass die Nordostpassage, die wegen zurückgehenden Eises zunehmend besser befahrbar wird, kürzer ist als andere Seewege vom Atlantik in den Pazifik, bedeutet Auftrieb für solche Planungen. Die Auswirkungen auf die Stadt, die Region und ihre Bewohner bleiben abzuwarten.

Archangelsk, 1584 planmäßig als Hafenstadt gegründet, zählt heute nach einer wechselvollen Entwicklung ca. 350.000 Einwohner, ist Verwaltungsmittelpunkt im Nordwesten Russlands und Sitz mehrerer wissenschaftlicher und kultureller Einrichtungen. Die Hafenfläche beträgt insgesamt 97,5 Hektar, außerdem gibt es ein Passagierterminal in der Stadt. – Der Güterumschlag umfasst 5,58 Millionen Tonnen (2012), u. a. Erdölprodukte, Holz und Kohle. Der Hafen verfügt auch über ein modernes Containerterminal und große Lagerflächen. Er kann ganzjährig angesteuert werden, ist allerdings nur zwischen Mai und September eisfrei.

8 Siehe z. B. <http://www.goethe.de/ins/ru/lp/kul/dur/dlj/arc/de10537658.htm>; <http://www.soziale-strafrechtspflege.de/projekte/enpi-2008-2010.html>; [http://narfu.ru/en/international/projects/\(letzter Zugriff: 21.03.2013\)](http://narfu.ru/en/international/projects/(letzter%20Zugriff:20.03.2013)).

Hristo P. Berov

Ein Mann der Kirchenmusik: Neofit – der neue Patriarch der Bulgarischen Orthodoxen Kirche



Mag. iur. Hristo P. Berov, LL.M. (Potsdam) ist bulgarischer und deutscher Jurist sowie Kirchenrat der Diözese von West- und Mitteleuropa der Bulgarischen Orthodoxen Kirche. Er nahm als Laie an der Wahl des Patriarchen teil.

Am 24. Februar 2013 fand in Sofia das Patriarchenwahlkonzil statt, das einen Nachfolger des am 6. November 2012 verstorbenen Patriarchen Maxim bestimmt hat. Der letzte bulgarische Patriarch hatte sein Amt mehr als 41 Jahre lang inne und erreichte das biblische Alter von 98 Jahren, ein Rekord, der bislang in der Geschichte der Orthodoxen Kirche noch nie registriert wurde. In zwei Wahlgängen hat das Wahlgremium, bestehend aus 14 Metropolit, 19 Bischöfen, 44 Priestern, 21 Mönchen, 11 Nonnen, 33 Laien (8 Frauen und 25 Männern), Metropolit Neofit zum Patriarchen gewählt aus den drei am 15. und 16. Februar vom Heiligen Synod vorab bestellten Kandidaten – Galaktion von Stara Zagora, Gavril von Lowetsch und Neofit von Russe.

Der weltliche Name seiner Heiligkeit Patriarch Neofit ist Simeon Nikolov Dimitrov. Er wurde am 15. Ok-

tober 1945 in Sofia als zweiter Sohn des Eisenbahnmitarbeiters Nikola Dimitrov und dessen Ehefrau Stefanika geboren. Nach dem Abschluss der Grundschule wurde er im Herbst 1959 ins Geistliche Seminar von Sofia aufgenommen, das er bis 1965 besuchte. Seit September 1967 war Simeon Dimitrov als Student in der Geistlichen Akademie (ehemals Theologische Fakultät) „Heiliger Kliment von Ochrid“ immatrikuliert und schloss seine Studien 1971 ab. Von 1971 bis 1973 absolvierte er ein Aufbaustudium am Lehrstuhl für Kirchengesang an der Geistlichen Akademie in Moskau. Im September 1973 erhielt er einen Lehrauftrag für die Disziplin Ostkirchengesang an der Geistlichen Akademie in Sofia zusammen mit der Dirigentenaufgabe für den Studentenchor. Am 3. August 1975 erteilte ihm Patriarch Maxim die Mönchstonsur unter dem geistlichen Namen Neofit.

Zwölf Tage später folgte die Weihe als Hierodiakon, ebenfalls durch Patriarch Maxim; am 25. März 1976 empfing Neofit die Priesterweihe in der Sofioter Metropolitankathedrale „Heilige Nedelia“.

Neofit leitete seit dem 30. September 1975 den Sofioter Priesterchor. Am 15. Juli 1977 wurde er zum Dozenten für Ostkirchengesang und Gottesdienstpraxis an die Geistliche Akademie in Sofia berufen, wo er bis Ende 1980 verblieb. 1977 wurde er von Patriarch Maxim in der Sofioter Metropolitankathedrale mit der Würde eines Archimandriten ausgezeichnet. Am 8. Dezember 1985 empfing Neofit die Bischofsweihe in der Patriarchenkathedrale „Hl. Alexander Newski“ mit der Titulatur „Bischof von Levka“ und wurde gleich danach in das Amt des zweiten Vikarbischofs des Sofioter Metropoliten und Bulgarischen Patriarchen Maxim eingeführt. Seit 1. Dezember 1989 bekleidete er das Amt des Rektors der Geistlichen Akademie „Heiliger Kliment von Ochrid“ in Sofia; am 26. Juli 1991 wurde er zum ersten Dekan der wenige Tage zuvor, am 1. Juli, wiedereröffneten Theologischen Fakultät der Sofioter Universität gewählt. Im Januar 1992 übernahm er das Amt des Generalsekretärs des Heiligen Synods der Bulgarischen Orthodoxen Kirche.

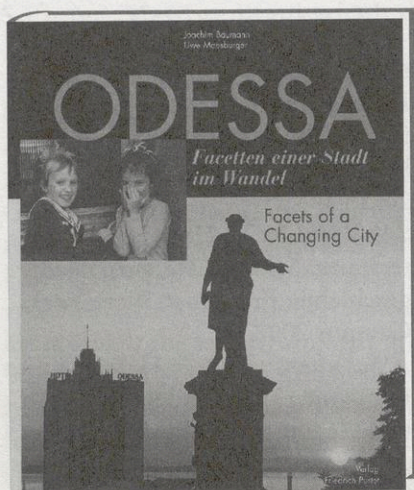
Am 27. März 1994 wurde Bischof Neofit zum Metropoliten der Diözese Dorostol und Tscherwen gewählt und am 3. April desselben Jahres kanonisch vom Heiligen Synod in diesem Amt bestätigt. Nach der Teilung dieser Diözese in die Metropoliten Russe und Dorostol (Dezember 2001) erhielt Metropolit Neofit die Titulatur „von Russe“ und fungierte bis zur neuen Metropolitenwahl als Stellvertreter des Metropoliten von Dorostol. In den vergangenen Jahren wurde Metropolit Neofit auch sehr häufig von Patriarch Maxim bevollmächtigt, die Sitzungen des Heiligen Synods zu leiten.

Von Patriarch Neofit liegt wie bei zehn der insgesamt vierzehn Metropoliten eine persönliche Akte der Staatssicherheitsbehörde auf den Agentennamen „Simeonov“ vor, die aus nur 16 Blättern besteht, weil sie durchsortiert und gereinigt worden ist. Vom Stempel auf der letzten Seite kann man erschließen, dass die Akte zuletzt 1996 ergänzt worden ist. Eine Stasiarbeitsakte ist nicht erhalten. Ins Visier der Stasi ist er bereits 1964 geraten, erste Stasi-Kontakte gab es 1981. Seinen Erklärungen zufolge hat Patriarch Neofit niemanden verraten; die Akte musste zwangsläufig in Verbindung mit Auslandsreisen angelegt werden.

Bücher

- Florian Beckerhoff (Hrsg.): Häfen. Eine literarische Kreuzfahrt.* Frankfurt (Main): Eichborn, 2008.
- David E. Habecker: Ruling the East: Russian Urban Administration and the Chinese, Koreans, and Japanese in Vladivostok. 1884-1922.* Ph. D. Dissertation. University of Maryland. College Park 2004.
- Brian S. Hoyle/David. A. Pinder (Hrsg.): European Port Cities in Transition.* London: Belhaven Press, 1992.
- Max Johns (Text)/Eberhard Petzold (Fotografie): Hafenstädte. Eine Bilderreise um die Welt.* Hamburg: Koehlers Verlagsgesellschaft, 2009.
- Waltraud Kokot (u. a., Hrsg.): Port Cities as Areas of Transition. Ethnographic Perspectives. (Urban Studies).* Bielefeld: transcript 2008.
- Jan Kusber: Kleine Geschichte St. Petersburgs.* Regensburg: Friedrich Pustet, 2009.
- Eberhard Petzold/Sebastian Meißner: Hafenstädte der Ostsee. Nicht nur für Kreuzfahrer.* Hamburg: Koehlers Verlagsgesellschaft. Hamburg 2011.
- Karl Schlögel (u. a., Hrsg.): Sankt Petersburg. Schauplätze einer Stadtgeschichte.* Frankfurt, New York: Campus 2007.
- Dirk Schubert (Hrsg.): Hafen- und Uferzonen im Wandel. Analysen und Planungen zur Revitalisierung der Waterfront in Hafenstädten. (edition stadt und region).* Berlin: Leue, 2001.
- Jan Willem Veluwenkamp: Archangel'sk. Nederlandske predprinimатели v Rossii 1550-1785. (Archangel'sk. Niederländische Unternehmer in Russland 1550-1785).* Moskau 2006.

Hafenstädte in Osteuropa



JOACHIM BAUMANN / UWE MOOSBURGER

Odessa

*Facetten einer Stadt im Wandel /
Facets of a Changing City*

Odessa ist eine relativ junge Stadt, dennoch hat sie viel zu bieten: architektonische Kostbarkeiten wie das Operntheater, musikalische Genies wie David Oistrach, weltberühmte Sehenswürdigkeiten wie die legendäre ‚Potemkin‘-Treppe und den bedeutendsten Umschlaghafen des Schwarzen Meeres.

Der Journalist Joachim Baumann

und der Fotoreporter Uwe Moosburger machten sich auf, die Geheimnisse der Millionenstadt zu ergründen. Entstanden ist ein unterhaltsames und informatives Buch, zweisprachig – in Deutsch und Englisch.

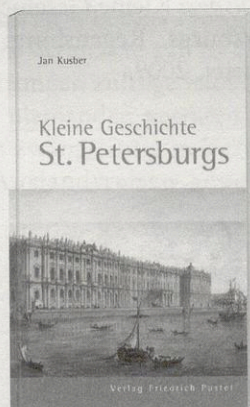
152 S., durchgehend farb. bebildert, Hardcover
ISBN 978-3-7917-1848-4, € (D) 24,95

JAN KUSBER

Kleine Geschichte St. Petersburgs

Russlands Metropole an der Ostsee blickt auf eine mehr als 300-jährige Geschichte zurück: von der Hauptstadt des Zarenreiches über den Schauplatz der Revolutionen von 1905 und 1917 bis zum UNESCO-Welterbe. Heute zieht die Innenstadt mit der berühmten Eremitage zahlreiche Besucher an. Stadtgeschichte – kompakt und spannend!

176 S., 28 Abb., 1 Stadtplan, franz. Broschur
ISBN 978-3-7917-2227-6, € (D) 14,95



VERLAG
FRIEDRICH
PUSTET

Verlag Friedrich Pustet
Unser komplettes Programm unter:
www.verlag-pustet.de

Tel. 0941 / 92022-0
Fax 0941 / 92022-330
bestellung@pustet.de

Editorial

Kroatien ist seit wenigen Wochen das jüngste Mitglied in der Europäischen Union (EU); der Beitritt war nicht unumstritten, in manchen der anderen Mitgliedstaaten ebenso wie in Kroatien selber. Doch nun hat die EU 28 Mitglieder, und die Zukunft wird zeigen, wie sich Kroatien einbringen und entwickeln wird. Die ersten Anzeichen stimmen positiv.

Bei uns ist für die meisten Kroatien in zweifacher Hinsicht bekannt: Zum einen ist es ein beliebtes Reiseland, und wer einmal im Sommer die berühmte Küstenstraße entlang gefahren ist, wer Dubrovnik gesehen hat oder einen der Nationalparks, der weiß, warum Kroatien bei ausländischen Reisenden so beliebt ist. Zum anderen gibt es viele Menschen aus Kroatien, die zum Teil schon lange bei uns leben. Viele sind als so genannte „Gastarbeiter“ gekommen und geblieben, andere sind infolge der Kriege der neunziger Jahre nach Deutschland geflohen und leben seither hier. Doch gibt es zahlreiche andere Facetten dieses vielfältigen Landes, die den meisten Menschen hier kaum bekannt sind.

Daher haben wir uns entschlossen, Kroatien ein Länderheft unserer Zeitschrift zu widmen. Wir laden die Leserinnen und Leser ein, das Land zu entdecken. Sie finden etwas über die Geschichte, über die Menschen, über die Kultur und über die Wirtschaft. Außerdem haben wir kleine und meist wenig bekannte Informationen in den Text eingefügt. Und schließlich können Sie die Empfehlung des scheidenden Botschafters von Kroatien in Deutschland beherzigen, der am Ende des Interviews, das wir mit ihm geführt haben, sehr konkrete Tipps gibt, um Kroatien von seiner schönsten Seite zu erfahren.

Die Redaktion

Kroatien, Land der Gegensätze

Der Verfasser ist Mitglied der Redaktion dieser Zeitschrift.

In geografischer und historischer Hinsicht bietet Kroatien ein abwechslungsreiches Bild. Es gehört zu den ältesten Staatsgebilden Europas, hat aber erst im 20. Jahrhundert zur Selbstständigkeit gefunden und sucht nach dem kürzlich erfolgten Beitritt zur Europäischen Union die ihm angemessene Stellung in Europa. Der Beitrag zeigt die wichtigsten Stationen dieser Entwicklung auf.

Land der Vielfalt

In Südosteuropa, das reich an Gegensätzen ist, gibt es wohl kaum ein Land, das seinerseits so viele Gegensätze in sich vereint wie Kroatien: Das Land liegt am Mittelmeer und stellt zugleich die erfolgreichste Olympiateilnehmerin im alpinen Skilauf, die es jemals gegeben hat; es lassen sich mitteleuropäische, mediterrane, balkanische und sogar orientalische Kultureinflüsse finden; wer das Land bereist, sieht hochmoderne Gebäude in den Städten, zuweilen aber auch viel Rückständiges auf dem Lande; im politischen Spektrum findet sich neben einer starken Betonung des Nationalen auch eine große Tradition von linken Ideen und ihren Vertretern. Viele andere Beispiele aus anderen Bereichen ließen sich anführen.

Woher kommt diese Vielfalt? Um sie zu verstehen, ist es nötig, einen Blick in die Geschichte zu werfen. Hier zeigt sich ein weiterer Gegensatz – Kroatien ist nämlich zugleich ein sehr altes wie auch ein sehr junges Land. Es gab seit dem Mittelalter kroatische Staaten in unterschiedlichen Formen; doch die heutige Republik Kroatien besteht als selbstständiger Staat in ihren jetzigen Grenzen erst seit gut zwanzig Jahren. Bei der Betrachtung der kroatischen Geschichte muss klargestellt werden, dass vom Land Kroatien die Rede ist – das ist aber keinesfalls deckungsgleich mit allen Gebieten, in denen Kroaten leben: Vor allem in Bosnien und Herzegowina, in Serbien und in Montenegro siedeln Kroaten, doch auch

etwa im österreichischen Burgenland. Und umgekehrt wird der Staat Kroatien nicht nur von Kroaten bewohnt, sondern auch von Angehörigen anderer Nationen – eine Situation, die nicht nur in Südosteuropa ja häufiger vorzufinden ist.

Die heutige Republik Kroatien erstreckt sich in einem immer dünner werdenden Streifen an der Adriaküste nach Südosten. Parallel dazu verläuft – im Nordwesten breiter – die dinarische Gebirgsregion, eine zumeist unwirtliche und wenig fruchtbare Gegend, die das im Norden des Landes gelegene Slawonien von der Küstenregion trennt. Slawonien erstreckt sich am Fluss Save entlang, der die Südgrenze zu Bosnien und Herzegowina bildet, über einen Teil

Die ungewöhnliche geografische Gestalt hat stets zu einer lebhaften Interaktion Kroatiens mit den Nachbarn beigetragen.

der Pannonischen Ebene bis zur Donau, die wiederum die Grenze zu Serbien darstellt. Man hat die Form des Landes scherzhaft mit einem Hörnchen verglichen, und tatsächlich ergibt sich auf der Karte der Eindruck, als umfasse Kroatien auf drei Seiten sein Nachbarland Bosnien und Herzegowina. Es ist daher nicht überraschend, dass die kroatische Geschichte immer in lebhafter Interaktion mit der dieses Landes, aber auch mit der der anderen Nachbarn – heute sind das außerdem noch Slowenien, Ungarn, Serbien, Montenegro und (mit einer Seegrenze, wobei eine endgültige Klärung noch aussteht) Italien – stand und daher in diesem Kontext gesehen werden muss.

Jeder Besucher der kroatischen Adria ist beeindruckt von den hohen Bergen, die sich oft nur wenige Kilometer vom Meer entfernt steil erheben. Sie haben dafür gesorgt, dass die Küstenregion mit den zahlreichen Inseln – mehr als 1.200, von denen allerdings die meisten unbewohnt sind – historisch immer zum Mittelmeerraum und zu Italien gravitiert hat, da das Hinterland nur schwer zugänglich war. Das Küstenland war in der Antike griechisch kolonisiert, später gehörte es – wie das gesamte heutige Gebiet Kroatiens – zum Römischen Reich, seit dem Mittelalter hatten vor allem die Venezianer an der Küste ihre Stützpunkte, die die Region als die ihre betrachteten. Nur Dubrovnik bildete hier eine gewisse Ausnahme, da es sich seine Unabhängigkeit bewahren konnte. Erst im frühen 19. Jahrhundert endete die Vorherrschaft der Venezianer, und das Küstenland gelangte an Österreich.

Anders war es im Landesinneren, das eher nach Mittel- als nach Südeuropa hin orientiert war. Hier war vor allem Ungarn der Bezugspunkt, und tatsächlich sollte die kroatische Geschichte für viele Jahrhun-

Die Republik Dubrovnik

Die Stadt Dubrovnik (slawischer Name; romanischer Name: Ragusa) ist berühmt für ihr geschlossen erhaltenes mittelalterlich-frühneuzeitliches Stadtbild mit gewaltigen Mauern, einer barocken Kathedrale und weiteren repräsentativen Bauten, auch einer Rolandstatue aus dem 15. Jahrhundert. Die Stadt entwickelte sich seit dem Frühmittelalter dank ihrer Schutzlage am Seeweg entlang der Adriaostküste. Ihr wirtschaftlicher Aufschwung begann mit der Erschließung des Bergbaus in Serbien und Bosnien seit dem 13. Jahrhundert. Als freie Stadtrepublik mit einer stabilen Ratsverfassung war Dubrovnik in der frühen Neuzeit Mittlerin zwischen dem Osmanischen Reich und den westlichen Ländern. Seit dem 16. Jahrhundert bestand hier eine jüdische Gemeinde.

Das Erdbeben 1667 verlangte große Wiederaufbauleistungen. Napoleon hob 1808 die Unabhängigkeit auf, 1815 gelangte die Stadt an Österreich. Im 20. Jahrhundert entwickelte sich Dubrovnik zum Touristikzentrum. Die Schäden durch die serbisch-montenegrinische Belagerung 1991 sind längst beseitigt.



Ludwig Steindorff

derte mit der ungarischen verbunden bleiben. Die Pannonische Ebene war aufgrund ihrer natürlichen Gegebenheiten für jede Art von Kommunikation – Handel ebenso wie Kriegszüge – geschaffen, und sie bildete für die aus dem Osten kommenden Magyaren eine geeignete Einfallsmöglichkeit, den mittelalterlichen kroatischen Staat mehrfach anzugreifen und ihn schließlich zu übernehmen.

Anmerkungen zur Besiedlungsgeschichte

Diese Aussagen beziehen sich auf das Territorium. Von den Menschen, die in der Antike dort lebten, wissen wir recht wenig. Erst im Nachgang zu den Völkerwanderungen kamen Slawen in diese Region und siedelten sich an. Zu diesen Zeiten lässt sich noch nicht von einem Nationalbewusstsein sprechen, wie es erst in der Neuzeit entstanden ist. Auch wenn der Name Kroaten – dessen Herkunft nicht ganz klar ist – schon im 9. Jahrhundert in den Quellen auftaucht, so waren es dennoch keine „Kroaten“, die das Gebiet besiedelten, sondern slawische Stämme, die nach ihrer Abwanderung aus dem Gebiet der heutigen Ukraine in diesen Teilen Südosteuropas eine neue Bleibe fanden. Erst im 19. Jahrhundert entstand bei den Kroaten – wie bei so vielen anderen Nationen Ost- und

Südosteuropas – ein ausgeprägtes nationales Bewusstsein. Verstärkt wurde dies zusätzlich durch die restriktive Nationalitätenpolitik des Habsburgerreiches, da die nationale kroatische Identität nicht uneingeschränkt anerkannt wurde.

Seit dem 7. Jahrhundert, kurz nach der Einwanderung der slawischen Stämme, wurden die slawischen Bewohner des Landes christianisiert, und zwar von Rom aus. Damit war ihre Zugehörigkeit zum westlichen, katholischen Kulturkreis festgelegt. Auch wenn sich auf dem Gebiet Kroatiens lange Zeit die Grenze zwischen dem westlichen und dem östlichen Reich hielt und diese immer wieder verschoben wurde, so blieb doch die Zugehörigkeit zum Westen bestimmend. Diese historischen Prozesse erklären aber, warum wir – vor allem an der kroatischen Küste – eindrucksvolle Zeugnisse der byzantinischen Kultur finden können: Das Oströmische Reich stand mit der kroatischen Küste durch Ansiedlungen und durch Handel in regem Kontakt.

Bestimmend für die historische und kulturelle Entwicklung Kroatiens wurde seine Zugehörigkeit zum westlichen, katholischen Kulturkreis.

Zur Entwicklung Kroatiens seit dem Mittelalter

Kurz nach der Christianisierung, ab dem 8. Jahrhundert, ist auch die erste Herrschaftsbildung nachweisbar. Seit dem 9. Jahrhundert sind Fürsten namentlich bekannt, die durch die innere Organisation des Landes und durch Konflikte mit den Franken sowie mit konkurrierenden Stadtmächten des Adriaumes in die Geschichte traten. Der kroatische Staat stabilisierte sich und wurde zu einem Königreich, das von den Nachbarstaaten als politisch gestaltender Faktor anerkannt wurde. Nach dynastischen Wirren fiel Kroatien jedoch im frühen 12. Jahrhundert an Ungarn, das das Land in Personalunion regierte und als Verwalter einen Vertreter des Königs (kroat. „ban“) einsetzte. Obwohl Kroatien formal als Königreich erhalten blieb, waren von nun an seine Geschicke bis ins 20. Jahrhundert an die Ungarns gebunden; als im 19. Jahrhundert die Doppelmonarchie entstand, war Kroatien eines der Kronländer, und der österreichische Kaiser führt als König von Ungarn auch „König von Kroatien“ in seinem Titel.

Als Folge des Ersten Weltkriegs zerfiel die Monarchie, und Ungarn wurde auf seine heutigen Grenzen verkleinert. Kroatien hingegen wurde Teil eines neuen Staates, den es so noch nie gegeben hatte, des „König-

reichs der Serben, Kroaten und Slowenen“, das nach gut einem Jahrzehnt in „Jugoslawien“ umbenannt wurde; der Name bedeutet Süd-Slawien, da der Staat alle Südslawen (außer den Bulgaren) vereinen sollte. In diesem Königreich gab es verschiedene Versuche einer territorialen Ordnung, die entweder die größte Nation, die Serben, bevorzugen oder aber den Staat unabhängig von nationalen Gegebenheiten gliedern sollten. Kroatien als Einheit blieb aber in keiner dieser Formen erhalten; die Grenzen wurden so gezogen, dass die kroatischen Gebiete zerteilt und mit anderen zu neuen, national gemischten Einheiten zusammengefügt wurden.

Kroatien als Teil Jugoslawiens

Der „Jugoslawismus“, die Idee eines gemeinsamen Staates der südlichen Slawen, hatte im 19. Jahrhundert in Kroatien durchaus gewichtige Anhänger; der wohl bekannteste von ihnen ist der berühmte Bischof von Đakovo Josip Juraj Strossmayer (1815-1905). Man fühlte sich von Österreich und vor allem von Ungarn benachteiligt und glaubte, in den Serben (die schon seit dem 19. Jahrhundert ein selbstständiges Königreich hatten) Verbündete finden zu können, mit denen man zusammen einen eigenen Staat gründen wollte. So glaubte man die Bewahrung der nationalen kroatischen Identität gewährleisten zu können. Allerdings gab es auch Stimmen, die davor warnten und andere Modelle bevorzugten. Die Realität des jugoslawischen Staates bestätigte dann die Skeptiker: Für die meisten Serben war die Staatsgründung letztlich nicht viel anderes als die Erweiterung Serbiens auf ein erheblich größeres Territorium, die noch dazu den Vorteil hatte, dass alle Serben nun in einem Staat lebten. Die Tatsache, dass Serbien vor dem Krieg bereits einen eigenen Staat hatte, dessen Strukturen – Regierung, Dynastie, Hauptstadt, Armee, diplomatischer Dienst – auch den Grundstock für den neuen Staat bildeten, trug Einiges zu dieser Wahrnehmung bei.

Dieser grundsätzliche Unterschied in der Wahrnehmung des jugoslawischen Staates führte zu erheblichen Spannungen vor allem zwischen den beiden größten Volksgruppen, Serben und Kroaten. Letztere fühlten sich und ihre Interessen nicht genügend repräsentiert und waren grundsätzlich unzufrieden. Auch die früheren Vertreter der „jugoslawischen Idee“ waren von der jugoslawischen Wirklichkeit enttäuscht. Die verschiedenen politischen Flügel entwickelten sich weiter auseinander; insbesondere die „Kroatische Bauernpartei“ war konsequent gegen die

Vereinigung mit den anderen Nationen eingestellt und boykottierte zunächst die Organe des neuen Staates. Aber auch als sie sich dann daran beteiligte und die Geschicke des jugoslawischen Staates mitzugestalten versuchte, kam es zu immer größeren, schließlich auch blutigen Konflikten mit serbisch eingestellten Parteien. Die Verhältnisse führten dazu, dass die Bauernpartei zunächst unter der kroatischen Bevölkerung erheblichen Zulauf hatte. Als der serbische König eine Diktatur ausrief, um die Lage unter Kontrolle zu bekommen, wurde seit dem Ende der zwanziger Jahre die rechtsextreme Ustascha-Bewegung (kroat. ustaša = Aufstand) unter ihrem Anführer Ante Pavelić immer stärker, die zunächst im Ausland agieren musste und im faschistischen Italien Unterschlupf fand. Sie sah sich in einer Linie mit den anderen faschistischen und nationalistischen Bewegungen im Europa der Zwischenkriegszeit und war bereit, auch mit Gewalt gegen den ungeliebten jugoslawischen Staat zu kämpfen.

Die Stunde der Ustascha kam, als die deutsche Wehrmacht im April 1941 Jugoslawien besetzte und aufteilte. Kroatien wurde um große Gebiete (etwa Bosnien und Herzegowina) erweitert, verlor aber erhebliche Teile Dalmatiens an Italien. Die Ustascha-Bewegung wurde zur führenden politischen Kraft. Der „Unabhängige Staat Kroatien“, wie der offizielle Staatsname lautete, versuchte, unter seinem „Führer“ Pavelić die Idee eines national einheitlichen Staates umzusetzen, was für viele Serben, Juden und Roma, die auf kroatischem Gebiet lebten, den Tod oder die Vertreibung bedeutete. Viele von ihnen gingen in den Untergrund. Dieser Staat war zeit seines Bestehens nicht ohne die deutsche militärische Unterstützung lebensfähig, doch auch mit ihrer Hilfe konnte er sein Territorium nie völlig kontrollieren, da sich eine immer stärker werdende Partisanenbewegung unter dem charismatischen Kommunisten Josip Broz Tito gebildet hatte. Den Partisanen gelang es, nicht ohne die Unterstützung der Alliierten, den kroatischen Marionettenstaat zu Kriegsende hinwegzufegen und selber die Macht in ganz Jugoslawien zu erringen.

So entstand das „zweite Jugoslawien“, nach dem ersten, der serbisch dominierten Monarchie, jetzt als sozialistischer Bundesstaat. Kroatien wurde sozialistische (Teil-)Republik, was die Einführung eines Einparteiensystems und der Planwirtschaft sowie Kirchenverfolgung und Gleichschaltung in allen politischen und gesellschaftlichen Bereichen be-

Der „Unabhängige Staat Kroatien“ konnte nur dank massiver militärischer Unterstützung des Dritten Reiches existieren.

deutete. Nach drei Jahren wandte sich Jugoslawien von Stalin ab und fuhr seither einen eigenen, etwas liberaleren Kurs; er wirkte sich vor allem außenpolitisch aus, während in innenpolitischer Hinsicht kaum Zugeständnisse gemacht wurden. In den späten sechziger Jahren, als sich im ganzen Land eine vorsichtige politische Liberalisierung abzuzeichnen schien, regten sich in Kroatien national orientierte liberale Kräfte, die sich zunächst auf dem Gebiet der Kultur artikulierten, dann aber auch auf politischem Feld. Dieser „kroatische Frühling“ wurde auch von den Studenten mitgetragen und entwickelte sich zu einer Massenbewegung mit politischen Forderungen nach einer Reform des Systems; insbesondere die als ungerecht empfundene Verteilung der Gewinne und Einnahmen innerhalb Jugoslawiens angesichts der wirtschaftlichen Stärke Kroatiens war Gegenstand der Kritik. Doch wurden diese Bestrebungen von der jugoslawischen Parteiführung rasch als konterrevolutionär verurteilt, die entsprechenden kroatischen Funktionäre abgesetzt und die kroatische Führung wieder auf Kurs gebracht. Das führte zu einer Tabuisierung der Artikulation kroatischer nationaler Interessen. Erst mit dem Ende der sozialistischen Herrschaft und als Reaktion auf das gleichzeitige Erstarken des serbischen Nationalismus regten sich auch in Kroatien wieder nationale Aspirationen; nach der Unabhängigkeit erhielten sie im neuen Staat zunächst große Bedeutung.¹

Diese kurzen Bemerkungen zeigen, dass einer der Gegensätze Kroatiens ein politisches und gesellschaftliches Dilemma ist, mit dem das Land seit langem konfrontiert war und ist: die Beziehung zu seinen Nachbarländern, und – oft parallel dazu – die politische Ausrichtung des Landes. Kroatien ist zu klein, um selber eine politisch führende Rolle spielen zu können, und tatsächlich hat es historisch (abgesehen vom Mittelalter) ja erst in den letzten Jahren eine unabhängige Position inne. In vormodernen Zeiten, im Verband mit Ungarn, wurde das kroatische nationale Bewusstsein nicht geachtet und Kroatien ohne Rücksicht auf die eigenen Interessen in den ungarischen Staatsverband eingegliedert; später, im gemeinsamen Staat mit den anderen Südslawen, fühlten sich die Kroaten immer unterdrückt, sei es von den Serben oder von den Kommunisten (oder von beiden). Insofern scheint die Mitgliedschaft in der Europäischen Union (EU) gerade für Staaten wie Kroatien eine ideale Lösung darzustellen. Abgesehen von den wirtschaftlichen Vorteilen bietet die Union einen Rahmen für die Bearbeitung von Konflikten

1 Vgl. dazu den nachfolgenden Beitrag von Marie-Janine Calic.

mit Nachbarländern und schützt ihre Mitglieder auch vor den territorialen Ansprüchen von außen.

Probleme des unabhängigen Kroatien

Die geschilderte Dilemmasituation äußert sich bis heute auch im innenpolitischen Spektrum des Landes und in vielen Diskussionen. Ist nach den Kriegen der neunziger Jahre eine Annäherung an Serbien angebracht oder soll man sich ausschließlich

„nach Europa“, wie es in Kroatien häufig heißt, orientieren? Wie sind die kroatischen Kommunisten zu beurteilen, die nach dem Zweiten Weltkrieg im Land versucht haben, Politik

zu gestalten, und wie die Emigranten, die wegen ihrer nationalen (oder nationalistischen) Gesinnung das Exil auf sich genommen haben? Wie soll man den faschistischen Staat während des Zweiten Weltkriegs beurteilen? Die Beziehungen zu Serbien sind von den Kriegen der neunziger Jahre geprägt, aber auch von wirtschaftlichen Interessen, die sich jetzt noch verstärken werden, da Serbien nach dem Beitritt Kroatiens direkter EU-Nachbar ist. Anlässlich des EU-Beitritts haben führende kroatische Politiker auf die Verantwortung für die Integration der Nachbarländer hingewiesen. Kommunisten und Nationalisten stehen stellvertretend für die verschiedenen politischen Ausrichtungen in der neueren Geschichte des Landes. Und auch wenn es unter den seriösen Politikern niemanden gibt, der die Gräueltaten der Ustascha rechtfertigen würde, so wird doch die Tatsache, dass es während des Krieges einen (wenigstens formal) selbstständigen kroatischen Staat gab, von einigen geschätzt.

Franjo Tuđman², erster Präsident des unabhängigen Kroatien, hat den Begriff der „pomirba“ (Versöhnung) in die politische Agenda Kroatiens eingeführt. Gemeint war damit eine innerkroatische gesellschaftliche Versöhnung dieser verschiedenen Strömungen im Lande. Auch wenn dieser Prozess nicht als erfolgreich bezeichnet werden kann, so ist er doch ein deutlicher Hinweis auf die innere Spaltung des Landes an. Sie ist zwar noch nicht überwunden, wird aber doch wohl mit Ablauf der Zeit und angesichts der neuen Herausforderungen, die jetzt in der EU auf Kroatien zukommen, an Bedeutung verlieren.

Anlässlich des EU-Beitritts haben führende kroatische Politiker auf die Verantwortung für die Integration der Nachbarländer hingewiesen.

² Vgl. dazu den Beitrag von Dunja Melčić, unten S. 224-229.

Kroatien seit der Unabhängigkeit

Prof. Dr. Marie-Janine Calic ist Professorin für Ost- und südosteuropäische Geschichte an der Ludwig-Maximilians-Universität München.

Obwohl Kroatien kaum mehr als zwanzig Jahre unabhängig ist, hat der neue Staat im Südosten Europas bereits eine turbulente innenpolitische Entwicklung hinter sich. Der Umgang mit der jüngsten Vergangenheit hat zu tiefen Gräben in der Parteienlandschaft, aber auch in der Gesellschaft insgesamt geführt. Durch den Beitritt zur Europäischen Union bietet sich dem Land die Chance, zu einem stabilisierenden Faktor in der Region zu werden.

I.

Von allen Ländern des westlichen Balkans hat sich Kroatien seit Ende des jugoslawischen Zerfallskrieges 1995 am deutlichsten zum eigenen Vorteil entwickelt. Kroatien arbeitete zielstrebig auf den Beitritt zur Europäischen Union (EU) hin, was nie einfach war, da es dabei sehr unterschiedliche Herausforderungen gleichzeitig zu bewältigen gab: Staatsbildung, Post-Konflikt-Stabilisierung, Systemtransformation und EU-Annäherung. Wenn man bedenkt, dass der Krieg keine zwei Jahrzehnte zurückliegt, hat Kroatien bemerkenswerte Fortschritte in all diesen Bereichen erzielt. Das Land besitzt 4,4 Millionen Einwohner, fast 90 Prozent sind Kroaten. Die Serben, die 1991 noch 12 Prozent der Bevölkerung ausmachten, stellen infolge von Flucht und Vertreibung während des Krieges heute nur noch 4,5 Prozent. Dazu kommen Italiener, Ungarn, Roma und weitere Minderheiten.¹

Nach dem Zusammenbruch des Kommunismus hat Kroatien eine parlamentarische Demokratie mit einem bipolaren Mehrparteiensystem

1 Nenad Zakošek/Tomislav Maršić: Das politische System Kroatiens. In: Wolfgang Ismayr (Hrsg.): Die politischen Systeme Osteuropas. 3. Aufl. Wiesbaden 2009, S. 773-835, hier S. 775.

aufgebaut. Die ersten demokratischen Parlamentswahlen fanden im Frühjahr 1990 statt. Stärkste Partei wurde die national-konservative Kroatische Demokratische Gemeinschaft (HDZ), die 1989 vom ehemaligen General der jugoslawischen Volksarmee und Historiker Franjo Tuđman gegründet worden war. Im Mai 1990 übernahm er das Präsidentenamt und führte Kroatien zielstrebig in die Selbstständigkeit. Gegen den Widerstand Belgrads erklärte das kroatische Parlament am 25. Juni 1991 die Unabhängigkeit. Dies gab der jugoslawischen Volksarmee den Anlass zur militärischen Intervention. Nach sechsmonatigem „Heimatkrieg“ wurde Kroatien am 15. Januar 1992 von den Mitgliedsstaaten der Europäischen Gemeinschaft als souveräner Staat anerkannt.

Bis heute tut sich Kroatien schwer mit der Aufarbeitung der während des „Heimatkrieges“ begangenen Verbrechen.

Als Präsident und Staatsgründer Kroatiens hat Franjo Tuđman sein Land und seine Partei mit autoritärem Führungsstil regiert. In den neunziger Jahren ließ er die kroatische Armee inoffiziell im Nachbarland Bosnien und Herzegowina auf Seiten der bosnischen Kroaten militärisch intervenieren. Weil die kroatische Armee im Mai und im August 1995 den serbischen Quasi-Staat in der Krajina eroberte und 150.000 bis 200.000 Serben vertrieb, wurde Tuđman von der Anklagebehörde in Den Haag eines „gemeinschaftlichen kriminellen Unternehmens“ bezichtigt. Ziel sei es gewesen, die Krajina „ethnisch zu säubern“ und anstelle der Serben Kroaten anzusiedeln.² Da Franjo Tuđman 1999 verstarb, kam es nie zu einer Anklage.

Der Internationale Strafgerichtshof für das ehemalige Jugoslawien erhob jedoch Anklage gegen den kroatischen General Ante Gotovina und weitere Verantwortliche wegen „ethnischer Säuberungen“ in der Krajina. 2005 wurde er festgenommen und 2011 zu 24 Jahren Gefängnis verurteilt. Die Kroaten sehen sich allerdings als Opfer serbischer Aggression. Die Mehrheit betrachtete Gotovina daher als Vaterlandsverteidiger und als Helden, nicht als möglichen Kriegsverbrecher.³ Das Urteil empfanden viele als empörend und ungerecht. In verschiedenen Städten kam es zu Massenprotesten. Die Berufungskammer des Den Haager Ge-

2 <http://www.icty.org/sid/10633> (letzter Zugriff: 31.07.2013).

3 Zum Folgenden vgl. Sabrina P. Ramet (u.a.) (Hrsg.): Croatia since independence. War, Politics, Society, Foreign Relations. München 2008, S. 14; Judgement Summary for Gotovina et. al. Den Haag, 15. April 2011; online www.icty.org/x/cases/gotovina/tjug/en/110415_summary.pdf (letzter Zugriff: 31.07.2013).

richts sah es dann tatsächlich nicht mehr als erwiesen an, dass die Armee zivile Ziele mit exzessivem Artilleriebeschuss überzogen hätte, und sprach die Angeklagten am 16. November 2012 frei. 100.000 Menschen feierten auf Kroatiens Straßen. Dies zeigt den insgesamt noch sehr ambivalenten Umgang mit der eigenen Vergangenheit. Immerhin bekannte sich die Regierung nach dem Freispruch Gotovinas zu größeren Anstrengungen, die während des „Heimatkrieges“ begangenen Verbrechen durch die eigene Justiz aufzuarbeiten.

II.

In der Nach-Tudman-Ära hat sich Kroatien weiter demokratisiert. So wurde im Jahr 2000 die kroatische Verfassung verändert. Die übergroße Machtfülle des Präsidenten wurde eingeschränkt und stattdessen dem Amt des Ministerpräsidenten mehr Kompetenzen zugeschrieben. Damit kam die autoritäre Herrschaft der Tudman-Ära zum Ende.

Politisch ist Kroatien seit der demokratischen Transformation in zwei Lager gespalten: das national-konservative und das sozial-liberale. Zwischen 2003 und 2007 konnte die HDZ, die konservative, katholische und national orientierte Kräfte bündelt, praktisch allein regieren. Ab 2008 führte sie eine Vierparteienkoalition. Als wichtigste Oppositionspartei fungierte damals die Sozialdemokratische Partei (SDP). Sie ist die reformierte Nachfolgepartei des Bundes der Kommunisten. Daneben existieren eine Reihe kleinerer Parteien, wie die Kroatische Volkspartei, die Kroatische Bauernpartei und die Kroatische Partei des Rechts.⁴

Unter Ivo Sanader hat die HDZ nach dem Tode des Altpäsidenten Franjo Tudman einen gemäßigt konservativen Kurs eingeschlagen und nationalistischen Ballast abgeworfen. Sanader ist im Juli 2009 inmitten der schweren globalen Wirtschaftskrise jedoch völlig unerwartet und ohne Begründung als Partei- und Regierungschef zurückgetreten. Seine 2009 ins Amt gekommene Nachfolgerin Jadranka Kosor hat den Erneuerungs-, Öffnungs- und Europäisierungsprozess entschlossen fortgesetzt, jedoch hat die HDZ durch den überraschenden Abgang ihres Vorsitzenden einiges an Glaubwürdigkeit eingebüßt.

Nach neun Jahren an der Spitze der HDZ und nach sechs Jahren im Amt des Ministerpräsidenten wurde Ivo Sanader im Januar 2010 wegen Amtsmissbrauchs und Korruption aus der Partei ausgeschlossen. Im De-

4 Vgl. Zakošek/Maršić (wie Anm. 1), S. 809 f.

zember 2010 wurde er verhaftet und wegen Geldwäsche und Bildung einer kriminellen Vereinigung angeklagt. In der langen Liste der Vorwürfe befand sich auch die Anschuldigung, Millionenbeträge auf private Konten abgezweigt zu haben.⁵ In Österreich wurde wegen Amtsmissbrauchs im Skandal um die Hypo Alpe Adria Bank ermittelt. Unter anderem soll er in den Verhandlungen mit der Bank eine Provision in Höhe von sieben Millionen Schilling in bar in die eigene Tasche gesteckt haben. In Kroatien wurde er im November 2012 wegen Korruption während seiner Regierungszeit zu zehn Jahren Haft verurteilt.

Ständig neue Enthüllungen über kriminelle Machenschaften der politischen Klasse haben die Politikverdrossenheit im Allgemeinen und den Ansehens- und Legitimitätsverlust der HDZ im Besonderen rasant beschleunigt. Zwei Minister, mehrere Staatssekretäre und hohe Funktionäre der HDZ sowie diverse Manager der Staatsbetriebe mussten ihre Stühle räumen und wurden nach der Verhaftung Sanaders ebenfalls angeklagt. Der Skandal zeigte, dass in Kroatien viele Posten in der Verwaltung und in den Wirtschaftsbetrieben nach politischen Kriterien besetzt wurden. Die Anti-Korruptionskampagne von Ministerpräsidentin Jadranka Kosor fand in der Öffentlichkeit keine ungeteilte Zustimmung. Die düstere Wirtschaftslage, parteiinterne Querelen und immer neue Skandale behinderten entschlossener Reformen und nährten die tiefgreifende Politikverdrossenheit.

III.

Seit 2010 zeichnete sich ein grundlegender Machtwechsel in Kroatien ab. Im Februar 2010 übernahm der Sozialdemokrat Ivo Josipović das Präsidentenamt. Er bekannte sich zur EU-Integration und schlug einen neuen Ton vor allem in der Nachbarschaftspolitik an. Unter anderem gab er eine öffentliche Entschuldigung für die im Namen Kroatiens begangenen Verbrechen in Bosnien und Herzegowina ab, was ihm viel Kritik national denkender Kroaten einbrachte. 2010 unternahm er zudem einen historischen Besuch in Belgrad. Mit seinem damaligen Amtskollegen Boris

Mit dem Amtsantritt von Präsident Ivo Josipović im Februar 2010 trat ein grundlegender Wandel besonders in der Nachbarschaftspolitik ein.

⁵ Vgl. dazu „Jagd auf Ivo Sanader“. In: Neue Zürcher Zeitung, 10.12.2010; Ermittlungen gegen Sanader wegen Hypokredits. In: Der Standard, 03.03.2011.

Tadić griff er Fragen der praktischen Zusammenarbeit auf, behandelte aber auch heikle Themen wie Rückkehr von Flüchtlingen, Grenzstreitigkeiten und Minderheitenrechte.⁶ Nach einer kürzeren „Eiszeit“, die durch den Amtsantritt Tomislav Nikolićs von der Serbischen Fortschrittspartei (SNS) im Mai 2012 als Präsident Serbiens ausgelöst wurde, hat sich das bilaterale Verhältnis wieder eingerenkt. Nikolić schwärmte vom „Traum von Groß-Serbien“ und davon, dass Vukovar immer eine serbische Stadt gewesen sei. Ivo Josipović blieb – ebenso wie sein bosnischer Kollege – der Amtseinführung Nikolićs daher fern. Mitte Januar 2013 trafen die Premierminister Kroatiens und Serbiens dann aber erneut in Belgrad zusammen.

Der Weg Kroatiens in die Europäische Union

Nach der Unabhängigkeitserklärung im Juni 1991 und dem anschließenden Krieg (bis November 1995) beginnt in der Konsolidierungs- und Reformphase 1995 bis 2001 auch der Annäherungsprozess Kroatiens an die EU.

Mai 2001: Unterzeichnung des Stabilisierungs- und Assoziierungsabkommens mit der EU.

Februar 2003: Kroatien stellt den Antrag auf Mitgliedschaft in der EU.

Juni 2004: Kroatien erhält den offiziellen Status als Beitrittskandidat.

Oktober 2005: Die EU beginnt Beitrittsverhandlungen mit Kroatien – die Aussicht auf die EU-Mitgliedschaft gibt dem Reformprozess in Kroatien beträchtliche Dynamik.

Dezember 2008 bis November 2009: Verhandlungsblockade wegen Grenzstreitigkeiten mit Slowenien.

Dezember 2011: Der Beitrittsvertrag zwischen der EU und Kroatien wird unterzeichnet, nachdem im Juni die Beitrittsverhandlungen formell beendet wurden.

Januar 2012: 66 Prozent der Wahlbeteiligten sprechen sich bei einem Referendum für den EU-Beitritt aus.

Am 1. Juli 2013 wird Kroatien in die Europäische Union aufgenommen.

Burkhard Haneke

Im Dezember 2011 kam es bei den Parlamentswahlen zu einem Regierungswechsel. Nach mehr als 16 Jahren national-konservativer Regierung trat die sozialdemokratisch geführte Mitte-Links-Koalition „Allianz für den Wandel“ an die Macht. Sie hat sich vor allem in den Städten

6 Die Wende zwischen Kroatien und Serbien?, Euractiv, 20.07.2010; online www.euractiv.de/erweiterung-und-nachbarn/artikel/die-wende-zwischen-kroatien-und-serbien-003404 (letzter Zugriff: 31.07.2013).

sowie im Norden und Westen des Landes durchgesetzt. In Slawonien und Dalmatien ist nach wie vor die HDZ stark. Mit 80 von 151 Sitzen verfügt die Regierung aber über eine klare Mehrheit im Parlament, ist also nicht auf Kompromisse mit Oppositionsparteien angewiesen. Allerdings lag die Wahlbeteiligung nur bei 62 Prozent, was der nach wie vor grassierenden Politikverdrossenheit zu schulden ist.

Der neue Ministerpräsident Zoran Milovanović sah sich zuallererst mit einem erschreckenden Niedergang der kroatischen Wirtschaft konfrontiert. Infolge der globalen Finanzkrise schrumpfte das Bruttoinlandsprodukt 2012 um 2 Prozent und 2013 um ein weiteres Prozent. Erst für 2014 wird ein leichtes Wachstum prognostiziert. Die Regierung hat vor diesem Hintergrund sehr unpopuläre Maßnahmen wie Budgetkürzungen, die Erhöhung der Strom- und Gaspreise sowie Einschränkungen bei den Sozialleistungen vorgenommen.

Im Übrigen hat Milovanović den Europakurs seiner Vorgängerregierung entschieden fortgesetzt. Bereits 2001 hatte Kroatien einen Stabilisierungs- und Assoziierungsvertrag mit der EU abgeschlossen, 2004 gab Brüssel grünes Licht für den Kandidatenstatus. Die Aussicht auf EU-Mitgliedschaft gab dem Reformprozess eine beträchtliche Dynamik. Am 9. Dezember 2011 wurde der Beitrittsvertrag unterzeichnet.

IV.

Kroatien hat sämtliche Transformations- und Anpassungsanforderungen in relativ kurzer Zeit bewältigt und insbesondere bei der Entwicklung von Demokratie, Parlamentarismus und Medienfreiheit rasche Fortschritte gemacht. Hauptprobleme lagen bei der Justiz- und Verwaltungsreform, der Korruptionsbekämpfung, bei Minderheitenrechten und bei der Rückkehr von Flüchtlingen. Kapitel 23 über Justiz und Grundrechte gehörte zu den schwierigsten im gesamten EU-Verhandlungsprozess. Aus früheren Beitrittsrunden hat die EU nämlich gelernt, dass EU-konforme Gesetze nicht nur verabschiedet, sondern auch implementiert, also umgesetzt werden müssen. Sie hat deshalb strenge Auflagen vor dem Beitritt verfügt.⁷

⁷ European Commission: Communication from the Commission to the European Parliament and the Council on the Main Findings of the Comprehensive Monitoring Report on Croatia's state of preparedness for EU membership, Brussels, 10.10.2012 COM(2012) 601 final (http://ec.europa.eu/enlargement/pdf/key_documents/2012/package/hr_rapport_2012_en.pdf; letzter Zugriff: 31.07.2013).

Hemmschuh der Beitrittsverhandlungen war lange Zeit nicht nur der Reformstau, sondern auch der seit Jahren schwärende Grenzstreit mit Slowenien, dessen Regierung gegen die Fortsetzung der EU-Verhandlungen im Dezember 2008 ihr Veto einlegte. Ljubljana warf seinem Nachbarn im Streit um die Seegrenzen in der Bucht von Piran unrechtmäßige Ansprüche auf slowenisches Territorium vor. Tatsächlich ging es um Fischereirechte für Tiefseegebiete sowie den Zugang zu internationalen Gewässern. Auch wirtschaftliche Motive spielten eine Rolle, da die Adria-Häfen Koper und Rijeka in starker Konkurrenz zueinander stehen. Kroatien war verbittert, dass der Nachbar Slowenien den gesamten Annäherungs- und Beitrittsprozess blockierte. Durch Vermittlung der EU wurde ein Ausweg aus dem Grenzstreit gefunden. Die Kontrahenten unterzeichneten am 4. November 2009 ein Abkommen, das die Verhandlungsblockade überwand. Man verständigte sich auf ein fünfköpfiges europäisches Schiedsgericht, das nach Abschluss der Beitrittsverhandlungen den endgültigen Grenzverlauf bestimmen soll.⁸

Im Juni 2011 konnte Kroatien die letzten Verhandlungskapitel schließen. Noch im selben Jahr empfahl die Kommission die Aufnahme als 28. Mitgliedsland. Mit großer Mehrheit stimmten der Rat und das Europäische Parlament dem Vorschlag zu. Nur in wenigen Bereichen musste der Kandidat bis zum Beitrittstermin am 1. Juli 2013 noch nacharbeiten.

Wie in allen Vorbeitrittsstaaten war der EU-Annäherungsprozess vor allem ein Elitenprojekt, das übrigens beide politische Lager teilten. Große Teile der Bevölkerung standen und stehen dem Beitritt gleich-

Große Teile der Bevölkerung standen und stehen dem Beitritt skeptisch oder indifferent gegenüber, weil die sozialen Kosten hoch sind.

wohl skeptisch oder indifferent gegenüber, weil die sozialen Kosten hoch sind. Zum Beispiel müssen aufgrund der europäischen Wettbewerbspolitik die Subventionen für Werften und Industrien eingestellt

werden. Durch die Privatisierung sind tausende Arbeitsplätze bedroht. Das national-konservative Lager fürchtet zudem den Verlust nationaler Identität, den Ausverkauf kroatischer Interessen und die Vernichtung einheimischer Gewerbe. Man kritisierte die Arroganz des Westens gegenüber Kroatien sowie die Politik der Konditionalität, die den kroa-

⁸ Marie-Janine Calic: Kroatien und seine Nachbarn. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 17 (2013), 22.04.2013, S. 22-29.

tischen Nationalstolz verletzt. Die Bevölkerung war über den völlig intransparenten Verhandlungsprozess schlecht bis gar nicht informiert. Rund ein Viertel der Bevölkerung fand 2010 den Beitritt eine „schlechte Sache“, die meisten waren unentschieden.

Beim Referendum zum EU-Beitritt Anfang 2012 stimmten schließlich zwei Drittel mit ja. Allerdings lag die Wahlbeteiligung bei lediglich 43,6 Prozent. Eine starke europafeindliche Partei oder Bewegung gibt es jedoch nicht, und angesichts der Aufnahme sieht die Bevölkerung den Prozess wieder in hellerem Licht. Kroatien, das sich seit Jahren um eine konstruktive Gestaltung des Verhältnisses zu seinen Nachbarn bemüht, sieht den EU-Beitritt nicht zuletzt als Chance, sich in der Region als Motor der Stabilisierung zu profilieren. Heute, wenige Wochen nach Gewinnung der Vollmitgliedschaft, fühlen sich die Kroaten ihrer neuen Rolle durchaus gewachsen.

Kroatiens Wirtschaft und Tourismus mit Blick auf den Beitritt zur Europäischen Union

Dr. Siniša Kušić ist Wirtschaftswissenschaftler und Südosteuropaexperte mit dem Schwerpunkt „wirtschaftliche Entwicklung in Kroatien“ und habilitiert sich zur Zeit an der Goethe-Universität Frankfurt am Main.

Innerhalb Jugoslawiens zählte Kroatien zu den wirtschaftlich bedeutendsten Teilrepubliken, wobei der Tourismus stets eine große Rolle spielte. Seit der Unabhängigkeit hat das Land mit enormen strukturellen Veränderungen zu kämpfen und muss, wie der folgende Beitrag belegt, dafür sorgen, dass der Fremdenverkehr angesichts der großen Konkurrenz im Mittelmeerraum ein Motor des Wachstums bleibt.

Kroatien ist seit dem 1. Juli 2013 das 28. Mitglied der Europäischen Union (EU). Nach langjährigen Beitrittsverhandlungen ist es der jungen Republik an der Adria gelungen, in den Kreis der europäischen (Staaten-) Familie zurückzukehren. Nach Ausrufung der staatlichen Unabhängigkeit 1991 und dem NATO-Beitritt im Jahr 2009 konnte Kroatien mit der EU-Mitgliedschaft somit ein weiteres strategisches Ziel erreichen. Der EU-Beitritt erfolgte allerdings mit weitaus weniger Euphorie, als sie noch zu Beginn der Beitrittsverhandlungen bei der kroatischen Bevölkerung festzustellen war. Stattdessen traten die Kroaten der EU mit einer entsprechenden Dosis Realismus bei. Sie taten dies in einer Phase, in der sowohl die EU als auch Kroatien mit den Auswirkungen der weltweiten Wirtschafts- und Finanzkrise zu kämpfen haben. Kroatien trifft es allerdings härter, da zur aktuellen Krise auch die eigenen strukturellen Defizite hinzukommen, wodurch die wirtschaftspolitischen Versäumnisse während der Transformationsphase und eine in weiten Teilen unzureichende Restrukturierung des wirtschaftlichen Sektors sichtbar werden. Eine besondere Rolle innerhalb der kroatischen Wirtschaft spielt der Tourismus, der bereits zu sozialistischen Zeiten, aber auch während der neunziger Jahre – parallel zum umfassenden Transformationsprozess

und der Kriegshandlungen – dazu beigetragen hat, dass der Devisenstrom aufrechterhalten blieb. Nach einer Anpassungsphase hat sich der kroatische Tourismus inzwischen zu einer international bedeutsamen Marke entwickelt.

Die kroatische Wirtschaft – Ausgangslage

Die kroatische Wirtschaft erlebte während der sozialistischen Ära in den fünfziger und sechziger Jahren, also als Folge der nachzuholenden Modernisierung und des Wiederaufbaus nach dem Zweiten Weltkrieg, zunächst eine Phase des Wirtschaftswachstums. Aber bereits seit Mitte der siebziger Jahre hatte der Selbstverwaltungssozialismus mit rückläufigen Wachstumsraten, einer geringen Arbeitsproduktivität und einem Anstieg der Arbeitslosigkeit zu kämpfen. Begleitet wurde dies mit einem Anstieg des Handelsdefizits sowie der Auslandsverschuldung. Spätestens seit 1988 befand sich die Wirtschaft im freien Fall mit einem deutlichen Rückgang der Wirtschaftsleistung und hohen Inflationsraten. Zu diesem Zeitpunkt realisierte die Wirtschaft ein Bruttosozialprodukt von etwa 15 Milliarden US-Dollar, wobei innerhalb des Industriesektors der Schiffsbau, die Erdölindustrie und die chemische Industrie dominierten. Weitere Bereiche des Industriesektors waren der Maschinen- und Elektromaschinenbau sowie die Textil- und Holzverarbeitungsindustrie. Neben der Industrie spielte auch der Tourismus eine wichtige Rolle.

Parallel zur Ausrufung der staatlichen Unabhängigkeit 1991 und der Systemtransformation erlebte Kroatien einen weiteren Einbruch der Wirtschaftstätigkeit. Die typischen Begleitumstände waren ein drastischer Rückgang der Industrieproduktion, ein Anstieg der Arbeitslosigkeit, sinkende Realeinkommen und ein entsprechend sinkender Lebensstandard breiter Bevölkerungsschichten. Allein 1991 ging das Bruttoinlandsprodukt um 23 Prozent zurück, die Industrieproduktion sank sogar um 28 Prozent. Zwischen 1991 und 1993 halbierte sich die kroatische Industrieproduktion und läutete damit gleichzeitig den Prozess der Deindustrialisierung ein.¹ Dieser Prozess war eng verbunden mit einem Bedeutungsverlust der Stahlindustrie und des Maschinenbaus, zugleich war der primäre Sektor mit etwa 9 Prozent des Bruttoinlandsprodukts

¹ Jens Reuter: Wirtschaftliche und soziale Probleme Kroatiens. In: Südosteuropa 42 (1993), Nr. 9, S. 475-490, hier S. 476.

im Vergleich zu westlichen Industriestaaten überproportional ausgeprägt.

Der drastische Rückgang der kroatischen Wirtschaftstätigkeit hatte mehrere Gründe. Neben dem plötzlichen Verlust des gemeinsamen jugoslawischen Binnenmarktes hatte man auch mit der Erblast der sozialistischen Ära zu kämpfen. Nicht unbedeutender waren die Auswirkungen des Krieges, etwa die Zerstörung von Industrieanlagen, Unterbrechung der Verkehrswege sowie die Landesverteidigung als Reaktion auf

die Aggression seitens der jugoslawischen Volksarmee und serbischer Freischärler, die in der ersten Phase der Transformation enorme Ressourcen des Landes verschlungen hatte.

Zu Beginn der neunziger Jahre brach die Wirtschaft Kroatiens, besonders die Schwerindustrie, auf breiter Front ein.

Somit verwundert es nicht, dass der Wirtschaftseinbruch in Kroatien weitaus stärker ausgefallen ist als in den übrigen Transformationsstaaten. Dafür, dass auch die wirtschaftliche Erholung wesentlich später einsetzte, waren neben den erwähnten spezifischen Rahmenbedingungen auch wirtschaftspolitische Entscheidungen, mangelnde Rechtssicherheit, Produktivitätsdefizite sowie das gewählte Privatisierungsmodell mitverantwortlich. Im Gegensatz etwa zu Ungarn, Tschechien, Estland und Polen haben ausländische Direktinvestitionen (ADI) im kroatischen Privatisierungsprozess mit Ausnahme des Telekommunikationssektors und des Bankensektors in den neunziger Jahren nur eine untergeordnete Rolle gespielt. Der Privatisierungsprozess, der rückwirkend als „Insiderprivatisierung“ charakterisiert werden kann, wurde hauptsächlich in Form von Management- und Worker-Buyout durchgeführt, sodass Kapitalakkumulation und Know-how-Transfer zur Durchführung dringend notwendiger Modernisierungs- und Restrukturierungsmaßnahmen eher verhindert wurden.² Eine unmittelbare Folge war die mangelnde internationale Konkurrenzfähigkeit weiter Teile der kroatischen Wirtschaft. Besonders anschaulich lässt sich dies an einem der wichtigsten Wirtschaftszweige Kroatiens dokumentieren – dem Tourismus.

Tourismus

Der Tourismus hat in Kroatien eine lange Tradition und war bereits zu sozialistischen Zeiten eine verlässliche Devisenquelle. Seinen eigentli-

² Siniša Kušić: Privatisierung im Transformationsprozess. Das Beispiel der Republik Kroatien. Wiesbaden 2001.

chen Boom erlebte er mit dem Aufkommen des Massentourismus, entsprechend wurden große Investitionen Ende der sechziger bis Anfang der siebziger Jahre vorgenommen. Dem Massentourismus angepasst handelte es sich um Hotelburgen mit durchschnittlich über 270 Betten – überwiegend mit zwei Sternen –, wobei der damalige Tourismussektor wie andere Wirtschaftszweige von „selbstverwalteten“ Gesellschaftsunternehmen kontrolliert wurde. Diese bildeten durch horizontale und vertikale Integration regelrechte Agglomerate mit lokaler und regionaler Monopolstellung. Daneben wurde eine Gruppe kleiner privater Anbieter in Form von Familienpensionen und Restaurants geduldet, wobei diese einer Reihe von Beschränkungen wie etwa der Anzahl der Betten und der Beschäftigten ausgesetzt waren. Dieses systematisch marginalisierte private Tourismusangebot war außerstande, eine ernsthafte Konkurrenz zum gesellschaftlichen Tourismussektor zu bilden. Insgesamt war die überkommene Wirtschaftsstruktur unfähig, sich einem verändernden internationalen Tourismusangebot

Der Tourismus in Kroatien war seit Ende der achtziger Jahre nicht mehr in der Lage, mit der marktwirtschaftlich organisierten Konkurrenz anderer Mittelmeerstaaten mitzuhalten.

Die Schachbrettfahne (kroatisch „Šahovnica“)

Eigentlich ist dies ein Schimpfwort neueren Datums und vermutlich serbischer Herkunft für das historische kroatische Wappen. Mit der Zeit haben die Kroaten aber das Wort selber übernommen, als eine Art Spitznamen, aber mit zweifellos positiver Konnotation.

Es gibt zahlreiche Mythen und Legenden um die Entstehung und historische Entwicklung des kroatischen Wappens, aber zwei Tatsachen können auch die größten Zyniker nicht bestreiten:

Erstens: Das Wappen mit den 25 rot-weißen Quadraten wird seit dem 10. Jahrhundert offiziell als Symbol für das Kroaten-tum verwendet. Zweitens: Kein anderer Staat und keine Nation haben oder hatten jemals in ihrer heraldischen Selbst-Identifizierung ein solches „Schach“-Motiv.

Praktischer Hinweis: Wenn Sie einen Kroaten kennenlernen, der auffällig und betont sein Nationalwappen mit einem weißen Quadrat am Anfang hervorhebt, dann wissen Sie, dass es sich um einen Rechten und Nationalisten handelt. Alle anderen (Linke und Menschen der Mitte und die Verfassung der Republik Kroatien) werden Ihnen ganz unaufgeregt sagen, dass ihr Wappen mit einem roten Quadrat anfängt.



Renato Baretić

anzupassen und langfristig mit der marktwirtschaftlich organisierten Konkurrenz aus anderen mediterranen Tourismuszielen mitzuhalten. Das Resultat war ein kontinuierlicher Rückgang der Übernachtungszahlen von 68,2 Millionen im Rekordjahr 1986 auf 52,5 Millionen 1990. Zu diesem Zeitpunkt steuerte der Tourismus etwa 10 Prozent zum Sozialprodukt bei und war weiterhin Haupteinnahmequelle für Deviseneinkünfte.

Die Kriegshandlungen im Land selbst, aber auch in der unmittelbaren Nachbarschaft, führten zu einem Einbruch der Übernachtungszahlen, da insbesondere die Tourismusbranche sensibel auf eine verschlechterte Sicherheitslage reagiert. Allerdings konnten auch zu Beginn der neunziger Jahre, als in Teilen des Landes noch gekämpft wurde, das im Nordwesten gelegene Istrien sowie einige Inseln der Kvarner Bucht eine nicht unbedeutende Anzahl von Gästen aus Deutschland, Österreich und Italien mit attraktiven Angeboten anlocken und somit dafür sorgen, dass der Devisenstrom nicht gänzlich zum Erliegen kam. Erst nach Rückeroberung der von aufständischen Serben besetzten Gebiete rund um Knin im Sommer 1995 und der damit beendeten Kampfhandlungen im ganzen Land konnten sich auch die weiter südlich gelegenen touristischen Ziele entlang der Adria erholen. Insbesondere Dubrovnik und die Touristenorte rund um Split verzeichneten in dieser Zeit einen Aufwärtstrend. Um allerdings den Anschluss an die mediterrane Konkurrenz gewinnen zu können, hätte in der zweiten Hälfte der neunziger Jahre eine Privatisierung und Restrukturierung der Staats- bzw. Gesellschaftsunternehmen im Tourismus erfolgen müssen, da auch Jahre nach dem Zerfall des sozialistischen Wirtschaftssystems ein beachtlicher Teil der Tourismusunternehmen noch in den Händen staatlicher Banken oder des staatlichen Privatisierungsfonds verblieb. Es fehlte an finanzstarken und innovativen Unternehmen, die Know-how und Kapital zu einem produktiven Mix hätten verbinden können, um sich im internationalen Wettbewerb zu behaupten. Charakteristisch für diese Phase war zudem, dass abgesehen von einigen „Filetstücken“ in Istrien und in Dubrovnik relativ wenige Hotelanlagen in die Hände von ausländischen Investoren mit touristischer Kernkompetenz übergingen und insgesamt der Zufluss an ADI gering blieb.

Die Situation änderte sich mit der Annäherung Kroatiens an die EU, die mit einem veränderten Privatisierungsansatz, einer weiteren Öffnung gegenüber ausländischem Kapital und einem insgesamt freundlicheren Investitionsklima einherging. In diesem Zusammenhang spielt auch die

erfolgreiche Konsolidierung des Bankensektors nach der Bankenkrise 1998 eine entsprechende Rolle.³ Insbesondere seit Beginn der Beitrittsverhandlungen 2005 wurde entlang der Küste viel investiert, sowohl direkt in die bestehenden Hotelanlagen als auch in die gesamte Infrastruktur. Zahlreiche Hotelanlagen gingen in dieser Zeit im Zuge der Privatisierung in ausländische Hände über, einige wurden in internationale Hotelketten eingegliedert. Deutliche Qualitätsverbesserungen waren die Folge. Die inzwischen fertiggestellte Autobahnverbindung von der Grenze zu Slowenien über Zagreb bis nach Dalmatien hat wesentlich zur verbesserten Lage der weiter südlich gelegenen Ziele beigetragen, u. a. indem Transportzeiten sowie die Anreisezeit für Touristen deutlich verkürzt werden konnte. In den letzten Jahren wurden zudem einige neue hochwertige Hotelanlagen fertiggestellt, sodass das touristische Angebot dementsprechend breiter geworden ist. Neben Hotels aller Kategorien (überwiegend 3 bis 5 Sterne) sind weiterhin der Camping- bzw. der FKK-Tourismus sowie der nautische Tourismus stark vertreten. Insbesondere der nautische Tourismus verzeichnete in den letzten Jahren hohe Zuwachsraten.

Insgesamt hat sich der kroatische Tourismus zu einem bedeutenden Handelsfaktor entwickelt, wie dies die enormen Zuwachszahlen in den vergangenen Jahren bestätigen. Selbst im Krisenjahr 2010, als der Tourismus in einigen Tourismuszielen einbrach, konnte Kroatien ein Plus von 7 Prozent verbuchen. Nicht zuletzt konnte das Land an der Adria von den Ereignissen in Griechenland profitieren, die zur Folge hatten, dass dort der Tourismus einen Rückgang um 5 Prozent verbuchen musste. Aufgrund der negativen Berichterstattung über die Zustände in Griechenland entschieden sich viele Urlauber für andere Ziele; Kroatien war dabei einer der Nutznießer, wie aus der ungewöhnlich hohen Zahl der Spätbuchungen zu schließen war.

Allein im Jahr 2011 hatte das Land gut 11 Millionen Gäste mit über 60 Millionen Übernachtungen, was einen weiteren Anstieg von ca. 7 Prozent bedeutete. Von den 11 Millionen Gästen waren allein 9,9 Millionen ausländische Gäste, wobei allein 5,3 Millionen Nächtigungen auf das Konto österreichischer Gäste gingen, die damit Italien als bislang drittstärksten Markt nach Deutschland und Slowenien überholt haben. Die meisten Touristen zog Istrien an, hier konnten 32 Prozent der

3 Siniša Kušić: Croatia. Advancing Political and Economic Transformations. In: Southeast European and Black Sea Studies 6/2006, S. 65-81.

Gesamtübernachtungen verbucht werden. Auch 2012 war ein überaus erfolgreiches touristisches Jahr mit einem leichten Zuwachs in den Übernachtungszahlen, sodass man mit knapp 63 Millionen Übernachtungen ein Rekordergebnis seit der staatlichen Unabhängigkeit verbuchen konnte. Gleichzeitig gingen allerdings die Einnahmen zurück, was laut offiziellen kroatischen Stellungnahmen auf die angespannte wirtschaftliche Lage in einigen Ländern – insbesondere in Italien – zurückzuführen sei. Nach Berechnungen der Raiffeisenbank lagen die

Für die kroatische Volkswirtschaft spielt der Tourismus eine größere Rolle als der Fremdenverkehr in Italien oder Spanien.

durchschnittlichen Ausgaben ausländischer Touristen in den ersten drei Quartalen 2012 mit 104 Euro pro Übernachtung um 16 Prozent niedriger als noch im Vorkrisenjahr 2008.

Nach Eurostat-Erhebungen war der Tourismus im Jahr 2012 mit knapp 15 Prozent am Bruttoinlandsprodukt beteiligt. Er hat damit für Kroatiens Volkswirtschaft eine größere Bedeutung als der Fremdenverkehr für Spanien oder Italien.

Um den positiven Trend der letzten Jahre auch künftig fortzuführen, muss sich der kroatische Tourismus immer wieder an Nachfrageveränderungen und internationale Trends anpassen. Sonne, Meer und gutes Essen alleine werden nicht ausreichen, will man die Einnahmen aus dem Tourismus signifikant erhöhen.⁴ Dazu wird vielmehr ein differenziertes Angebot notwendig sein und vor allem eine Verlängerung der Saison, die sich zurzeit bestenfalls auf drei, in einigen Regionen gar nur auf zwei Monate erstreckt. Notwendig dafür sind ein langfristiger Entwicklungsplan sowie entsprechende Investoren. Anfang 2013 hat das Tourismusministerium die Strategie für die Entwicklung des Sektors bis 2020 vorgelegt. Das Dokument beziffert das Investitionspotenzial der Branche bis 2020 auf 7 Milliarden Euro. Der größte Teil entfällt mit 2,2 Milliarden Euro auf neue Hotels mit insgesamt 20.000 Gästezimmern. Für die Modernisierung von bestehenden Anlagen setzt die Strategie einen Betrag von 825 Millionen Euro an. Einen weiteren Investitionsschwerpunkt sollen Klein- und Familienhotels bilden, der Investitionsbedarf wird dabei auf knapp 300 Millionen Euro veranschlagt. Für diese Betriebe will die kroatische Entwicklungsbank (HBOR) vergünstigte Investitions-

⁴ „Kroatien will Qualität im Tourismus anheben“ (<http://www.gtai.de/GTAI/Navigation/DE/Trade/maerkte,did=775920.html>; letzter Zugriff: 31.07.2013).

darlehen vergeben. Für verbesserte Wettbewerbsfähigkeit soll zudem der 2013 auf 10 Prozent abgesenkte Mehrwertsteuersatz für Restaurantdienstleistungen sorgen.

Ein Großteil der geplanten Projekte wird nur in Verbindung mit ausländischen Direktinvestitionen realisiert werden können. Der erfolgte EU-Beitritt dürfte dabei sowohl den Tourismus weiter beflügeln als auch für weiteren Zustrom an ADI sorgen. Für die Touristen werden spätestens nach Aufnahme Kroatiens in den „Schengen-Raum“ die Grenzkontrollen wegfallen und somit die Einreise erleichtern. Stundenlanges Warten an den Grenzkontrollen dürfte dann der Vergangenheit angehören. Bereits ab diesem Jahr werden Zollkontrollen wegfallen. Auf der anderen Seite sollte der EU-Beitritt auch für potenzielle Investoren mit Erleichterungen bzw. dem Wegfall von bürokratischen Hürden verbunden sein. Bisher sind große Greenfield-Investitionen⁵ häufig an langwierigen Planungs- und Ausschreibungsverfahren gescheitert. Der EU-Beitritt bedeutet daher zugleich für ausländische Investoren mehr Rechtssicherheit und höhere Transparenz.

EU-Beitritt und Perspektiven für die Wirtschaft

Die Erfahrungen der bisherigen EU-Beitrittsländer zeigen, dass die wirtschaftliche Entwicklung nach Aufnahme in die EU wesentlich davon abhängt, wie gut das jeweilige Land auf den scharfen Wettbewerb des EU-Binnenmarktes vorbereitet und die Wirtschaftsstruktur an die Anforderungen angepasst war. Es geht dabei vor allem um die Fähigkeit, mit eigenen Produkten auf internationalen Märkten zu konkurrieren, die Marktanteile zu vergrößern und die Realeinkommen langfristig zu steigern. Unmittelbar nach Zerfall des gemeinsamen jugoslawischen Marktes konnte Kroatien zwar einen Anstieg der EU-Exporte verbuchen, seit über zehn Jahren muss allerdings – trotz asymmetrischer Handelserleichterung – eine Stagnation festgestellt werden. Die Tatsache, dass man trotz Handelspräferenzregelung die EU-Kontingente nicht ausnutzen konnte, lässt auf Probleme in den Bereichen Preis/Qualität und Vermarktung kroatischer Produkte auf westlichen Märkten schließen. Pro-

⁵ Darunter ist die Neuerrichtung von Produktionsanlagen auf bisher unbebautem Gelände, gewissermaßen „auf der grünen Wiese“, zu verstehen (daher der Begriff). In der Regel handelt es sich um ausländische Investoren, die in einem anderen Land – hier also in Kroatien – tätig werden möchten (Anm. d. Redaktion).

blematisch ist außerdem die Außenhandelsstruktur, da bislang nur ein geringer Wandel der Handelsstruktur erfolgt ist, d. h. Rohstoffe und arbeitsintensive Produkte dominieren weiterhin den Handel mit der EU. Zudem lässt eine hohe Konzentration bzw. eine wenig aufgefächerte Produktpalette auf eine langsame Anpassung an die EU-Handelsstrukturen schließen.

Zusammenfassend lässt sich eine noch immer unzureichende Wettbewerbsfähigkeit der kroatischen Wirtschaft attestieren, was auch ein Blick auf verschiedene internationale Wirtschaftsrankings (z. B. Global Competitiveness Ranking) bestätigt. Der EU-Beitritt wird einen zusätzlichen Druck auf notwendige Anpassungen ausüben und die Wirtschaft zu höherer Wettbewerbsfähigkeit zwingen. Dies gilt umso mehr, wenn man bedenkt, dass der EU-Beitritt zugleich den Rückzug aus der CEFTA⁶ und damit veränderte Handelsbedingungen mit Ländern außerhalb der EU beinhaltet. In diesem Zusammenhang spielen insbesondere Bosnien und Herzegowina und die anderen südosteuropäischen Nachbarn eine Rolle, auf deren Märkten kroatische Unternehmen bislang überaus erfolgreich agieren konnten. Die notwendige Anpassung kann ohne ausländisches Kapital allerdings nur schwer gelingen. Voraussetzung dafür sind eine effizientere öffentliche Verwaltung, weniger Bürokratie und ein verbessertes Investitionsklima, damit langfristig marktorientiertes ausländisches Kapital angezogen werden kann. Für die Verbesserung der institutionellen Rahmenbedingungen wird es wiederum entscheidend sein, inwieweit es Kroatien in den kommenden Jahren gelingen wird, aus den bereitgestellten EU-Fonds einen entsprechend hohen Anteil abzurufen. Litauen könnte hier eine Vorbildfunktion spielen, da es mit über 60 Prozent der abgerufenen Mittel mit an der Spitze aller EU-Mitgliedsländer steht.

Der Phase des Wirtschaftswachstums mit durchschnittlich 4 bis 5 Prozent Wachstum zwischen 2000 und 2008, das insbesondere auf gestiegener Binnennachfrage basierte und mit einer kräftigen Zunahme der Konsumentenkredite einherging, ist seit 2009 eine Phase des Wirtschaftseinbruchs und der Stagnation gefolgt. Aufgrund der gegenwärtig angespannten wirtschaftlichen Lage, eines enormen Anstiegs der Ar-

6 CEFTA steht für „Central European Free Trade Agreement“ und bezeichnet ein 1992 gegründetes Freihandelsabkommen, dem heute eine Reihe von Staaten Südosteuropas angehört. Die Mitgliedschaft gilt aufgrund der damit verbundenen Bedingungen als Vorstufe zum Beitritt zur Europäischen Union (Anm. d. Redaktion).

beitslosigkeit und steigender Preise für lebensnotwendige Güter, die das verfügbare Einkommen der Haushalte belasten, wird künftiges Wirtschaftswachstum nur über eine vermehrte Exporttätigkeit zu generieren sein, zumal sich die Möglichkeiten, an Kredite zu kommen, im Lande deutlich verschlechtert haben. Unter diesen Rahmenbedingungen verstärkt sich unter den jungen, überwiegend gut ausgebildeten Kroaten der Wunsch, ihre Heimat zu verlassen und in Westeuropa ihr Glück zu suchen. Sollte es den verantwortlichen Akteuren nicht gelingen, Antworten auf die wirtschaftlichen Probleme zu geben und das Land möglichst bald auf den Wachstumspfad zurückzubringen, wird der EU-Beitritt die Gefahr des „brain drain“ verstärken, auch dann, wenn einige Länder wie Deutschland und Österreich eine Übergangszeit der Arbeitnehmerfreizügigkeit für Arbeitnehmer aus Kroatien durchsetzen werden.

Die gegenwärtige schlechte Wirtschaftslage verstärkt den Wunsch vieler junger gut ausgebildeter Kroaten, ihre Heimat zu verlassen.

Ausblick

Die Annäherung Kroatiens an die EU und insbesondere der Prozess der Beitrittsverhandlungen waren wichtig für den Abschluss der Transformation in Richtung Marktwirtschaft und Demokratie. Sie haben das Land in den vergangenen Jahren nachhaltig verändert und gleichzeitig die strukturellen und institutionellen Defizite Kroatiens offengelegt. Dem neuen EU-Mitglied werden die Strukturhilfen aus den EU-Fonds künftig helfen, den notwendigen Umbau der institutionellen Rahmenbedingungen voranzutreiben und die wirtschaftliche Wettbewerbsfähigkeit zu verbessern. Eine entscheidende Rolle wird dabei der Absorptionsfähigkeit des Landes bezüglich der bereitgestellten EU-Mittel zukommen. Zugleich kann die EU-Mitgliedschaft als Katalysator für die notwendige mentale Transformation der kroatischen Gesellschaft fungieren, indem alte Denk- und Verhaltensmuster abgelegt werden. Nur so kann die große Kluft zwischen formellen und informellen Institutionen überwunden und das Investitionsklima nachhaltig verbessert werden. Der EU-Beitritt bringt dem Land damit neben großen Herausforderungen auch Chancen, die es zu nutzen gilt.

Rolle und Bedeutung der katholischen Kirche Kroatiens

Prof. Dr. Željko Tanjić ist Rektor der Kroatischen Katholischen Universität. Zuvor war er Lehrstuhlinhaber für Fundamentaltheologie an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Zagreb und Chefredakteur der Theologischen Zeitschrift „Bogoslovska smotra“.

Nach Ansicht des Autors ist der Einfluss der katholischen Kirche in Kroatien kleiner als in den Medien zu hören und lesen ist, vor allem ihr Einfluss auf Entwicklungen in Kultur, Wissenschaft, Politik und den Medien. Wegen der Folgen des Kommunismus, aber auch der eigenen Unfähigkeit, sich in den ersten Jahren mit der Demokratie zurechtzufinden, konnte die Kirche kaum Einfluss auf die kroatischen Eliten erlangen, hat sich jedoch zugleich ihr Ansehen in der Bevölkerung bewahren können.

Einführung: Eine komplexe Frage ohne eindeutige Antwort

Welche Bedeutung und Rolle hat die katholische Kirche in Kroatien? Es ist überhaupt nicht einfach, diese Frage zu beantworten, denn es geht um eine Frage, auf die es keine eindeutige Antwort gibt. Ich denke, alle würden der Behauptung zustimmen, dass die katholische Kirche in Kroatien die langlebigste Institution mit ununterbrochenem Bestehen in der komplexen Geschichte des kroatischen Volkes ist. Dieses Volk lebte während des größten Teils seiner historischen Existenz in aufgezwungenen staatlichen Verhältnissen ohne völlige Unabhängigkeit, und dabei war die katholische Kirche eine der wichtigsten Institutionen, die für die Erhaltung seiner nationalen und kulturellen Identität sorgte. „Trotz aller Zweideutigkeiten blieb die Kirche der wichtigste moralische Schiedsrichter der kroatischen Gesellschaft, ungeachtet dessen, dass Kroaten, aber auch die Kirche, zu oft auf beiden Seiten der modernen Aufteilungen standen“¹, betont der bedeutende kroatische Historiker Ivo Banac,

¹ Ivo Banac: *Hrvati i Crkva. Kratka povijest hrvatskog katoličanstva u modernosti*. Zagreb, 2013, S. 153.

langjähriger Professor an der amerikanischen Yale-Universität. Alles, was in dieser Behauptung steckt, findet allerdings keinen Konsens in den unterschiedlichen Ansichten und Auffassungen über die katholische Kirche in Kroatien. Ihre Bedeutung und Rolle in der kroatischen Geschichte, aber auch in der heutigen Zeit, werden durch sehr verschiedene hermeneutische Ansätze gedeutet.

Spielt die katholische Kirche in Kroatien eine große Rolle?

Mein Ansatz beginnt mit einer einfachen These: Die Bedeutung und Rolle der katholischen Kirche in Kroatien sind nicht so groß und stark, wie sie, im Gegensatz zu landläufigen Meinungen, einem kundigen oder unkundigen Betrachter auf den ersten Blick erscheinen könnten. Diese These mag überraschen angesichts der Tatsache, dass sich auch bei der jüngsten Volkszählung in der Republik Kroatien 86,28 Prozent der Bevölkerung als Katholiken bezeichneten. Obwohl in der Öffentlichkeit eine lebhafte Diskussion darüber geführt wurde, dass im Vergleich zur Volkszählung im Jahr 2001 die Anzahl der Katholiken um 1 Prozent gesunken ist, halte ich diesen Prozentsatz für unbedeutend angesichts einer Vielzahl anderer Variablen, einschließlich der Tatsache, dass die katholische Kirche in den letzten zehn Jahren in den Medien berechtigter- oder unberechtigterweise einer großen Anzahl von Angriffen und Kritik ausgesetzt war.

Darüberhinaus steht meine These im Gegensatz zu jenen Positionen, die in der Öffentlichkeit und den Medien oft den übermäßigen Einfluss der Kirche auf das soziale und politische Leben betonen, der die Grenzen des säkularen, weltlichen und religiösen Raumes überschreite. Dementsprechend werde in letzter Zeit, so manche Kommentatoren, „moralische Panik“ verbreitet, dass sich in Kroatien eine „konservative Revolution“ vollziehe, besonders mit Blick auf die Initiative des Vereins „Im Namen der Familie“, der mehr als genug Unterschriften für eine Volksabstimmung gesammelt hat, um die Definition der Familie als Gemeinschaft zwischen Mann und Frau in die kroatische Verfassung aufzunehmen. Dies führte zu einer großen Diskussion in der kroatischen Öffentlichkeit.

Die Bedeutung der katholischen Kirche in Kroatien ist nicht so groß, wie sie im Gegensatz zu landläufigen Meinungen erscheint.

Aber die Wirklichkeit sieht in vielerlei Hinsicht anders aus. Noch vor ein paar Jahren, in der Regierungszeit der konservativen Partei HDZ, wurde das Gesetz zur Bekämpfung von Diskriminierung verabschiedet. Kroatien hat noch immer ein liberales – im kommunistischen Jugoslawien 1978 verabschiedetes – Gesetz über den Schwangerschaftsabbruch. Der kroatische Präsident bekennt sich als Agnostiker und der Premierminister als Atheist, genauso wie die Mehrheit der kroatischen politischen und kulturellen Eliten. Es gibt noch eine Reihe weiterer Beispiele, die zeigen, dass sich Kroatien viel schneller in eine säkulare Richtung bewegt hat als viele andere Länder mit entwickelter Demokratie.

Während einige natürlich glauben, man sei zu weit gegangen, ist es für andere immer noch zu langsam, aber beide übersehen, dass sich Kroatien und damit auch die Kirche in Kroatien in einer Situation befinden, die man als „Ungleichzeitigkeit der Zeit“ bezeichnen könnte. – Was bedeutet das? Obwohl wir die chronologische Zeit mit allen anderen in Europa teilen, bedeutet das nicht, dass wir auch die Gleichzeitigkeit des Geistes, der Entwicklung und des Lebens gemeinsam haben – im Guten wie im Schlechten.

Der Glagolitizismus in der kroatischen Kulturtradition

„Drei Schriften – Drei Sprachen. Kroatische Schriftdenkmäler und Drucke durch die Jahrhunderte“ lautete der Titel einer herausragenden kroatischen Ausstellung, die 2002 in Berlin veranstaltet wurde, ebenso wie der Titel ihres text- und bildreichen Katalogs. Tatsächlich ist der öffentliche Gebrauch von drei Sprachen – des Kroatischen, des Lateinischen und des Altslawischen – auch in drei Schriften, der lateinischen, der glagolitischen und der kyrillischen im kroatischen Kulturraum seit dem Frühmittelalter ohne Unterbrechung bis ins 19. Jahrhundert durch epigraphische, kodicologische und archivalische Quellen reich bezeugt. Die glagolitische Seite dieser Vielfalt äußerte sich nicht nur im Gebrauch der kroatischen und der altslawischen Sprache in glagolitischer Schrift (der um 860 entstandenen ältesten Schrift



Messbuch von 1631 in glagolitischer Schrift

für die slawischen Sprachen), sondern auch dadurch, dass in der katholischen Liturgie das Missale und das Stundenbuch in altslawischer, das Römische Rituale in kroatischer Sprache verfasst war und verwendet wurde. Dies markierte vor den Reformen des Zweiten Vatikanischen Konzils die einzige muttersprachliche Ausnahme von der Verwendung des Lateinischen in der Liturgie der katholischen Kirche, die zugleich eine über tausendjährige Tradition darstellte.

Slavko Kovačić

Kirche und Kultur

Neben den angeführten Beispielen bezieht sich die Behauptung eines eher geringen Einflusses der Kirche in erster Linie auf jene Bereiche des Lebens, die in modernen Gesellschaften den Zustand ihres Geistes widerspiegeln und Ausdruck ihrer Kreativität sind: Kultur, Kunst, Medien, Wissenschaft und auch Politik. Besonders im Bereich der Kultur ist der Einfluss der Kirche sehr schwach, es sei denn, man nimmt eine retrospektiv-historische Sichtweise ein. „Man kann sagen, dass die ganze Kultur in Kroatien völlig säkularisiert und antichristlich ist. Im Kommunismus war die Kultur ganz getrennt von der Kirche und von jedem christlichen Einfluss, sodass ganze Generationen, die heute in der kroatischen Kultur wirken und andere Generationen ausbilden, mit Indifferenz und oder sogar Aggressivität gegen die Kirche aufgewachsen und ausgebildet worden sind“², betont der Theologe Ivica Raguž.

Man sollte natürlich versuchen, nicht in einseitiger oder oberflächlicher Weise die kommunistische Zeit für jedes Ungemach nicht nur der Kirche, sondern auch der kroatischen Gesellschaft verantwortlich zu machen. Es bleibt jedoch klar, dass diese Zeit eine vollkommene Unterbrechung der Anwesenheit der Kirche im kulturellen und öffentlichen Leben bedeutete. Andererseits entwickelte sie gerade während des Kommunismus durch ihre Überlebensstrategie eine Art „Gegengesellschaft“, die reich an Geist, Verlagstätigkeit und pastoralen Aktivitäten im Einklang mit den Beschlüssen des Zweiten Vatikanischen Konzils war. Sie war der materiellen und sonstigen Macht beraubt, aber ihr größter Verlust war nicht der Verlust ihres Vermögens, sondern die Verbannung aus der Öffentlichkeit, wobei sich die Kirche auf die Arbeit und Präsenz im Volk konzentrierte und auf diese Weise versuchte, die ihr aufgezwungene Kluft zu überwinden.

In den neunziger Jahren hat sich die Situation jedoch schnell verändert. Die lang ersehnte, aber unerwartete Freiheit, die allerdings gleich durch den Krieg unterbrochen wurde, bot einerseits zahlreiche Chancen, zeigte andererseits aber auch, wie schwer es der Kirche fiel, sich im öffentlichen Raum zu orientieren, was in Hinblick auf ihre

In der Zeit des Kommunismus war die Kirche aus dem kulturellen und öffentlichen Leben völlig ausgeschlossen.

² Ivica Raguž: Zwei Skizzen zur Neuevangelisierung in Kroatien. In: Korrespondenzblatt, Pontificium Collegium Germanicum et Hungaricum, Rom, 2011, S. 63.

langjährige Isolation allerdings nicht überrascht. In dieser Zeit fand sich die Kirche auch deshalb ziemlich schlecht zurecht, weil sie in ihrer Wahrnehmung die Rolle des Staates und der Gesellschaft nicht unterschieden hat, obwohl ich zugebe, dass es in der damaligen Situation in Kroatien wichtig war, der Bildung des Staates als Rahmen für die Gestaltung der Gesellschaft Vorrang einzuräumen.³

Kirche und kommunistisches Erbe

Die Kirche teilte die Freude des kroatischen Volkes über die wiedergewonnene Unabhängigkeit, durchlebte die Kriegsergebnisse, die einige Fragen, wie beispielsweise die Frage der Lustration und systematischer Erwägung des Verhältnisses zum Kommunismus, vollkommen verdrängten. Dabei bemerkte sie nicht, dass die früheren Akteure aus dem kommunistischen Umfeld die Last der Sorge für den Staat ablegten und nach anfänglicher Orientierungslosigkeit und Rückzug ihre Präsenz in der Gesellschaft, in Kultur, Kunst und Wissenschaft sowie in den Medien und im zivilen Sektor verstärkten. Sie ersetzten die marxistische Ideologie durch unterschiedliche postmoderne philosophische Ausrichtungen und beherrschten vollkommen die gesellschaftliche, kulturelle und wissenschaftliche Szene. Ihre eigene Rolle während des Kommunismus relativierten sie oder schrieben einfach neue, den Anforderungen der Gegenwart angepasste Biografien, um sich vor allem als Menschen mit kosmopolitischen Ansichten ohne jede – vor allem nationale – Engstirnigkeit darzustellen. Dabei stellten sie alles in Frage, was mit dem Nationalen verbunden war: Kultur, Tradition, Identität, und bezeichneten diese als antimodern, chauvinistisch, nationalistisch oder fremdenfeindlich.

Kroatien, und damit auch die Kirche in Kroatien, war gezwungen, in kurzer Zeit Antworten auf alle jene Fragen zu finden, mit denen sich der Westen jahrhundertlang, besonders seit der Aufklärung, beschäftigt und im Prozess der Bildung der Nationalstaaten und einer lang andauernden Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte befasst hatte. Bis heute scheint diese Auseinandersetzung in Kroatien noch nicht vollkommen abgeschlossen zu sein. Die Frage nach dem Verhältnis zur Vergangenheit sorgt noch immer für Polemik. Einzelpersonen und Institu-

3 Vgl. Ivan Rogić: *Tehnika i samostalnost. Okvir za sliku treće hrvatske modernizacije*, Hrvatska sveučilišna naklada. Zagreb 2000, S. 535.

tionen sehen sich mit Themen wie Heimatkrieg, Versöhnung und Kriegsverbrechen, Erinnerung, wirtschaftliche Rückständigkeit und politische Unreife konfrontiert. Europa, aber auch alle, die nach besseren Lebensverhältnissen streben, fordern, dass in einem kurzen Zeitraum alle Elemente einer reifen, demokratischen, modernen Gesellschaft in Übereinstimmung zu bringen sind. Das erscheint schon vom psychologischen Standpunkt aus als unmöglich, vor allem angesichts latent vorhandener Aggressionen, des fortdauernden Transitionsprozesses und einer vollkommenen Aufsplitterung der Gesellschaft – und aktuell zusätzlich in einer Zeit der tiefen Krise in Europa.

Die Paradoxien der kroatischen Gesellschaft

Von diesem Standpunkt aus betrachtet, sind in der kroatischen Gesellschaft einige Paradoxien zu bemerken. Sie ist in sich selbst gleichzeitig prämodern, modern und postmodern. Obwohl es zwischen den beiden Weltkriegen Auseinandersetzungen des Integralismus katholischen, kommunistischen und liberalen Typs gab, kam es in Kroatien zu dem, was der engagierte Christ und Religionssoziologe Željko Mardešić als „Oktober vor der Bastille“ bezeichnete bzw. zur kommunistischen Revolution vor der Bildung der Bürgergesellschaft.⁴ Im Zuge einiger Modernisierungsrunden, die dabei stattfanden, kamen auch wir in der Kirche mit der Entwicklung nicht so gut zurecht.⁵

Einige finden, die Unabhängigkeit sei in bestimmten kirchlichen Kreisen Anlass für eine Retraditionalisierung und eine Stärkung des politischen Katholizismus gegenüber dem im Einklang mit dem Konzil stehenden Christentum gewesen, woraus auch die Gefahr resultiere, die gesunde Idee und Bedeutung des Nationalstaates durch einen Nationalismus zu kompromittieren. Daher liege das Paradox der modernen kroatischen Gesellschaft, so Mardešić, in der Stärkung zweier Bestimmungen mit prämodernen Eigenschaften: der katholischen und kommunistischen, die beide von feudalen Elementen geprägt sind. Dabei darf nicht vergessen werden, dass den größten Nutzen aus dem Transitionsprozess die ehemaligen kommunistischen Eliten und Managergruppen gezogen haben, die ihrem Profil nach jenem Typ der kroatischen Elite

⁴ Željko Mardešić: Oktobar prije Bastille. In: *Obnovljeni život* 45 (1990) H. 4, S. 217–218.

⁵ Vgl. Gordan Črpić: Mogućnost i poteškoće modernizacije hrvatskog društva u perspektivi Mardešića, Rogića, Županova. In: *Nova prisutnost* 9 (2011) H. 2, S. 375–390.

entsprechen, die Ivan Rogić als Rentier mit der Bereitschaft, einen Vergleich zu schließen, bezeichnet.

Meiner Meinung nach sollten bei der Analyse der Bedeutung und Rolle der Kirche in der heutigen kroatischen Gesellschaft diese wichtigen Einblicke nicht außer Acht gelassen werden. Die kroatischen Eliten wurden weder im Rahmen des christlichen noch des liberalen Kulturkreises geprägt, sondern stammen aus dem Erbe des sterbenden kommunistischen Systems, das in seinem Einfluss auf die Gesellschaft überlebte.

Die Kirche ist heute aus dem früheren Zwangsexil in eine Art des „freiwilligen Exils“ aus der Gesellschaft übergegangen.

Dieses Erbe, das auch heute noch, obwohl es Modernität und Postmodernität durch seine Gemüts- und Geistesverfassung im Einklang mit dem egalitären Syndrom sieht, ohne die

Bildung des kroatischen Staates zu akzeptieren, verhindert eigentlich die Modernisierung von Staat und Gesellschaft in Kroatien. Ohne die Bedeutung gerade dieser Koordinaten in ihrem Handeln und für die Verkündigung und Bezeugung des Evangeliums zu erkennen wie auch aus Zufriedenheit mit der Tatsache, dass der kroatische Staat existiert, ist die Kirche aus dem Zwangsexil in eine Art des „freiwilligen Exils“ aus der Gesellschaft übergegangen.

Kirche und kroatische Gesellschaft

Dieses „freiwillige Exil“ ist eine Folge des vollständigen Verschwindens der kulturellen, gesellschaftlichen und politischen Elite, die – inspiriert von christlichen Werten – ihren Beitrag zur Gestaltung und Entwicklung der kroatischen Gesellschaft leisten würde. Auch ist es eine Folge der Verständnis- und Orientierungslosigkeit der Kirche, wo es um den Bereich der Kultur und Gesellschaft geht, sowie überhaupt einer Teilnahme am Leben der demokratischen Gesellschaft.

In den letzten zwanzig Jahren hat die Kirche gerade dieser wichtigen Dimension der Mission und Tätigkeit zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Ausgerechnet deswegen wurde die Kirche oft zu Recht kritisiert. Das ist sicherlich einer der Gründe, warum über den unangemessenen Einfluss der Kirche auf das öffentliche und politische Leben gesprochen wird, über ungerechte Vereinbarungen zwischen dem Vatikan und Kroatien, über den Nationalismus der Kirche in Kroatien, ihre Konservativität, über eine zu enge Verbindung mit der Politik und die Unfähigkeit der Anpassung an die moderne Zeit. Doch trotz aller durchlau-

fenen Krisen hat die Kirche nicht nur die nominale Zahl ihrer Mitglieder bewahren können, sondern genießt auch allen relevanten Untersuchungen zufolge ein hohes Vertrauen bei den kroatischen Bürgern – und darin besteht wohl ihr größter Einfluss.⁶

Obwohl ihre pastorale Praxis von verschiedenen Seiten kritisiert werden kann, bewahrte sie auch weiterhin traditionelle und sakramentale Elemente, verbunden mit einer Vielzahl innovativer Elemente. Vor allem in der Arbeit mit jungen Menschen, die die Kirche noch immer versammeln und motivieren kann, zeigt sich, dass die Kombination von traditionellen und modernen Aspekten kein vollkommen gescheitertes Modell ist. Die Kirche in Kroatien kann zwar als traditionell bezeichnet werden, jedoch ist sie nicht so konservativ wie einige der im Westen vorkommenden Gruppen und Gemeinschaften. Dieser traditionelle kroatische Katholizismus weist ein hohes Maß an Pluralität auf, das in den kirchlichen Medien zum Ausdruck kommt, aber auch im Bereich des gesellschaftlichen und politischen Handelns einiger Priester. Diese Pluralität zeigt sich ebenso in unterschiedlichen Tendenzen der Spiritualität und Theologie – von solchen, die im Einklang mit der Befreiungstheologie stehen, über politische Theologien und sogar Geschlechterstudien bis hin zu Randgruppen, die sich dem Zweiten Vatikanischen Konzil widersetzen.

Der Mangel an theologischer Bewertung und Beurteilung von allem, was gemacht wird, wird noch immer durch Massenversammlungen und vor allem charismatische und sonstige Bewegungen ersetzt. Eine klarere und zielgerichtetere Verwendung der kirchlichen materiellen Güter wäre jedenfalls erstrebenswert, vor allem wenn es um Bildung und Kultur, aber auch um sinnvolle soziale Projekte geht. Gerade in diesem zuletzt genannten Bereich tut die Kirche mehr, als in der Öffentlichkeit wahrgenommen wird, worüber es auch Auseinandersetzungen in der kroatischen Gesellschaft gibt. In einem Teil der Medien und Öffentlichkeit wird die Kirche als reiche, gegenüber sozialen Problemen unempfindliche Institution dargestellt, die beträchtliche Mitteln aus dem Staatshaushalt bekommt. Das wird oft als Argument gegen ihre Glaubwürdigkeit verwendet, wobei man vergisst oder bewusst die Tatsache verdreht, dass die Kirche Entschädigungen für das im Kommunismus weggenommene Vermögen erhält. Dieses Problem ist bis zum heutigen

6 Vgl. Josip Balaban (Hrsg.): *In Search of Identity. A Comparative Study of Values: Croatia and Europe*. Zagreb 2005.

Tag noch immer nicht vollständig gelöst. Das kirchliche Vermögen wird für drei grundlegende Zwecke verwendet: die Unterstützung des Klerus, den Bau neuer Objekte und für die Caritas, die auf allen Ebenen tätig ist und als wichtiger Bestandteil des kirchlichen Lebens und der Tätigkeit der Kirche anerkannt ist.

Dabei wurde die Tatsache der Unterstützung des Klerus in die These umgewandelt, dass die Priester ihre Gehälter aus dem Staatshaushalt empfangen, was nicht wahr ist. Sie leben weiterhin von den direkten Beiträgen der Gläubigen in ihren Pfarreien, wobei die bischöflichen Ordinariate aus empfangenen Mitteln Hilfe für jene Pfarreien leisten, die den Priestern die auf der Ebene der Metropole festgesetzten Vergütungen nicht auszahlen können.

Zwei der größten Auseinandersetzungen beziehen sich auf das Verhältnis der Kirche zum Heimatkrieg und zu Europa. Einige Medien und ein Teil der intellektuellen und kulturellen Elite bezeichnen die Kirche diesbezüglich als engstirnig und exklusiv, was den Tatsachen nicht entspricht. Bei diesen Fragen gibt es in der Kirche eine Pluralität der Meinungen, wobei die Bischofskonferenz mehrmals durch Dokumente und Aussagen einiger Bischöfe den EU-Beitritt Kroatiens unterstützte. Dabei wurden auch kritische Meinungen und Überlegungen, verbunden mit Warnungen vor möglichen negativen Folgen des Beitritts geäußert, was ich für einen sehr guten Ansatz halte, weil die Meinungen der kroatischen Theologen in dieser Frage ebenfalls gespalten sind.⁷

Die komplexe Frage nach dem Verhältnis zum Heimatkrieg kann auf verschiedene Weisen gedeutet werden, mir scheint es aber wichtig, eine Dimension hervorzuheben: Wenn wir eine Vielfalt von historischen Konflikten im Westen Europas berücksichtigen, vor allem den Zweiten Weltkrieg und den Aussöhnungsprozess zwischen Deutschland und Frankreich oder den zwischen Deutschland und Polen, der die Grundlage für die Entwicklung Nachkriegseuropas geschaffen hat, dann sollten wir beachten, dass auch dieser Prozess eine gewisse Zeit zur Aussöhnung erforderte, wozu die Kirche einen bedeutsamen Beitrag geleistet hat. So ist es auch in Kroatien. Man darf nicht vergessen, dass Kroatien einer starken Aggression ausgesetzt war und dass die Kirche in Kroatien die These, die oft sogar in kirchlichen Kreisen im Westen vertreten wird, es habe sich um einen ethnischen Krieg oder einen Bürgerkrieg gehandelt,

7 Vgl. Nikola Bižaca: Europska Unija i politički pluralizam katolika. In: Crkva u svijetu 40 (2005) H. 3, S. 275-278.

nicht akzeptieren kann. Es ging um eine Aggression, die als solche gesehen werden muss und in der Verbrechen auf allen Seiten begangen wurden, in der aber nicht alle gleichermaßen Verursacher dieses Krieges waren.

Die Kirche bietet im Aussöhnungsprozess ihre Unterstützung an. Dieser Prozess darf aber – neben der Reinigung der Erinnerung – die Dimension der Suche nach historischer Wahrheit über das, was tatsächlich passierte, nicht verlieren, und zwar jenseits des Rahmens politischer Vereinbarungen. Diejenigen, die die Kirche kritisieren, hier nicht genug getan zu haben, sollten nicht nur an den Einsatz der Bischöfe in diesen Fragen erinnert werden, sondern auch daran, dass die Tätigkeit der Kirche stark dazu beigetragen hat, dass Aussöhnung und Rückkehr gleich nach dem Krieg ohne größere Auseinandersetzungen möglich wurden, wobei es natürlich Schwierigkeiten und Probleme gab, die noch heute da sind und auch noch lange bestehen werden.

Die Kirche trug dazu bei, dass Aussöhnung und Rückkehr nach dem Krieg ohne größere Auseinandersetzungen möglich wurden.

Auch auf diesem Gebiet tut man so, als ob man keine Zeit hätte. Alles muss sofort getan werden. Die Kirche warnt aber davor, dass Eile und Oberflächlichkeit in diesem Prozess, der auch ein Prozess der Trauer, Vergebung und Aussöhnung ist, nur schaden; Geduld und Bemühen um Wahrheit sind erforderlich, um noch größere Tragödien in Zukunft zu vermeiden. Es bleibt abzuwarten, wie die Kirche, wobei sie sich einerseits ihres geringen Einflusses auf die Eliten in Kroatien, andererseits aber ihres großen Ansehens bei den Menschen bewusst bleibt, in all diesen Prozessen in Kroatien, das jetzt ein Teil der Europäischen Union ist, ihre Wirksamkeit entfalten kann.

Die kleineren Religionsgemeinschaften in Kroatien

Prof. Dr. Sc. Jure Zečević OCD ist Lehrstuhlinhaber für ökumenische Theologie an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Zagreb.

Kroatien ist zwar seit Beginn seiner Geschichte katholisch geprägt, es leben aber auch Mitglieder zahlreicher anderer Glaubensgemeinschaften im Land. Der Beitrag informiert über ihren rechtlichen Status und stellt ihre Bedeutung für den ökumenischen Dialog vor.

Einführung

Dieser Artikel befasst sich mit jenen Religionsgemeinschaften in Kroatien, die durch eine relativ kleine Zahl von Gläubigen gekennzeichnet sind. Wenn hier, im Titel und im Text, hinsichtlich der Religionsgemeinschaften die Rede von „klein“ und „groß“ ist, dann handelt es sich auf keinen Fall um eine Art von Geringschätzung. Wir wissen es, dass manches, was in den Augen der Menschen „klein“ erscheint, vor Gott eigentlich „groß“ sein kann (und umgekehrt); ebenso ist das genaue Verhältnis von „Qualität“ und „Quantität“ nur Gott genau bekannt. Mein Beitrag geht also mit diesen Begriffen und Zahlen rein phänomenologisch und statistisch um.

Die Rechtslage der Religionsgemeinschaften in Kroatien

In der Verfassung der Republik Kroatien heißt es in Artikel 40: „Die Freiheit des Gewissens und des Glaubensbekenntnisses wie auch die freie öffentliche Manifestierung des Glaubens oder einer anderen Überzeugung sind gewährleistet.“ Artikel 41 weitert diese Bestimmung wie folgt aus: „Alle Religionsgemeinschaften sind vor dem Gesetz gleichberechtigt und vom Staat getrennt. Die Religionsgemeinschaften sind frei, im Einklang mit den gesetzlichen Regelungen öffentlich religiöse Riten durchzuführen, Schulen und Lehranstalten, andere Institutionen, soziale und wohltätige Einrichtungen zu gründen und zu ver-

walten. Sie genießen in ihrer Tätigkeit den Schutz und die Hilfe des Staates.“

In Ergänzung zu diesen Verfassungsprinzipien hat das kroatische Parlament in seiner Sitzung vom 4. Juli 2002 das „Gesetz über die Rechtslage der Religionsgemeinschaften“ angenommen, in dem die rechtliche Stellung in 32 Artikeln präzise dargelegt wird. Es ist mir nicht möglich, im Rahmen meiner Darstellung auf alle Einzelheiten einzugehen, aber zusammengefasst kann man sagen, dass das Gesetz dem Rechtsstandard der meisten europäischen Länder entspricht und im Großen und Ganzen die Gleichberechtigung aller Religionsgemeinschaften in Kroatien sichert – der größeren wie auch der kleineren. Diese solide Rechtsgrundlage ermöglicht das Bestehen und gleichberechtigte Wirken einer Vielzahl von religiösen Gemeinschaften in Kroatien.

Die Gesetzgebung sichert allen Religionsgemeinschaften in Kroatien die gleichen Rechte zu.

Die Bevölkerung Kroatiens nach Religionszugehörigkeit

Werfen wir zunächst einen kurzen Blick auf die letzte, noch „frische“ Volkszählung, die 2011 stattgefunden hat:

		in Prozent
Republik Kroatien	4.284.889	100,00 %
Katholiken	3.697.143	86,28 %
Orthodoxe	190.143	4,44 %
Moslems	62.977	1,47 %
Protestanten	14.653	0,34 %
Andere Christen	12.961	0,30 %
Östliche Religionen	2.550	0,06 %
Juden	536	0,01 %
Andere Religionen, Bewegungen und Weltanschauungen	2.555	0,06 %
Agnostiker und Skeptiker	32.518	0,76 %
Ungläubige und Atheisten	163.375	3,81 %
Nicht deklariert	93.018	2,17 %
Unbekannt	12.460	0,29 %

Quelle: *Statistical Yearbook of the Republik of Croatia*, S. 109.

Es ist nachvollziehbar, dass diese Volkszählung wegen ihres breiten Umfangs und der ziemlich großen Gesamtzahlen diejenigen religiösen Gemeinschaften nicht präzise identifizieren und nennen kann, deren Anteil statistisch relativ gering ist. Die Übersicht führt jedoch zu der schnellen und klaren Einsicht, dass über 85 Prozent der Bevölkerung der katholischen Kirche angehören, weniger als 14 Prozent hingegen zu allen anderen Religionsgemeinschaften und Weltanschauungen – die kroatische Gesellschaft scheint damit im konfessionellen Sinn ziemlich homogen zu sein.

Einige Vertreter aus der Reihe der kleineren Religionsgemeinschaften erheben allerdings gelegentlich den Vorwurf, die Volkszählung sei tendenziös gewesen, da sich ihre internen Angaben oft von jenen der Volkszählung unterscheiden. Der Unterschied dürfte vor allem auf zwei Gründen beruhen: Zum einen bezeichnete bei der Volkszählung der Begriff „Glaube(nszugehörigkeit)“ die Zugehörigkeit des Menschen zu einem bestimmten religiösen System, wobei es nicht entscheidend gewesen ist, ob die Person in die Tauf- oder Matrikelbücher eingetragen ist oder nicht. So kann es vorkommen, dass eine Person in diesen Verzeich-

Nikola Tesla

Einer der größten und geheimnisvollsten menschlichen Geister, der Ingenieur und Erfinder Nikola Tesla, ist 1856 in der Lika geboren worden, dem ärmsten Teil Kroatiens. Allerdings war er Serbe aus Österreich-Ungarn, weil es Kroatien als Staat damals nicht gab. Das hindert jedoch weder Kroaten noch Serben daran, ihn als für sich zu beanspruchen, obwohl er seine bahnbrechenden und epochalen Entdeckungen, die ihn auf eine Stufe mit Thomas Alva Edison stellen, in den USA gemacht hat. Über sich selber hat er gesagt, er sei kein Erfinder, sondern nur „Entdecker jener Dinge, die in der Natur um uns herum sind“. Doch in kroatischen und serbischen Schulen wird viel häufiger ein Satz aus seinem Telegramm an den kroatischen Politiker Vladko Maček zitiert, das er 1936 aus New York in schlechtem Kroatisch (oder ebenso schlechtem Serbisch, das ist egal) geschickt hat: „Ich bin gleichermaßen stolz auf meine serbische Herkunft wie auf meine kroatische Heimat“.

Praktischer Hinweis: Wenn Sie in Kroatien sind, erwähnen Sie Tesla nicht allzu häufig. Jeder hat hier seine Theorie über ihn, aber keine davon ist kurz und einfach, und keine wird Sie klüger machen. Viel mehr wird Ihnen ein gewöhnlicher Lichtschalter im Hotelzimmer sagen: Schalten Sie am Abend das Licht ein und dann wieder aus. Wiederholen Sie das mehrfach, mit immer längeren dunklen Phasen dazwischen. Manche sagen, Tesla sei 1943 in New York gestorben, aber glauben Sie mir: Er lebt in diesem Lichtschalter, in jedem, überall auf der Welt.

Renato Baretić

nissen erscheint und von der betreffenden Religionsgemeinschaft als Mitglied gerechnet und angeführt wird, sie selbst sich jedoch bei der Volkszählung nicht mehr als der Gemeinschaft zugehörig angibt. Zum anderen war ein Teil der Gläubigen bei der Volkszählung offensichtlich gar nicht in der Lage, die eigene Religionszugehörigkeit mit dem exakten und offiziell gebräuchlichen Namen anzugeben.

Um die Zahl der Gläubigen noch genauer bestimmen zu können, habe ich im Institut für Ökumenische Theologie und Dialog „Juraj Križanić“ der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Zagreb eine Untersuchung im Jahr 2000 in die Wege geleitet, bei der insgesamt vierzehn Religionsgemeinschaften gebeten worden sind, selbst eine Reihe von Angaben zu machen, darunter auch die Zahl ihrer Gläubigen anzugeben. Gemäß dieser Erhebung sieht die Zahl der Gläubigen in Kroatien zu Beginn des 3. Jahrtausends folgendermaßen aus:

1	Katholische Kirche	3.814.897
2	Serbische Orthodoxe Kirche	ca. 400.000
3	Islamische Gemeinde	100.000
4	Kroatische Konferenz der christlichen Adventisten- kirche in der Republik Kroatien	10.000 bis 12.000
5	Evangelische Kirche in der Republik Kroatien	7.500
6	Reformierte christliche Kirche in der Republik Kroatien (calvinistisch)	3.905
7	Kroatische Altkatholische Kirche	ca. 3.000
8	Evangelikale Kirche in der Republik Kroatien	ca. 3.000
9	Bund der baptistischen Kirchen in der Republik Kroatien	2.600
10	Jüdische Religionsgemeinschaft	ca. 2.500
11	Ungarische reformierte christliche Kirche in Kroatien	1.865
12	Kirche Gottes	200
13	Neuapostolische Kirche in der Republik Kroatien	200
14	Kirche Christi:	
	a) Zagreb - Kušlanova	150
	b) Rijeka	80
	c) Zagreb - Amruševa	50
	d) Zaprešić	40
	e) Mursko - Središće	40
	f) Varaždin	30

Die Präsenz der Religionsgemeinschaften in Kroatien

Ein noch exakteres Bild über die Religionsgemeinschaften in Kroatien vermittelt ihre offizielle Evidenz, d. h. die verwaltungsmäßige Registrierung der Religionsgemeinschaften in Kroatien. Für die Eintragung einer jeden Religionsgemeinschaft in das Register der Religionsgemeinschaften in der Republik Kroatien ist das Verwaltungsministerium zuständig. Obwohl heute (2013) bereits von insgesamt 52 in Kroatien registrierten Religionsgemeinschaften gesprochen wird, liegt der Öffentlichkeit bisher nur ein Bericht des kroatischen Parlaments aus dem Jahr 2006 vor, worin namentlich insgesamt 42 offiziell registrierte Religionsgemeinschaften aufgezählt und in drei Gruppen kategorisiert werden:

Eine *erste Gruppe* stellen elf Religionsgemeinschaften dar, die in das Register aufgrund ihrer Zugehörigkeit zu „den geschichtlichen Religionsgemeinschaften des europäischen Kulturkreises“ eingetragen wurden: 1. die Katholische Kirche, 2. die Serbische Orthodoxe Kirche in der Republik Kroatien, 3. die Evangelische Kirche in der Republik Kroatien, 4. die Reformierte christliche calvinistische Kirche in Kroatien, 5. die Islamische Gemeinschaft in der Republik Kroatien, 6. die Bulgarische Orthodoxe Kirche in der Republik Kroatien, 7. die Montenegrinische Orthodoxe Kirche in Kroatien, 8. die Makedonische Orthodoxe Kirche in der Republik Kroatien, 9. die Kroatische Altkatholische Kirche, 10. die Vereinigung der jüdischen Gemeinden in der Republik Kroatien und 11. die Jüdische Glaubensgemeinschaft „Bet Israel“ in Kroatien.

Die *zweite Gruppe* bilden sieben Kirchen, die registriert worden sind, weil sie „auf dem Gebiet der Republik Kroatien verwurzelt sind“: 1. die

Evangelische Pentekostale Kirche in der Republik Kroatien, 2. die Kroatische Adventistische christliche Kirche in der Republik Kroatien, 3. der Bund der baptistischen Kirchen in der Republik Kroatien, 4. die Kirchen Christi in der Republik Kroatien, 5. die Kir-

che Gottes in Kroatien, 6. der Bund der pentekostalen Kirchen Christi in der Republik Kroatien und 7. die Reformierte Bewegung der Adventisten des Siebten Tages.

In der *dritten Gruppe* befinden sich die übrigen 24 registrierten Religionsgemeinschaften: 1. die Christliche Neopentekostale Kirche in der Republik Kroatien, 2. die Pfingstliche Kirche Christi der „Kleingetauf-

Das Bild der Religionsgemeinschaften in Kroatien ist äußerst bunt, wobei sich die Angaben der offiziellen Statistiken und die Informationen der Gemeinschaften häufig widersprechen.

ten“, 3. die Neuapostolische Kirche in der Republik Kroatien, 4. die Kirche des ganzheitlichen Evangeliums, 5. die Reformierte christliche Kirche der Ungarn in der Republik Kroatien, 6. die Protestantische reformierte christliche Kirche in der Republik Kroatien, 7. die Zeugen Jehovas – christliche Glaubensgemeinschaft, 8. die Evangelische Kirche der Waldenser, 9. die Evangelische methodistische Kirche in Kroatien, 10. die Kirche der Schüler Christi, 11. die Unabhängige baptistische Kirche, 12. der Bund der Kirchen – das Wort des Lebens, 13. die Internationale vereinigte pentekostale Kirche in der Republik Kroatien, 14. die Christliche Prophetenkirche, 15. die Freie katholische Kirche, 16. die Kirche „Frohe Botschaft“, 17. die Evangelischen Christen, 18. die Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage (Mormonen), 19. die B'ahai Gemeinde Kroatiens, 20. die Hinduistische Religionsgemeinschaft Kroatiens, 21. die Vischnaitische Religionsgemeinschaft in der Republik Kroatien, 22. die Buddhistische Religionsgemeinschaft Dharmaloka, 23. die Scientologische Kirche in Kroatien und 24. das Universelle Leben.

Die Bedingungen für die Einschreibung der Religionsgemeinschaften in das offizielle Register der Religionsgemeinschaften sind durch das erwähnte Gesetz über die Rechtslage der Religionsgemeinschaften in Kroatien festgelegt worden. Wesentlich ist, dass die Gemeinschaft mindestens 500 Gläubige zählen und mindestens fünf Jahre lang als Verband mit rechtlicher Verantwortung wirken muss. Es gab Fälle, wo der Eintrag verweigert wurde, z. B. im Fall der so genannten Luziferianischen Kirche oder im Fall Ordo Templi Orientis. Besonders gilt dies dann, wenn eine Gemeinschaft nicht beweisen konnte, dass sie rechtliche und nicht physische Person ist.

Die offizielle Registrierung ermöglicht das Wirken in der Öffentlichkeit. Gemäß Artikel 9 des Gesetzes können außerdem „Fragen von gemeinsamem Interesse für die Republik Kroatien und für eine oder mehrere Religionsgemeinschaften auch durch einen Vertrag geregelt werden, den die Regierung der Republik Kroatien und die Religionsgemeinschaft miteinander schließen“. Bisher haben mit dem Staat folgende Religionsgemeinschaften entsprechende Verträge geschlossen: die Katholische Kirche (durch vier Verträge mit dem Heiligen Stuhl); die Serbische Orthodoxe Kirche; die Islamische Religionsgemeinschaft in Kroatien; die Evangelische Kirche in der Republik Kroatien; die Reformierte christliche (calvinistische) Kirche in Kroatien; die Evangelische pentekostale Kirche in der Republik Kroatien gemeinsam mit der Kirche Gottes und dem Bund der pentekostalen Kirchen Christi in der Republik

Kroatien; die Christliche Adventistische Kirche in der Republik Kroatien gemeinsam mit der Reformbewegung der Adventisten des Siebten Tages; der Bund der baptistischen Kirchen in der Republik Kroatien gemeinsam mit der Kirche Christi; die Bulgarische Orthodoxe Kirche in Kroatien; die Kroatische Altkatholische Kirche; die Makedonische Orthodoxe Kirche in Kroatien; die Vereinigung der jüdischen Gemeinden in der Republik Kroatien und die Jüdische Glaubensgemeinschaft „Bet Israel“ in Kroatien. Die Religionsgemeinschaften, die einen Vertrag mit

Durch innerstaatliche Abkommen können die Religionsgemeinschaften in den Genuss zahlreicher Vorteile gelangen.

dem Staat geschlossen haben, genießen eine Reihe von Rechten und Vergünstigungen. Sie bekommen z. B. regelmäßige finanzielle Unterstützung vom Staat, dürfen Religionsun-

terricht in den Schulen halten; Ehen, die in der Religionsgemeinschaft geschlossen werden, haben auch zivilrechtliche Gültigkeit. Eine Besonderheit betrifft die Katholische Kirche: Da der Vertragspartner der Heilige Stuhl ist, haben die Abkommen der Republik Kroatien mit ihr internationalen (zwischenstaatlichen) Charakter.

Für die Vorbereitung solcher Verträge ist der Ausschuss der Regierung der Republik Kroatien für die Beziehungen mit den Religionsgemeinschaften zuständig. Der Vertrag zwischen dem Staat und der Religionsgemeinschaft „kann“, „muss“ aber nicht geschlossen werden, wenn bestimmte Voraussetzungen fehlen. Einige Religionsgemeinschaften führen deshalb zur Zeit Klage beim Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte in Straßburg.

Im oben erwähnten Gesetz vom 4. Juli 2002 führt Artikel 3 aus: „Eine Religionsgemeinschaft darf bei der Verkündigung ihrer Glaubensvorstellungen und in ihrem übrigen Wirken keinerlei Intoleranz oder Vorurteile gegenüber den anderen Religionsgemeinschaften und Bürgern verbreiten; bei der Förderung ihres Glaubens und im übrigen Wirken darf sie die anderen Religionsgemeinschaften oder die Bürger ohne Glaubensüberzeugung bei der freien Ausübung des Glaubens oder einer anderen Überzeugung nicht hindern.“ Dennoch äußern manche der „staatlich nicht anerkannten“ kleineren Religionsgemeinschaften hin und wieder eine etwas „schärfere“ Kritik, und zwar nicht nur am Staat, sondern auch an anderen Gemeinschaften, insbesondere an der Katholischen Kirche. Die kritisierten Kirchen und Religionsgemeinschaften erleben solche Kritik als unangemessen, verletzend und dem ökumenischen Miteinander nicht dienlich.

Ökumenische und interreligiöse Institutionen als Instrumente der Zusammenarbeit der Religionsgemeinschaften

Im Rahmen der christlichen Religionsgemeinschaften ist 1997 der *Ökumenische Koordinationsausschuss der Kirchen in Kroatien* gegründet worden, der die Kirchen in Kroatien umfasst, die der Konferenz der Europäischen Kirchen (KEK) und dem Rat der Europäischen Bischofskonferenzen (CCEE) angehören: die Katholische Kirche, die Serbische Orthodoxe Kirche, die Evangelische Kirche, die Reformierte christliche (calvinistische) Kirche in Kroatien, der Bund der baptistischen Kirchen in der Republik Kroatien und die Evangelische pentekostale Kirche in der Republik Kroatien. Dieser Ausschuss sorgt zum Beispiel für die jährliche Übersetzung und Veröffentlichung der Gebetstexte zur Weltgebetswoche für die Einheit der Christen.

Was den interreligiösen Bereich betrifft, sind neben anderen Initiativen die *Begegnungen der hohen Würdenträger der Religionsgemeinschaften in Kroatien* zu erwähnen. Insgesamt haben bisher acht Begegnungen stattgefunden, an denen zuletzt zwölf „große“ und „kleine“ Religionsgemeinschaften teilnahmen: die Katholische Kirche, die Serbische Orthodoxe Kirche, die Bulgarische Orthodoxe Kirche, die Makedonische Orthodoxe Kirche, die Evangelische Kirche in der Republik Kroatien, die Reformierte christliche (calvinistische) Kirche in der Republik Kroatien, der Bund der baptistischen Kirchen in der Republik Kroatien, die Evangelische pentekostale Kirche in der Republik Kroatien, die Christliche Adventisten-Kirche, die Vereinigung der jüdischen Gemeinden in der Republik Kroatien, die Jüdische Glaubensgemeinschaft „Bet Israel“ in Kroatien und die Islamische Gemeinschaft in der Republik Kroatien. Die teilnehmenden Gemeinschaften beziehen gemeinsam Stellung zu wichtigen ethischen und gesellschaftlichen Fragen (Familie, Schutz des Lebens, Wirtschaft usw.).

Schlussfolgerung

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die „kleineren“ und die „größeren“ Kirchen und Religionsgemeinschaften in Kroatien trotz gelegentlicher Unstimmigkeiten in manchen Fragen dialogfähig sind und fruchtbar zusammenarbeiten.

Kroatische Literatur heute: Realitätsbesessenheit und Protestkultur

Prof. Dr. Miranda Jakiša ist Professorin für Süd- und Ostslavische Literaturen an der Humboldt-Universität zu Berlin. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen in der Literatur des 20. und 21. Jahrhunderts, in der Transitions- und Kriegsliteratur, im Postdramatischen Theater und jugoslawischen Film.

Die jüngste kroatische Literatur, die im europäischen Vergleich eine sehr produktive Szene vorzuweisen hat, konnte sich in den knappen zwei Jahrzehnten seit der Staatsgründung einen Namen gerade auf dem deutschen Buchmarkt machen. Dabei beziehen sich literarische Texte aus Kroatien auffällig häufig auf die historische und politische Realität, setzten zunächst einen Schwerpunkt auf dem Thema Krieg, befassen sich aber mittlerweile mehr mit globalen Themen: Neoliberalismus, Nationalismus und Gleichstellungsfragen.

Selbstverständlich lässt sich kroatische Literatur, wie jede andere, nur auf Basis der gemeinsamen Sprache zusammengefasste Literatur, nicht ohne Weiteres auf einen gemeinsamen Nenner bringen. Ein Blick auf die jüngste kroatische Literaturlandschaft erlaubt jedoch auf Anhieb, der literarischen Szene Kroatiens einerseits große Lebendigkeit zu attestieren und andererseits in den literarischen Themen eine ausgeprägte Tendenz zur Gegenwartskritik ausfindig zu machen.

So lässt sich sagen, dass die kroatische Prosa heute zu einem ganzen Teil von einem kritischen Pessimismus regiert wird, der gerade weil er sich so polemisch, provokativ und engagiert zeigt, auch nach Auswegen sucht. Die Themen dieser, zumeist in dezidiertem Distanz zur offiziellen kroatischen Politik, Wirtschaft und Kultur stehenden Literatur sind vor allem antinationalistischer, neoliberalismuskritischer und emanzipatorischer Natur. Während also gänzlich globale Themen in die kroatische Prosa Einzug halten und sie mit der internationalen Gegenwartsliteratur synchronisieren, behält sich die kroatische Literaturlandschaft auch ihre Besonderheiten im europäischen Vergleich

vor: darunter etwa die ungewöhnliche Aufmerksamkeit für Theatertexte und Lyrik.

Literaturgeschichtlich lässt sich die kroatische Literatur nahezu nahtlos im Kontext der europäischen Literaturen lesen und hat eine ganze Reihe von literarischen Werken hervorgebracht, die den Vergleich zu Nachbarliteraturen nicht zu scheuen braucht. Neben einer ausgebildeten Renaissancedichtung, einem einzigartigen Barock, wie er nur in der freien Stadt Ragusa (Dubrovnik) entstehen konnte, und neben beachtlichen romantischen und realistischen Wer-

ken finden sich in der Geschichte der kroatischen Literatur auch eine ganze Reihe von herausragenden Schriftstellern der Moderne, die als literarische Vorgänger für das Selbstverständnis und Selbstbewusstsein der

heutigen Schriftstellergeneration prägend sind. Der internationale Buchmarkt hingegen bildet die Leistungen und Tradition kleinerer Literaturen nicht unbedingt in entsprechenden Auflagenzahlen ab. So kämpft die kroatische Literatur auf dem deutschsprachigen Buchmarkt heute mit ihrer relativen Unbekanntheit und marktstrategischen Marginalität. Während deutschen Lesern Tschechov, Bulgakov und Pasternak durchaus ein Begriff sind, so hat doch kaum einer von August Šenoa, Antun Gustav Matoš oder Miroslav Krleža gehört. Der Umstand ist nicht nur auf die Einäugigkeit des Buchmarkts zurückzuführen, der abseits von Nobelpreisen und Literaturskandalen wenig Aufmerksamkeit für Literatur aus anderen Kulturen, in anderen Sprachen und aus den „kleinen Literaturen“ aufzubringen vermag. Die stiefmütterliche Beachtung kroatischer Literatur hat auch mit der Neusortierung der nachjugoslawischen Literaturen zu tun, in der die kroatische Literatur sich erst eine Bresche durch die südslavische Literaturgeschichte schlagen und an die literarische Tradition vor der gemeinsamen jugoslawischen Zeit anschließen musste. In Einzelfallentscheidungen sollten Autoren und literarische Werke insbesondere des 20. und 21. Jahrhunderts zu kroatischen oder eben nicht kroatischen erklärt werden. Der naturgemäß nicht ganz einfache Prozess der Literaturgeschichtsschreibung, der schon im 19. Jahrhundert vielen europäischen Nationalliteraturen Probleme bereitet hat, dauert in Kroatien gegenwärtig noch an, wenn sich auch die ersten wilden Wogen gelegt haben. Aus Sicht der internationalen Leserschaft aber gab es zunächst einmal die Rubrik „Kroatische Literatur“ bis

Die kroatische Literatur hat eine ganze Reihe von literarischen Werken hervorgebracht, die den Vergleich zu Nachbarliteraturen nicht zu scheuen braucht.

in die 1990er Jahre gar nicht, sie musste erst hergestellt und wahrnehmbar gemacht werden.

Es ist der engagierten Literatur- und Kulturförderung der Republik Kroatien, die Autoren und Übersetzungen finanziell unterstützte, und der unermüdlichen und idealistischen Arbeit einzelner Literaturagenten zu verdanken, dass sich das Ansehen und der Bekanntheitsgrad kroatischer Literatur in deutschen Verlagen und bei der deutschsprachigen Leserschaft in den letzten Jahren immens verbessert hat. Sie haben der

Für die kroatischen Autoren ist der deutschsprachige Buchmarkt von großer Bedeutung.

kroatischen Literatur der Gegenwart zu Sichtbarkeit verholfen, zahlreiche Neuerscheinungen wären ohne Autorenstipendien nie entstanden und ohne Vermittlungstätigkeit und Über-

setzungsförderung nie in Deutschland zugänglich geworden. 2008 war Kroatien schließlich Schwerpunktland der Leipziger Buchmesse. Der deutschsprachige Buchmarkt und die kroatieninteressierten Leserkreise in Deutschland, Österreich und der Schweiz stellen mittlerweile eine wichtige Einnahmequelle für die kroatische Literatur und eine von den Autoren bereits im Schreibprozess mitbedachte Bezugsgröße dar.

Schon die Kriegsliteratur, die die kroatische und andere postjugoslawische Literaturen in den 1990er und frühen 2000er Jahren dominierte,

Zwischen Tradition und Neuanfang: die kroatische Sprache seit 1990

Kroatisch (hrvatski jezik) ist die in der Verfassung von 1990 offiziell verankerte Staatssprache der Republik Kroatien und bildet zusammen mit den Nationalsprachen der Nachfolgestaaten Jugoslawiens (Bosnisch, Makedonisch, Montenegrinisch, Serbisch, Slowenisch) und Bulgarisch den südlichen Zweig der slawischen Sprachfamilie. Während das Kroatische in der jugoslawischen Periode noch offiziell als eine der Varianten des Serbokroatischen galt, erfolgt seit der staatlichen Unabhängigkeit ein durch z. T. rigorose sprachpolitische Entscheidungen vorangetriebener Ausbau, der v. a. darauf abzielt, die Unterschiede zum Serbischen zu vergrößern. Dieser Ausbau betrifft besonders den Wortschatz, indem neben den schon früher bekannten Kroatismen (z. B. kolodvor „Bahnhof“ statt serbisch stanica) nun neue hinzutreten, die oftmals Internationalismen, die im Serbischen verwendet werden, ersetzen sollen, z. B. preslika „Kopie“ (wörtlich „Abbild“) statt kopija. Neben Neubildungen spielt auch der Rückgriff auf ältere schriftsprachliche Traditionen aus der vorserbokroatischen Periode eine wichtige Rolle. Außer dem Wortschatz sind die Orthographie, die Wortbildung und in geringerem Maße die Formenbildung und der Satzbau vom Sprachausbau betroffen.

Bernhard Brehmer

verkaufte sich auf dem deutschsprachigen Buchmarkt gut. Hier wurde durch kulturelle Nähe und beträchtliche Leserzahlen mit direktem Bezug zu Kroatien und seinen štokavisch-sprachigen Nachbarländern¹ vergleichsweise viel Anteil an den Ereignissen im zerfallenden Jugoslawien genommen. Zu den vielfältigen Texten der Kriegs-, Antikriegs- und Nachkriegsliteratur gehörte ein ganzes Panorama unterschiedlicher Texte, die sich von der 1994 erscheinenden und sehr erfolgreichen Erzählsammlung *Sarajevski Marlboro* (deutsch: „Sarajevo Marlboro“, 1995) Miljenko Jergovičs (eines Grenzgängers zwischen Bosnien und Kroatien, der inzwischen in Kroatien nicht mehr als kroatischer Autor gilt) bis hin zu Ivana Sajkos Roman *Rio Bar* (2006, deutsch: „Rio Bar“, 2008) erstreckt. Das Erscheinen von Sajkos „Roman in acht Monologen für acht Schauspielerinnen in weißen Hochzeitskleidern“ im Jahr 2006, in dem eine kriegstraumatisierte Braut die Nächte trinkend in einer Bar namens Rio verbringt, fällt bereits in eine Zeit, in der das Interesse am Krieg deutlich nachlässt. Mittlerweile, achtzehn Jahre nach Kriegsende in Kroatien, ist die Abkehr von dieser Schwerpunktsetzung unübersehbar. Bei der Leserschaft wie auch bei den kroatischen Autoren und Autorinnen ebte das Bedürfnis allmählich ab, die Kriegsereignisse literarisch nachzubearbeiten. Sie sind in der Literatur stattdessen den nachfolgenden historischen Ereignissen gewichen: den vielgestaltigen ökonomischen, politischen und kulturellen Übergängen, die Kroatien in der Zwischenzeit zu bewältigen hatte und deren Höhepunkt und Ende gegenwärtig im Anschluss an EU-Europa herbeigesehnt und zugleich gefürchtet wird.

„Transitionslüge“ und globale Protestkultur

EU-Europas Gesicht hat sich aus der Warte Süd(ost)europas mittlerweile auch zur bedrohlichen Fratze gewandelt, der man nicht mehr die ungebrochene Euphorie und Europaorientierung der ersten Stunde entgegenbringt. Die kroatische Gegenwartsliteratur befasst sich entsprechend kritisch mit der neoliberalen Verheißung einer zukunftssträchtigen wirtschaftlichen Transition in ein besseres System, das für einige unverständlich geblieben ist und in den Augen nicht weniger Kroaten zu Sozial-

1 „Štokavisch“ bezeichnet einen südslavischen Dialekt, der die gemeinsame Basis der untereinander verständlichen Sprachen bildet, die in Bosnien und Herzegowina, Kroatien, Montenegro und Serbien gesprochen werden.

abbau, Umverteilung und Verschlechterung ihrer Lebensumstände geführt hat:

„Zagreb-Parking ist zwar eine städtische Firma, aber der Parkplatz selbst ist privat, kapiert du? So ist das mit dieser öffentlich-privaten Partnerschaft oder wie das heißt. Im ganzen Land ist es so. Sie sagen, das sei die Demokratie, dieses öffentlich-private Etwas, und dass es kein kommunistisches Gemeineigentum mehr gebe ... Sie sagen, dass Privatleute mit Eigentum besser umgehen“, setzte Petar fort, „und deshalb haben sie das städtische Grundstück einem Privatmann verkauft.“

Für die im April 2013 erschienene Beilage zur Wochenzeitung *Das Parlament*, die dem Sonderthema Kroatien gewidmet ist, hat Edo Popović eigens die Kurzgeschichte *Der Schneesturm* verfasst, der dieses Zitat entnommen ist. Popović, dessen Zagreb-Roman *Ponoćni boogie* (deutsch: „Mitternachtsboogie“, 2011) ihn bereits 1987 zum Kulturautor und Sprecher einer Generation gemacht hatte, zählt zu den erfolgreichen Schriftstellern in Kroatien und ist bis heute eine kritische Stimme des Nonkonformismus geblieben. Hatte er in den 1990er Jahren als Kriegsberichterstatter in seinen gefürchteten Reportagen kein Blatt vor den Mund genommen, so liefert auch sein jüngster Roman *Lomljenje vjetra* (2011, auf Deutsch erschienen 2012 unter dem Titel „Der Aufstand der Ungenießbaren“) Zündstoff, der Ausdruck der Enttäuschung und des Entsetzens vieler Kroaten über die Arbeitslosigkeit, Korruption und Ausbeutung im Land ist. Die Ungenießbaren sind in dieser negativen Utopie jene, die nicht mehr verwertet werden können und keinen Platz in der Gesellschaft gefunden haben. Sie wurden aus den Städten verbannt, weil sie dort verbotenen Tätigkeiten nachgingen: protestieren, betteln und müßiggehen. Nun containern sie (leben vom Müll) und organisieren sich vor den Mauern der Stadt, wo jetzt alles, was sich nicht in Profit umrechnen lässt, gelandet ist: Kindergärten, Universitäten, Theater. Die Ungenießbaren kämpfen gegen die neoliberale Ausschlachtung des Menschen und der Erde, für das Recht auf Teilhabe, für freien Zugang zu Wasser und Luft und radikalisieren sich dabei zunehmend. Banker werden entführt, denen vorgeworfen wird, nie etwas gesät, nie Brot gebacken zu haben:

„Wer bist du? Auf deinem Mantel steht Hugo. Bist du Hugo? – Nein. – Warum trägst du dann einen Mantel, auf dem der Name steht?“²

² Edo Popović: *Der Aufstand der Ungenießbaren*. München 2012, S. 13.

Die gekidnappten, von der Politik begünstigten Angehörigen höchster Wirtschaftskreise, die sich als Schöne, Erfolgreiche und Wohlhabende in der „Holding“ organisiert haben, werden in der Zone, dem nicht mehr polizeiüberwachten Bereich jenseits der Stadtmauern, exekutiert oder durch Entzug von Wasser und Nahrung getötet. Als Geisel-Nahrung werden den Bankern gegrillte Kreditkarten und Salat aus Blättern der *Financial Times* serviert. Zagreb ist, wie alle anderen kroatischen Städte, zum Zeitpunkt der Romanhandlung im Jahr 2020 von Mauern aus Stahlbeton und Stacheldraht umgeben und flächendeckend kameraüberwacht. Popovićs Roman, zu dem die Erzählung *Der Schneesturm* sich wie eine Ankündigung des apokalyptischen Zustands in zehn Jahren verhält, projiziert eine hoffnungslose nähere Zukunft, in der der Mensch seine Selbstachtung tagtäglich erkämpfen und verteidigen muss und in der gewaltsame wie friedliche Revolte sich als ebenso sinnlos erwiesen haben wie das auf die ökonomische Verwertbarkeit reduzierte Dasein derer, die alles in bravem Konsum und mit Steuerbeiträgen mitgemacht haben. Die Parabel auf Kroatien, in der alle *Hukeiverbres* (ein Akronym³, gebildet aus der Selbstbezeichnung „Helden und keine Verbrecher“) bestechlich sind, konstatiert:

„Heute, im Jahre 2020, existiert Kroatien als Staat nicht mehr ... Die adriatische Küste, die Inseln und Istrien sind im Besitz von Offshore-Firmen und Banken, und sieben Städte, die von Mauern umgeben sind – Zagreb, Osijek, Dubrovnik, Split, Zadar, Rijeka und Pula –, sind zu einer Holding vereinigt ... Trinkwasserquellen, die Kraftwerke, Flughäfen, Autobahnen, die fruchtbaren Gebiete in Slawonien und die Wälder in Gorski Kotar ... sind im Besitz von Großbetrieben.“

In Popovićs *Der Aufstand der Ungenießbaren* verbindet sich EU-Kritik, wie sie auch der italienische Philosoph Giorgio Agamben jüngst daran geübt hat, die europäische Idee aufs Wirtschaftliche zu reduzieren, mit ökoradikalen, globalisierungskritischen Argumenten, wie sie gegenwärtig weltweit diskutiert werden.

Guerilla-Feminismus und patriarchale Gesellschaft

Ein weiterer Schwerpunkt der kroatischen Gegenwartsliteratur lässt sich in der Literatur von Frauen ausmachen, deren Texte *gender-sensible*

³ Abkürzung aus Anfangsbuchstaben, die als Wort verwendet wird (wie Azubi und TÜV).

Themen behandeln. Ivana Sajkos theatermonologische Prosa und lyrische Theatertexte, im Deutschen unter den aussagekräftigen Titeln „Archetyp: Medea, Bombenfrau, Europa“ und „Trilogie des Ungehorsams“ erschienen, rangieren wie ihre beiden Prosawerke zwischen Patriarchats- und Kapitalismuskritik. In den Bühnentexten, die sich wie monologische Gedichte lesen lassen, entwickelt Sajko eine an sprachlicher Raffinesse nicht zu übertreffende Bildsprache für weibliche Aggression und für die Verzweiflung der jungen Generation. In *To nismo mi, to je samo staklo* (2011, deutsch: „Das sind nicht wir, das ist nur Glas“) können zur Größe von Mäusen und Brotkrumen geschrumpfte Menschen ihre Kredite nicht mehr abbezahlen. Der Text endet im Amoklauf eines kroatischen Bonnie-und-Clyde-Paares, die ihre eigenen Spiegelbilder in einer Shopping-Mall beschießen und dafür im Kugelhagel der Polizei umkommen. In *Žena bomba* (2003, deutsch: „Bombenfrau“) und in *Prizori s jabukom* (2009, deutsch: „Szenen mit Apfel“) setzen Frauenfiguren Gartenscheren oder Bombengürtel als Mordwaffen ein, weil sie vor dem Hintergrund ihrer männlich und nationalistisch bestimmten Welt darin ihren Aktionsradius erkennen.

Ein eigenes Genre innerhalb der modernen kroatischen Literatur bildet die Literatur von Frauen zu gender-sensiblen Themen.

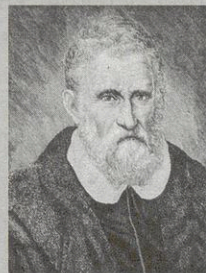
Die Zagreber Literaturwissenschaftlerin Maša Kolanović hat mit *Sloboština Barbie* (2008, deutsch: „Underground Barbie“, 2012) die Geschichte eines kleinen Mädchens vorgelegt, das den Krieg in Kroatien am Rande miterlebt und im gemeinsamen Barbie-Spiel mit ihren Freundinnen die einbrechenden Themen der Realität verarbeitet. Barbies im Text nacherzählte Abenteuer aus dem Spiel der Kinder entlarven insbesondere in den Dialogen mit einem zwar verstümmelten, dabei aber brutalen Ken – dem männlichen Gegenstück zur Barbiepuppe – die Mechanismen des Patriarchats, der Nationalisierung und des Westimports Kapitalismus. Der kurze Roman, illustriert von Kolanović selbst, erzählt vom Aufwachsen einer Generation im Zagreber Stadtteil Sloboština, in dem an den Barbie-Puppen, der Inkarnation eines bestimmten Frauenideals, vor allem entscheidend ist, ob sie Markenprodukte der Firma Mattel oder billige Imitate sind.

Im Kreise dieser feministisch engagierten Texte ist auch Olja Savičević-Ivančevićs Roman *Adio Kauboju* (2010, deutsch: „Lebt wohl, Cowboys“, 2011) zu nennen, in dem die Hauptfigur Dada nicht nur Abschied von den Cowboys in der Familie nimmt – Vater und Bruder

sind tot –, sondern in dem sich Dada, die junge Frau aus der dalmatinischen Provinz, selbst ‚männliche‘ Verhaltensweisen erlaubt. Der Roman trägt den Untertitel: „Eastern (Fremder, das Gesetz schützt dich hier nicht)“, der als östliche Entsprechung zum US-amerikanisch geprägten Genre des Western auf Gemeinsamkeiten, aber auch kritische Widerrede vorausweist. Entsprechend widersetzt sich auch Savičević-Ivančevićs Schreibweise Erwartungen, die an die Literatur von Frauen gestellt wird, und erobert sich, mit Colt und Pferd, einen Sprecherstandpunkt in der kroatischen Literatur, den sie auch in essayistischen Kolumnen verteidigt.

Marco Polo

Viele sagen, dass einer der wichtigsten und frühesten Weltreisenden aus Korčula stammt, einem alten Städtchen auf der gleichnamigen kroatischen Insel. Sichere Angaben darüber gibt es jedoch nicht, wie es auch keinen Beweis dafür gibt, dass Marco Polo Venezianer war. Sicher ist nur, dass Korčula zur Zeit seiner Geburt unter venezianischer Herrschaft war, sodass beide Seiten ihn für sich beanspruchen können. Grund dazu haben auch die Genovesen, die den reichen Händler und Weltreisenden im Krieg gegen Venedig 1298 (und zwar in der Nähe von Korčula) gefangen genommen haben. Er hat dann ein Jahr lang im Gefängnis in Genua seinem Mitbewohner Rustichello Tag um Tag und Nacht um Nacht von seinen Abenteuern im Fernen Osten erzählt. Daraus ist „Il Milione“ entstanden, das nach Bibel und Koran meistgelesene Buch der Welt. Doch die meisten Denkmäler für diesen Pionier der Entdeckungsreisen gibt es in China, dessen Wunder Polo für die Menschen des Westens entdeckt hat. Praktischer Hinweis: Behaupten Sie niemals vor Italienern, Marco Polo sei Kroat, und vor allem nicht umgekehrt! In China hingegen genügt es zu sagen, dass Sie Europäer sind, und zu lügen (wie er es auch getan hat), dass Sie in der Nähe des Geburtsorts von Marco Polo wohnen, dann werden sich Ihnen alle Türen von selber öffnen.



Renato Baretic

Literatur von Journalisten: Die „Splitter Schule“

Zuletzt sei noch eine Reihe Fiktion schreibender Journalisten genannt, die verdeutlichen, dass sich vom Schreiben in Kroatien, wie andernorts, oft nur leben lässt, wenn man durch laufende und honorierte Schreibarbeiten ein zweites Standbein hat. Renato Baretic's Bestseller *Osmi povjerenik* (2003, deutsch: „Der achte Beauftragte“, 2013) ist eine bitterböse

Gesellschaftssatire, in der ein Politiker auf eine Adriainsel ohne Internet verbannt wird, auf der die Korruption und Machtpolitik des Festlandes bedeutungslos ist. Baretić gehört wie Boris Dežulović (*Jebo sad hiljadu dinara*, 2005, deutsch: „Scheiß heute auf tausend Dinar“) und Jurica Pavičić, dessen Romane *Nedjeljni prijatelj* (2000) und *Crvenkapica* (2006, deutsch: „Rötkäppchen“) von der Korruption und vom Zustand der kroatischen Nachkriegsgesellschaft handeln, zu einer Gruppe in Split stationierter kritischer Journalisten. Sie haben einst für das satirische, inzwischen eingestellte legendäre Blatt *Feral Tribune* geschrieben und sind in ihren vielgelesenen Romanen kritische Beobachter der Entwicklung Kroatiens geblieben.

Zu den kritischen Stimmen aus der *Feral Tribune* gehörte auch der Mitbegründer Predrag Lucić, Theatertexter, Satiriker und Dichter, der erst jüngst mit seinem Gedichtbändchen *Mjesec iznad Splita* (deutsch: „Mond über Split“) empörte Reaktionen ausgelöst hat. Dem bekannten Kritiker des kroatischen Regimes der 1990er Jahre wurde jetzt vorgeworfen, in einem satirischen Gedicht über die kroatischen Verbrechen im Ahmići-Massaker⁴ die Grenzen des Erlaubten überschritten und die Opfer beleidigt zu haben.

Im Kontrast zu diesen kritischen Dichtungen und Prosatexten der Splitter *Feral Tribune*-Generation steht die Dichtung des ebenfalls in Split geborenen Marko Pogačar, dessen Gedichtbände *Crna pokrajna* (2013), *Predmeti* (2009), *Poslanice običnim ljudima* (2007) und *Pijavice nad Santa Cruzom* (2006) bisher bereits in zwanzig Sprachen übersetzt wurden. Eine Auswahl seiner an Assoziationen und Rhythmen interes-

sierten Gedichte erschien 2010 auf Deutsch unter dem Titel „An die verlorenen Hälften“. Pogačar, 1984 geboren, steht mit seiner versierten und vielbeachteten Lyrik für eine neue Ge-

„Split“ steht sowohl für Autoren aus dem Kreis kritischer Journalisten als auch für moderne Lyrik.

neration in der kroatischen Literatur, die sich Dichtung jenseits von Geschichtsbezug wieder leisten kann. Seine Gedichte leben von philosophischen bis populärkulturellen Bezügen, reflektieren die eigene Sprache und öffnen komplexe, mitunter hermetische Bildräume, in denen ein Kroatienbezug keine Rolle spielt.

Die Zukunft der florierenden kroatischen Literaturproduktion, die sich seit der Staatsgründung gewaltig entwickelt und ausdifferenziert

⁴ 1993 im bosnischen Dorf Ahmići verübtes Massaker mit vermutlich mehr als 100 Opfern.

hat, wird einerseits auf europäischen Buchmärkten liegen, die jedoch auf lange Sicht nicht einfach bei Laune zu halten und zu begeistern sein werden, andererseits aber zunehmend auch in den Bücherregalen der Nachbarstaaten Bosnien und Herzegowina sowie Serbien und Montenegro, für die kroatische Literatur nicht eigens übersetzt werden muss.

Literaturhinweise:

Renato Baretić: Der achte Beauftragte. Berlin 2013.

Miljenko Jergović: Sarajevo Marlboro. Bozen 1996 und Frankfurt (Main) 2009.

Maša Kolanović: Underground Barbie. Münster 2012.

Marko Pogačar: An die verlorenen Hälften. Wien 2010.

Edo Popović: Der Aufstand der Ungenießbaren. München 2012.

Ders.: Im Schneesturm. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 17 (2013), 22.04.2013. S. 3-8.

Ivana Sajko: Trilogie des Ungehorsams. Frankfurt (Main) 2012.

Dies.: Archetyp Medea, Bombenfrau, Europa. Frankfurt (Main) 2008.

Dies.: Rio Bar. Berlin 2008.

Olja Savičević-Ivančević: Lebt wohl, Cowboys. Dresden 2011.

„Das Herz schlägt noch woanders.“ Kroatinnen und Kroaten in Deutschland und ihr langer Weg zur Einbürgerung

Karolina Novinscak ist Doktorandin im Fachbereich der Südosteuropäischen Geschichte an der Humboldt-Universität zu Berlin und wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Geschichte Südost- und Osteuropas an der Universität Regensburg.

Heute gehören Menschen mit einer eigenen oder familiären Migrationsgeschichte aus Kroatien zu den am längsten in Deutschland ansässigen Einwanderern. Trotzdem ist ihre Einbürgerungsquote bislang relativ gering. Sie hat im letzten Jahrzehnt sogar drastisch abgenommen. Auf der Grundlage von statistischer Analyse und qualitativen Interviews geht die Autorin der Frage nach, warum der Weg zur Einbürgerung für viele Kroatinnen und Kroaten in Deutschland so steinig ist.

„Ich fühle mich nicht zerrissen. Ich fühle mich hier auf der Welt zuhause. Egal, wo ich bin, weiß ich, dass ich Zagorka und (lacht) Rheinländerin bin. Das hat meinen Charakter geprägt. Eigentlich, ja, die Menschen, die mich halt so umgeben haben. Also ich fühle mich als eins, einheitlich mit diesen zwei Seiten in mir. Die sind sehr, sehr intensiv und die bleiben auch, weil ich sie halt liebe, ich möchte sie weiter pflegen. Am liebsten hätte ich einen Zagorje-Rheinland-Pass.“

Das Zitat ist einem biographischen Interview entnommen, das ich mit einer Lehramtsstudentin mit einer familiären Migrationsgeschichte aus Kroatien geführt habe. Gegen Ende ihrer lebensgeschichtlichen Erzählung war es ihr ganz offensichtlich ein Bedürfnis, jegliche Zerrissenheitsgefühle, die Personen mit einer Migrationsgeschichte durch Wissenschaft und Politik gerne unterstellt werden, weit von sich zu weisen. Auch bei der Beschreibung ihrer Identität erschien ihr eine bi-lokale Verortung angemessener als eine nationale.

Vom Arbeitsmigranten zum Einwanderer

Migranten und ihre Nachkommen werden jedoch von der aufnehmenden Gesellschaft primär nach nationalen bzw. staatsbürgerlichen Zugehörigkeiten und ihrem Migrationsstatus klassifiziert. Aus der Sicht der deutschen Mehrheitsgesellschaft waren Zuwanderer aus Kroatien in der Nachkriegszeit zunächst aus Jugoslawien fliehende politische Exilanten und Wirtschaftsflüchtlinge, später in den sechziger und siebziger Jahren wurden sie als jugoslawische „Gastarbeiter“ willkommen geheißen und wahrgenommen. In den neunziger Jahren kamen die Kriegsflüchtlinge hinzu. Im deutschen Volksmund wurden sie oftmals als „Jugos“ und in Jugoslawien als „Švabica/Švaba“ (Schwabens) oder „gast-arbajteri“ bezeichnet.

Die Krawatte

In der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts (um 1635) tauchte in Paris eine Truppe von etwa tausend Söldnern aus Kroatien auf, als Unterstützung für Ludwig XIII. im Dreißigjährigen Krieg. Damit sie sich in der Menge und auf dem Kampffeld gegenseitig leichter erkennen konnten, banden sie sich bunte Bänder um den Hals. Schon zehn Jahre später wurden diese Bänder, auf verschiedene Weise gebunden, in Frankreich ein Modehit, bald auch überall in Europa und in der Welt, in verschiedenen Formen; sie haben aber in den meisten Sprachen in ihrer Bezeichnung die Erinnerung an die kroatischen Soldaten beibehalten, die ihren Beitrag zur Pariser und globalen Eleganz geleistet haben. Wer weiß, was mit der Krawatte geworden wäre, wenn damals die andere Seite den Söldnern mehr geboten hätte ...

Praktischer Hinweis: Wenn Sie eine Krawatte tragen, muss sie fest und ordentlich gebunden sein, und der oberste Hemdknopf muss geschlossen sein. Wenn Sie ihn öffnen, oder wenn Sie den Knoten lockern (oder sogar beides!), dann werden alle sofort denken, dass Sie auch Kroat sind.

Renato Baretić

In den bundesdeutschen Statistiken wurden die Migranten aus Kroatien bis 1991 als „Staatsbürger Jugoslawiens“ erfasst. Die vielfältigen ethnonationalen Zugehörigkeiten der Arbeitsmigranten aus dem Vielvölkerstaat Jugoslawien waren in Deutschland kaum bekannt, da die deutsche amtliche Statistik – im Gegensatz zur jugoslawischen – auf die Erhebung des Merkmals „ethnische Zugehörigkeit“ aus historischen Gründen verzichtet. Im ehemaligen Jugoslawien hingegen hatten die Migranten zwei Staatsangehörigkeiten – die Staatsangehörigkeit zu einer der sechs Teilrepubliken (Slowenien, Kroatien, Bosnien und Herzegowina, Serbien, Makedonien und Montenegro) und die jugoslawische Bundesstaats-

angehörigkeit. Selbst im Schülerausweis wurde die jeweilige Nationalität vermerkt – jedoch nicht im roten jugoslawischen Reisepass. Für den Auslandsaufenthalt war aus staatlicher Sicht nur die Zugehörigkeit zu Jugoslawien von Bedeutung.

Für viele damalige Arbeitsmigranten bedeutete der rote jugoslawische Reisepass ein Stück Freiheit, waren sie doch die einzigen Staatsbürger eines sozialistischen Staates, die im kapitalistischen Ausland als Arbeitsmigranten langfristig leben durften. Während die Lebens- und damit Rückkehrbedingungen in Jugoslawien im Laufe der siebziger und achtziger Jahre immer schlechter wurden, wollte man im wirtschaftlich wachsenden Deutschland nicht mehr auf die als besonders fleißig geltenden Arbeitskräfte aus Jugoslawien verzichten. Von Jahr zu Jahr wurden ihre Arbeitsverträge und somit auch ihr Aufenthalt verlängert. Sie gründeten Familien und blieben in Deutschland, pflegten und pflegen bis heute noch häufig den Kontakt zu ihrem Herkunftsland. Bislang sind sie die einzige größere Zuwanderergruppe, die die ökonomische, politische und kriegereische Auflösung ihres Herkunftsstaates und ihrer ursprünglichen Staatsbürgerschaft erlebte. Seit 1991 wurden die meisten Arbeitsmigranten und ihre Nachkommen aus Kroatien zu Staatsbürgern der unabhängigen Republik Kroatien. In Deutschland sind sie statistisch als „Ausländer mit Staatsbürgerschaft Kroatien“ und zudem – auch wenn sie deutsche Staatsbürger sind – als „Personen mit Migrationshintergrund: Kroatien“ klassifiziert.

Gegenwärtig bilden die Menschen mit einer eigenen oder familiären Migrationsgeschichte aus Kroatien die größte Einwanderergruppe aus dem ehemaligen Jugoslawien in Deutschland. Gemäß den Zahlen des letzten Mikrozensus aus dem Jahr 2011 haben 360.000 in Deutschland lebende Personen einen Migrationshintergrund aus Kroatien.¹ Über die Hälfte (54 Prozent) leben in den südlichen Bundesländern, Baden-Württemberg und Bayern. Fast zwei Drittel haben noch eigene Migrationserfahrungen. Bei ihrer Zuwanderung nach Deutschland waren sie durchschnittlich 23 Jahre jung, ihre durchschnittliche Aufenthaltsdauer beträgt nunmehr über 30 Jahre. Auch zeigen die Statistiken, dass immer mehr Menschen mit kroatischen Wurzeln in Deutschland überhaupt kei-

1 Vgl. Statistisches Bundesamt (Hrsg.): Bevölkerung und Erwerbstätigkeit. Bevölkerung mit Migrationshintergrund. Ergebnisse des Mikrozensus 2011, Fachserie 1, Reihe 2.2, Tabelle 2: Bevölkerung nach detailliertem Migrationsstatus, Altersgruppen und Geschlecht, S. 56 f.

ne Migranten sind: Mehr als ein Drittel (133.000 Personen) hat keine eigene Migrationserfahrung.

Gut integriert ohne volle Staatsbürgerrechte?

Personen mit einem Migrationshintergrund aus Kroatien zeichnen sich in Deutschland nicht nur durch ihre lange Aufenthaltsdauer, sondern auch durch ihre Integrationserfolge im Bildungsbereich und im Erwerbsleben aus. So zeigen z. B. die Integrationsreporte und Arbeitsmarktstudien des Bundesamts für Migration und Flüchtlinge (BAMF), dass die Kroatinnen und Kroaten in wichtigen gesellschaftlichen Teilbereichen, dem Bildungssystem und im Arbeitsmarkt

Unter den Ex-Jugoslawen zeigen die Personen mit einer Staatsbürgerschaft Kroatiens bislang eine relativ geringe Neigung, sich in Deutschland einbürgern zu lassen.

gut integriert sind. Kroatische Schülerinnen und Schüler weisen im Vergleich zu anderen ausländischen Schülergruppen eine auffallend gute Positionierung im deutschen Bildungssystem auf. Relativ gut aufgestellt sind aber auch ihre Eltern im Erwerbsleben, wie an ihrer hohen Beschäftigungsquote bzw. niedrigen Erwerbslosenquote deutlich wird.²

Die vollen Staatsbürgerrechte in Deutschland besitzen sie allerdings nicht, denn 57 Prozent haben noch einen kroatischen Pass. In Deutschland haben Kroaten zumeist eine unbefristete Aufenthaltsgenehmigung oder eine Niederlassungserlaubnis. Einbürgerungen von Kroaten in Deutschland haben im letzten Jahrzehnt sogar drastisch abgenommen.³ 2011 waren es nur 665 Einbürgerungen, vorwiegend (72 Prozent) aus der Altersgruppe der 15- bis 45-Jährigen.

Dabei attestiert die jüngste BAMF-Studie zum Einbürgerungsverhalten von Ausländern den Personen aus dem ehemaligen Jugoslawien, ebenso wie den Personen aus der Türkei, eine relativ hohe Einbürgerungsneigung.⁴ Jedoch gibt es hier starke Differenzen innerhalb der ex-

2 Katharina Seebaß/Manuel Siegert: Migranten am Arbeitsmarkt für Deutschland. Working Paper 36 aus der Reihe Integrationsreport, Teil 9. Nürnberg: Bundesamt für Migration und Flüchtlinge, 2011, S. 30 ff; Manuel Siegert: Schulische Bildung von Migranten. Working Paper 13 aus der Reihe Integrationsreport, Teil 1. Nürnberg: Bundesamt für Migration und Flüchtlinge 2008, S. 23.

3 Statistisches Bundesamt (Hrsg.): Bevölkerung und Erwerbstätigkeit. Einbürgerungen. Fachserie 1, Reihe 2.1., Tabelle 3: Einbürgerungen 2004-2011, S. 18-41.

4 Martin Weinmann (u. a.): Einbürgerungsverhalten von Ausländerinnen und Ausländern in Deutschland sowie Erkenntnisse zu Optionspflichtigen – Ergebnisse der BAMF-

jugoslawischen Gruppe: Während die Personen mit serbischer Staatsangehörigkeit die stärkste Gruppe unter den Ex-Jugoslawen bilden, zeigen die Personen mit einer Staatsbürgerschaft Kroatiens eine bislang relativ geringe Einbürgerungsneigung. Größte Einbürgerungshürde ist dabei die Aufgabe der kroatischen Staatsbürgerschaft, die vom deutschen Staatsangehörigkeitsgesetz von Einbürgerungswilligen aus Drittstaaten – und ein solcher war Kroatien vor seinem EU-Beitritt am 1. Juli 2013 – verlangt wird. EU-Staatler und Ausländer, deren Herkunftsstaat die Ausbürgerung verweigert, dürfen hingegen ihre alte Staatsbürgerschaft behalten und Deutsche mit Doppelpass werden. Entgegen der landläufigen Meinung, dass Mehrstaatigkeit in Deutschland nicht möglich sei, sind Einbürgerungen mit Doppelpass längst die Regel. Weil serbische Staatsbürger häufig Entlassungsschwierigkeiten durch den Herkunftsstaat nachweisen können, wurden im Jahr 2010 sogar über 70 Prozent der Einbürgerungen unter Beibehaltung ihrer serbischen Staatsbürgerschaft vollzogen. Hingegen lag der Doppelpassanteil bei den kroatischen Eingebürgerten bei vergleichsweise geringen 10,9 Prozent (2010).⁵ Denn der kroatische Staat entlässt seine Staatsbürger zu meist problemlos, indes gegen eine hohe Gebühr, verbunden mit einem hohen zeitlichen Aufwand.

Das Einbürgerungsverfahren aus der Sicht der Betroffenen

Gerade für viele ältere ehemalige Arbeitsmigranten aus Kroatien ist die Einbürgerungsprozedur zu kompliziert und teuer. Zum Reisen genügt ihnen ihr kroatischer Reisepass mit den mühsam erarbeiteten Aufenthaltstiteln für Deutschland. Zudem verbinden sie ihre kroatische Staatsangehörigkeit emotional mit der Unabhängigkeit des in ihren Augen noch jungen kroatischen Staates, für die sie viele Opfer brachten.

Auch für die Nachkommen war die bis vor dem EU-Beitritt verlangte „teure“ Abgabe der kroatischen Staatsbürgerschaft ein großes Einbürgerungshindernis. In biographischen Interviews und Familiengesprächen wurde deutlich, dass diejenigen, die an der kroatischen Staatsbürgerschaft festhalten, eine Ausbürgerung primär als Absage an familiäre Wurzeln und die elterliche Herkunftskultur sehen. Zudem wurde ange-

Einbürgerungsstudie 2011. Forschungsbericht 15. Nürnberg: Bundesamt für Migration und Flüchtlinge 2012, S. 59.

5 Ebd.

zweifelt, dass die Einbürgerung zu einer gesellschaftlichen Anerkennung als gleichberechtigte Bürger in Deutschland führen könne:

„Hey, okay, du hast den deutschen Pass, aber wo auch immer du hinkommst und du wirst gefragt, wie ist dein Name, und du sagst Ahmet, komm erzähl mir nicht, dass du als Deutscher angesehen wirst. Du kriegst immer diesen Stempel aufgesetzt, egal, was für einen Pass du in der Tasche hältst, und von daher sehe ich da auch keine Veranlassung, dass ich mir einen deutschen Pass hole.“ (Interview, Tomislav B., Jahrgang 1976)

Andere wiederum trennen den formalen Akt der Einbürgerung bewusst vom nationalen Zugehörigkeitsempfinden. So z. B. Andjelko G., deutscher Staatsbürger und Geschäftsführer eines erfolgreichen deutschen Unternehmens. Insbesondere bei Sportevents fühlt er sich „durch und durch“ als Kroat:

„Ich bin Kroat, durch und durch, ich fahre zur Weltmeisterschaft zum Handball nach Zagreb und sitz im Finale ... Und da gibt es auch keine Sekunde Mutmaßungen, wofür du bist, für Deutschland oder für Kroati-en. Da gibt es, spätestens, nein, und auch nicht eine Sekunde Zweifel. Ganz ehrlich, ich muss ja eher sogar aufpassen, wenn die Serben gegen Deutschland spielen, dass man nicht auch noch für die Serben ist, obwohl man Krieg hatte und alles Mögliche. Aber irgendwie ist dieses Feuer irgendwo drin. Und auf der anderen Seite hast du trotzdem nüchtern die Staatsbürgerschaft. Ich lebe hier, ich bin hier aufgewachsen. Ganz ehrlich, dafür hab ich zu viel Politik studiert, dafür habe ich mich zu viel mit dem Thema beschäftigt, als dass ich sagen würde, dass ich hier Steuern zahle, aber völlig, ja, bevormundet werde und gar keine Stimme habe. Insofern gibt's für mich diese deutsche Staatsbürgerschaft. Das hat auch etwas damit zu tun, wo ich tatsächlich lebe. Ich bin diesem Gemeinwesen sehr dankbar und ich bin loyal und alles und super, nur, das Herz schlägt noch woanders.“

Bereits Eingebürgerte erleben die Zugehörigkeit zum deutschen Staat als Bereicherung, wegen der politischen Partizipationsmöglichkeiten und der visumsfreien Reisemöglichkeit, die insbesondere im Berufsleben von Vorteil ist. Zum Integrationshemmnis konnte die deutsche Staatsangehörigkeit jedoch dann werden, wenn sie sich für eine Niederlassung in Kroatien entschieden, weil sie dort vor dem EU-Beitritt aufenthaltsrechtlich als „Ausländer“ galten, was einen erschwerten Zugang zum Arbeitsmarkt zur Folge hatte. Tomas M., geboren 1976 in Passau, mi-

grierte 2008 nach Kroatien in den Herkunftsort seines Vaters, um sich als Unternehmer selbstständig zu machen. Bei der Anmeldung seiner Firma hatte er als deutscher Staatsbürger wesentlich höhere finanzielle Investitionsauflagen als Einheimische:

„Irgendwann mal, dachte ich mir, du bleibst in Deutschland, wirst da arbeiten und mit dem deutschen Pass, klar, da brauchst du keine Visa, wenn du irgendwo eventuell auf Geschäftsreise gehst und es wird einfach für dich mit dem deutschen Pass. Dann habe ich die deutsche Staatsbürgerschaft angenommen, musste die kroatische dann abgeben, weil ja Deutschland die doppelte nicht erlaubt und, ja, dann, zwei Jahre danach irgendwann (lachend), bin ich dann doch irgendwann nach Kroatien gegangen. Und das Witzige ist, jetzt eben, ich bin in Kroatien, und ich bin jetzt hier Ausländer (lachend). Ich werde hier überall als Ausländer angesehen. Ich geh zu irgendwelchen Behörden und die sagen, ja, als wäre ich aus Afrika gekommen, ich bin Ausländer (lachend). Musste mir also jedes Jahr, also, 'ne Geschäftserlaubnis neu beantragen, Aufenthaltsgenehmigung usw.“

Während sich die ehemaligen Arbeitsmigranten und ihre Nachkommen mit den entsprechenden Nachweisen per Antragstellung um eine Einbürgerung in Deutschland bemühen müssen, werden seit dem neuen Staatsbürgerschaftsgesetz aus dem Jahr 2000 die in Deutschland geborenen Kinder kroatischer Eltern, die eine unbefristete Aufenthaltserlaubnis besitzen, mit der Geburt zu deutschen Staatsbürgern. Sie dürfen die

Seit dem neuen Staatsbürgerschaftsgesetz aus dem Jahr 2000 werden in Deutschland geborene Kinder kroatischer Eltern mit unbefristeten Aufenthaltsgenehmigungen mit der Geburt zu deutschen Staatsbürgern.

kroatische Staatsbürgerschaft behalten und werden zu „Deutschen auf Zeit“. Denn mit Vollendung der Volljährigkeit werden sie aufgefordert, die kroatische Staatsbürgerschaft aufzugeben, damit sie Deutsche bleiben können. Nicht der Optionspflicht unterfallen hingegen Kinder, die seit ihrer

Geburt ein Elternteil mit deutscher Staatsbürgerschaft haben. Sie sind und bleiben deutsche Staatsangehörige, auch wenn sie zusätzlich noch eine oder mehrere ausländische Staatsangehörigkeiten haben.⁶

6 Die Beauftragte der Bundesregierung für Migration, Flüchtlinge und Integration (Hrsg.): Das staatsangehörigkeitsrechtliche Optionsverfahren. Was in Deutschland geborene Kinder ausländischer Eltern wissen müssen, wenn sie volljährig werden. Berlin 2012, S. 7.

Dass Einbürgerungen in Deutschland unter Beibehaltung der alten Staatsbürgerschaft längst die Regel sind, hat sich unter den Options-Betroffenen und Einbürgerungs-Interessierten herumgesprochen. Eine BAMF-Studie zur Optionsregelung belegt, dass relativ viele befragte Optionspflichtige mit türkischer oder ex-jugoslawischer Staatsbürgerschaft die verlangte Wahl zwischen den Staatsbürgerschaften als „Nachteil“ gegenüber EU-Bürgern empfinden.⁷ So wird das Einbürgerungsverfahren, das Integration fördern soll, durch die Wahlpflicht zur Diskriminierungserfahrung. Viele meiner Interviewpartner hätten gerne beide Staatsangehörigkeiten, weil ihr Leben nicht an einer Staatsgrenze aufhört.

Neue Einbürgerungsperspektiven durch den EU-Beitritt Kroatiens

Das Bedürfnis nach Mehrstaatigkeit ist weder ein Integrationshindernis noch ein Loyalitätsproblem, sondern Ausdruck gesellschaftlicher Mehrfachzugehörigkeit. Einwanderer aus Kroatien sind die ersten Gewinner des EU-Beitritts Kroatiens, weil sie als EU-Bürger nun das Recht auf Mehrstaatigkeit erwerben. Eine Ausbürgerung aus der kroatischen Staatsangehörigkeit ist für eine Einbürgerung in Deutschland nun nicht mehr notwendig. Als EU-Bürger dürfen sie ganz selbstverständlich und ohne sich dafür rechtfertigen zu müssen Staatsbürger zweier Staaten sein. Deutschland wird nach dem EU-Beitritt Kroatiens um viele Einbürgerungsanträge und damit gut integrierte Deutsche mit Doppelpass bereichert. Die Förderung des Gefühls der Zugehörigkeit, vielleicht zur Gesellschaft in Deutschland und/oder Kroatien in einem vereinten Europa, wird jedoch eine gesamtgesellschaftliche Aufgabe bleiben.

⁷ Vgl. Susanne Worbs (u. a.): Die Optionsregelung im Staatsangehörigkeitsrecht aus der Sicht von Betroffenen – Qualitative Studie. Forschungsbericht 16. Nürnberg: Bundesamt für Migration und Flüchtlinge 2012, S. 89.

Franjo Tuđman: Ein mutiger Staatsgründer mit falscher Vision

Dr. Dunja Melčić ist freie Autorin und Privatgelehrte.

Franjo Tuđman, der erste Staatspräsident der neugegründeten Republik Kroatien, war eine schillernde Figur. Biographen stellen solche zwielichtigen Charaktere oft vor beträchtliche Herausforderungen, und nicht selten verlocken sie sie zu freien Spekulationen. In vorliegendem Fall sind die biographischen Veröffentlichungen¹ gewiss mit Vorsicht zu genießen.

Ich versuche, im Folgenden die Person Tuđman aus dem geschichtlichen Kontext zu verstehen.

Geboren wurde Tuđman vier Jahre nach dem Ende des Ersten Weltkriegs (1922), also nach der Loslösung Kroatiens von Österreich-Ungarn, und zwar in einer Gegend (Veliko Trgovište), die seit Jahrhunderten Teil des Habsburgerreiches gewesen war. Auch wenn die kroatische Bevölkerung mit den politischen und allgemeinen Umständen in der Monarchie unzufrieden war, ist es kaum anzunehmen, dass eine Mehrheit den Austritt aus dem Staatsverband befürwortet hätte. Doch die Bevölkerung wurde gar nicht gefragt. Einen indirekten Beweis für diese Einstellung kann man in der überwältigenden Unterstützung für jene freiheitlich-republikanische Partei sehen, die gegen die Vereinigung mit Serbien und Slowenien eingestellt war, nämlich die Bauernpartei (HSS), die bei allen Wahlen mit Abstand die meisten Stimmen in Kroatien gewonnen hat – so auch in Tuđmans Heimatgegend im Nordwesten Kroatiens. Sein Vater war denn auch aktives Mitglied der Bauernpartei. Aber Tuđman wandte sich noch als Jugendlicher immer stärker der sozialistischen Ideologie und kommunistischen Theorie zu und rückte so-

1 Den umfangreichsten Versuch hat der Zagreber Publizist Darko Hudelist 2004 in Zagreb unter dem Titel „Tuđman: Biografija“ vorgelegt (Umfang: 741 Seiten); die vorliegende Darstellung stützt sich auf die darin enthaltenen Fakten, ohne deren Interpretation zu übernehmen.

mit vom politischen Weltbild seines Vaters ab. Schon sehr früh schloss er sich im Zweiten Weltkrieg dem kommunistischen Widerstand an.

Die erfolgreiche Organisation des bewaffneten Widerstands zahlte sich für die Kommunisten unter Josip Broz Tito (der aus der gleichen Gegend wie Tuđman stammte) auch als Partei aus: Im politischen Leben des Königreichs Jugoslawien war die Kommunistische Partei eine marginale, durch Richtungskämpfe zerstrittene politische Gruppierung; bei Kriegsende war sie zur entscheidenden politischen Kraft geworden. Für die demokratische Bauernpartei hingegen bedeutete die Ustascha-Diktatur im „Unabhängigen Staat Kroatien“² von Hitlers Gnaden eine existenzielle Bedrohung: Die Partei spaltete sich und ging dann auch unter.

Tuđman wurde im Lauf dieser Jahre einerseits zu einem typischen Parteikader, hegte andererseits größere Ambitionen und schrieb Propagandaliteratur mit höherem Anspruch.

In der Schule wurde Tuđman von den Lehrern deutliches Talent zugeschrieben. Doch in dem neuen südslawischen Staat gab es kaum Förderungsinstitutionen für junge Talente, weshalb Tuđman keine seiner Begabung entsprechende (Aus)Bildung bekommen konnte. Tuđman war also Autodidakt, d. h. er genoss weder eine professionelle Anleitung noch Unterstützung durch erfahrene Lehrer. Das ist ein grundlegendes Faktum seiner Biographie. Es gibt gewiss erfolgreiche Autodidakten, solche, die es schaffen, die fehlende akademische Ausbildung zu kompensieren. Tuđman gehörte nicht zu dieser Kategorie der Autodidakten; seine zahlreichen Publikationen sind daher vom Dilettantismus gekennzeichnet. Insbesondere verfiel er dem Plagiiere und schien dabei das Wesentliche an geistigem Abkupfern gar nicht recht verstanden zu haben.

Bereits in den ersten Monaten nach Ende des Zweiten Weltkriegs wurde Tuđman im Sommer 1945 zum Abteilungsleiter innerhalb der Personalverwaltung der Armee ernannt und blieb auf diesem Posten bis 1957. Tuđmans Leben in Belgrad scheint typisch für eine ambitionierte Gruppe junger Sieger gewesen zu sein, die sich in der Hauptstadt einfanden und die Chance zu einer schnellen Karriere ergriffen. Sein Biograph beschreibt – in unsympathischer Tratschmanier – die große bürgerliche Luxuswohnung Tuđmans mit vielen Kunstschatzen. Im Nachkriegsbelgrad brach nämlich die Zeit der revolutionären „Umverteilung“ aus, und

2 Vgl. dazu auch die Hinweise im Beitrag von Thomas Bremer in diesem Heft, S. 166 f.

Tudman war Teil dieser neuen sich rasch etablierenden Partisanen-„Elite“. Er war ein Repräsentant jener „neuen Klasse“, die von dem ersten Dissidenten des Ostblocks Milovan Đilas in den fünfziger Jahren heftig kritisiert wurde,³ auch wenn er selbst nicht ganz so hoch positioniert war wie die von Đilas angeprangerte Klasse. Als Tito Đilas schasste, war auch Tudman in seinem Wirkungskreis eifrig bemüht, alles, was nach Đilas und liberalen Aufweichungen der Doktrin roch, auszumerzen.

Wie viele andere Protagonisten des Krieges schrieb Tudman Elogen über den Partisanenkrieg und die Revolution. Es kam dann logischerweise zu Differenzen in der Interpretation, obwohl alle sich in Anpassung an die einheitliche ideologische Parteilehre übten. Differenzen betrafen, wenig überraschend, die Deutung des jeweiligen nationalen Beitrags zum Partisanenkampf und Sieg. In den internen kommunistischen Diskussionen bahnte sich ein Streit zwischen dem serbischen Hobbyhistoriker und Partisanengeneral Velimir Terzić und Tudman an, der sich gegen die Bagatellisierung der Partisanenbewegung in den kroatischen Gegenden durch den Ersteren stemmen wollte. Auf jeden Fall bekam Tudman noch als jugoslawisch orthodoxer KP-Funktionär in Belgrad das Etikett eines kroatischen Nationalisten.

Am Ende seiner Karriere bei der Armee in Belgrad wurde ihm der Dienstgrad eines Generals verliehen, 1961 bekam er kraft Benennung durch das kroatische Zentralkomitee den Direktorenposten im neu gegründeten „Institut für Arbeiterbewegung“ in Zagreb. In diesem Institut, dem er wohl eine Art Kasernenesprit verlieh, organisierte er einen um ambitionierte Themen kreisenden Betrieb. Doch alle diese Themen blieben auf bereits bestehende ideologische Gebiete beschränkt, fern von echter wissenschaftlicher Forschung: Befreiungskrieg, sozialistische Revolution und nationale Zeitgeschichte. Die allerwichtigste Frage dabei war: Was darf man von den wahren Fakten offenlegen und was muss Tabu bleiben? Für Tudman allerdings ist es zur regelrechten Obsession geworden, die Fakten über die ungefähre, aber realistische und methodisch nachvollziehbar ermittelte Zahl der Opfer im berüchtigten Ustascha-Lager Jasenovac, die geheim gehalten wurde, zugänglich zu machen bzw. die damals offiziell kolportierte völlig überdimensionierte Zahl als falsch zu entlarven.⁴ 1966 wurde Tudman wegen seiner abweichenden

3 Milovan Đilas: Die neue Klasse. Eine Analyse des kommunistischen Systems (Originaltitel: Nova klasa. Kritika savremenog komunizma). München 1958.

4 Das Lager Jasenovac war das größte Konzentrations- und Vernichtungslager in Südosteuropa während des Zweiten Weltkriegs. Über die Zahl der dort ermordeten

Deutung der nationalen Zeitgeschichte aus der Partei ausgeschlossen und musste natürlich auch seinen Direktorenposten räumen. Da er sich dieser Konsequenzen seines Handelns bewusst gewesen sein müsste, ist Tuđmans Verhalten als aufrichtig und mutig einzuschätzen. Dies gilt auch für seine lange Dissidentenzeit, in der ihn seine politische, vorwiegend literarische, Aktivität zweimal längere Gefängnisstrafen kostete.

Ende der achtziger Jahre wirkte sich die veränderte Weltlage auch auf das jugoslawische System allmählich aus; dieses war übrigens völlig abgewirtschaftet und auf Hilfe aus dem Westen angewiesen. Die repressive Ordnung bekam erste Risse. So bekamen auch die Dissidenten, Milovan Đilas in Belgrad und Franjo Tuđman in Zagreb, endlich Reisepässe und konnten nach vielen Jahren erstmals ins Ausland reisen. Tuđman machte 1987 auf Einladung auslandskroatischer Vereine eine ausgiebige Vortragsreise nach Kanada und in die Vereinigten Staaten. Dabei knüpfte er, der überhaupt sehr gut vernetzt war, neue Kontakte auch in ultranationalistischen Kreisen an. Über den Einfluss dieser Kreise auf seine politische Konzeption wurde viel und nicht besonders überzeugend spekuliert. Jedenfalls sah er selbst offensichtlich keinen Grund für das jahrzehntelang geschürte Misstrauen gegenüber Auslandskroaten mehr. Einige Personen aus diesen Kreisen holte er sogar in sein Team. Diese Vernetzung mit den einflussreichen und zahlreichen Organisationen der Auslandskroaten brachte Tuđman und seiner HDZ (Kroatische Demokratische Gemeinschaft) den entscheidenden Vorsprung bei den ersten freien Wahlen im April 1990 vor anderen neugegründeten Parteien, die zwar auch gegen die bis dato allein herrschenden Kommunisten antraten, aber deren Misstrauen gegenüber „Exilkroaten“ samt der inländischen Verwandtschaft mehr oder minder teilten.

Tuđman regierte danach ununterbrochen zehn Jahre lang (1990-1999), und zwar in der turbulentesten Zeit, die das Land je in bekannter Geschichte erlebte. Es gibt keinen Politiker auf der Welt, der in so aufgewühlten Zeiten keine Fehler gemacht hätte. Also gilt es *cum grano salis*, Tuđmans Fehler und Verdienste als Politiker einzuschätzen. Man kann bei Tuđman zwischen dem Intellektuellen und dem Politiker unterscheiden. Tuđmans politische Ideen, seine einseitigen Theorien und seine nationalistische Rhetorik waren insgesamt vormodern, ja anachro-

Menschen herrscht bis heute keine Klarheit; die Schätzungen schwanken zwischen 50.000 und 400.000 Opfern. Im kommunistischen Jugoslawien wurde die Zahl mit 700.000 angegeben, was sicher überhöht war (Anm. d. Redaktion).

nistisch. Dies betraf insbesondere seine Ansichten über Bosnien und Herzegowina, das er für ein Überbleibsel aus Kolonialzeiten und somit dem Zerfall geweiht hielt. Eine solche Einstellung korrespondierte mit seinem überholten nationalen Konzept, das von den ethnizistischen Vorstellungen *eines* kroatischen Volkes herrührte, welche die politischen Realitäten und die modernen demokratischen Entwicklungen nicht angemessen zu berücksichtigen vermochten. (Allerdings waren und sind solche nationalistischen Vorstellungen noch immer weit verbreitet und tief verankert als jeweilige „nationale Identitäten“.)

Tudmans Leistung als Politiker und Staatsmann kann man hingegen vorwiegend positiv bilanzieren. Im Nachhinein und im Vergleich mit den Fähigkeiten seiner Mitstreiter und Nachfolger fällt auf, dass er echte Führungsqualitäten besaß – eine seltene Eigenschaft in der kroatischen politischen Szene. Kompromissfähigkeit war auch eine solche Eigenschaft, die sich etwa im Abkommen mit dem bosnischen Präsidenten Alija Izetbegović vom Februar 1994 über die Beendigung des Krieges in Bosnien und Herzegowina klar manifestierte. Vor allem: Tudman hatte Mut zu schwierigen und großen Entscheidungen. Zwei solche großen Entscheidungen, die wesentlich für die Entwicklung Kroatiens waren, sind hervorzuheben: einmal die Volksbefragung zur Unabhängigkeit der Republik (Mai 1991) und dann die Entsatzoperation „Sturm“ (August 1995).

Es wird oft behauptet, Tudman hätte mit seiner Rhetorik den Konflikt mit „den Serben“ verschärft. Chronologisch stimmt das erst einmal nicht. Er fand aber klare und scharfe Worte als Antwort auf die groben propagandistischen Angriffe serbischer Nationalisten. Dass dies vielen in Kroatien gefiel, ist kaum verwunderlich – nach dem notorischen „kroatischen Schweigen“. Er schwankte aber in seiner Haltung zwischen zu großem Respekt vor der serbischen Stärke (vor allem in der Form der Streitkräfte) und der Verachtung für die serbische „Kulturlosigkeit“; seine Politik gegenüber der „Serbenfrage“ blieb so ambivalent.

Sein Handeln konnte also nicht von seinen politischen Ideen unberührt bleiben; ein Beispiel dafür ist auch sein Bemühen um ein „historisches Abkommen mit Serbien“ bzw. mit Slobodan Milošević – nach dem Vorbild aus der Vorkriegszeit und auf Kosten des dritten Beteiligten, der souveränen Republik Bosnien und Herzegowina. An diese Illusion glaubte er wohl nicht ganz, weshalb er dann letztendlich doch pragmatisch als Politiker handelte.

Durch diesen politischen Pragmatismus ist er zum wichtigsten Politiker und Staatsmann der jungen Republik Kroatien geworden. Diesen Rang wird ihm keiner bald streitig machen können.

Seine politischen Ideen hingegen scheinen jetzt schon vergessen zu sein. Nach seinem Tod am 10. August 1999 schob sogar die von ihm gegründete HDZ sein ideologisches Erbe weitgehend beiseite. Die europäische Zukunft für Kroatien war Tudman äußerst wichtig, aber die Bedeutung des modernen Europa als *Wertegemeinschaft* hat er nie begriffen; seine nationalistische Auffassung von Kroatien enthielt keine Ideen, die auf eine moderne Zukunftsperspektive hinweisen würden, und ihr fehlte jener freiheitlich-republikanische durch den großen Zwischenkriegszeitpolitiker Stjepan Radić geprägte Geist, der der Bauernpartei innewohnte, die ja in seiner Jugend seine politische Heimat war.

Länderinfo Kroatien

Fläche: 56.642 km²

Einwohner: 4,3 Millionen

Hauptstadt: Zagreb

Ethnische Gruppen:

89,6 % Kroaten

4,5 % Serben

0,5 % Bosnier

0,4 % Ungarn

5,0 % Andere (Slowenen, Tschechen, Roma usw.;

Zahlen von 2001)



Geschichtlicher Überblick:

In der Spätantike gehörte das Gebiet des heutigen Kroatien zum Römischen Reich. Seit dem 6. Jahrhundert wanderten slawische Stämme ein, die wenig später christianisiert wurden, wobei die Grenze zwischen west- und ostkirchlicher Tradition durch diesen Teil Südosteuropas verlief. Die slawischen Bewohner nordwestlich dieser lockeren Trennlinie (der Name „Kroaten“ für einige Teilstämme taucht im 9. Jahrhundert auf) gehörten seither zum westeuropäischen, katholisch geprägten Kulturraum und unterschieden sich fortan von den sprachlich nahe verwandten Nachbarn im Südosten. Nach einer kurzen Phase eigenständiger Staatsbildung fiel Kroatien im 12. Jahrhundert an Ungarn und teilte bis zum Ende des Ersten Weltkriegs dessen Geschichte und Entwicklung.

Mit dem Erwachen von Nationalbewusstsein und Rückbesinnung auf die eigene sprachliche und kulturelle Tradition im 19. Jahrhundert entstand bei vielen Kroaten der Wunsch nach Eigenstaatlichkeit. Parallel dazu gewannen Strömungen an Gewicht, die auf einen Zusammenschluss aller Slawen in Südosteuropa in einem Gesamtstaat unter serbischer Führung hinausliefen. 1918 wurde Kroatien Teil des „Königreichs der Serben, Kroaten und Slowenen“ (seit 1929: Jugoslawien), jedoch wurde die Hoffnung auf gleichberechtigte Entwicklung in diesem Staat rasch enttäuscht. Der Gegensatz zwischen Kroaten und Serben führte zu wachsender Entfremdung, die sich – auch wenn der faschistisch geprägte „Unabhängige Staat Kroatien“ während des Zweiten Weltkriegs Episode blieb – im seit 1945 kommunistisch geprägten Jugoslawien fortsetzte. Am Ende des langjährigen Zerfallsprozesses des Gesamtstaats konnte Kroatien seine Unabhängigkeit proklamieren (25. Juni 1991). Seit dem 1. Juli 2013 gehört das Land der Europäischen Union an.

Politisches System:

Kroatien ist eine *parlamentarische Republik*, gegliedert in 20 Provinzen (kroatisch „županija“, deutsch: „Gespanschaften“ oder „Komitate“) und die eigene Verwaltungseinheit Zagreb.

Einkammerparlament (sabor) mit 151 Mitgliedern; Legislaturperiode 4 Jahre, letzte Wahl: 4. Dezember 2011.

Staatsoberhaupt: Ivo Josipović, Präsident (seit 19. Februar 2010)

Regierungschef: Zoran Milanović, Ministerpräsident (seit 23. Dezember 2011)

Ökonomische und soziale Rahmendaten:

Die globale Finanzkrise und ihre Folgen führten seit 2009 zu einem starken Rückgang der Wirtschaftsleistung und des bisherigen positiven Wirtschaftstrends; für 2013 rechnen Experten sogar mit einem Rückgang des Bruttoinlandsprodukts um 0,5 Prozent. Die Arbeitslosenquote liegt bei ca. 15 % (2012). Fehlende Rechtssicherheit, eine stark defizitäre Sozialversicherung, Produktivitätsrückstände und ein immer noch großer Bestand an staatlichen Betrieben, deren Privatisierung nicht im erwünschten Maß vorankommt, sind immer noch Probleme, die es zu bewältigen gilt.

Kirchliche Strukturen:

Religionszugehörigkeit: Mit einem Anteil von ca. 86 % an der Bevölkerung ist die *römisch-katholische Kirche* die mit Abstand stärkste Religionsgemeinschaft. Daneben sind zu nennen: orthodoxe Christen (ca. 4 %), Moslems (1,5 %), kleinere protestantische Gemeinschaften u. a.

Die *römisch-katholische Kirche* gliedert sich in vier Kirchenprovinzen (Zagreb, Osijek-Đakovo, Rijeka-Senj, Split-Makarska) mit insgesamt elf Suffraganbistümern; außerdem gibt es das exemte Erzbistum Zadar. Für die griechisch-katholischen Christen besteht die Eparchie Križevci.

Renovabis-Projekte und Schwerpunkte der Förderung:

Renovabis hat sich zunächst besonders bei der Wiederherstellung der kriegsbedingt zerstörten Infrastruktur engagiert (Kirchen, Pastoralzentren usw.). Seit 2000 hat sich die Förderung zunehmend in den Bildungsbereich verlagert (Erwachsenenbildung, weiterführende Schulen) und wird künftig noch stärker als bisher auch Laienbewegungen in den Blick nehmen.

Interessante Internetadressen:

<http://www.vlada.hr/> (offizielle Seite der kroatischen Regierung)

<http://www.kroatien.eu/> (allgemeine Informationen)

<http://www.hbk.hr/> (kroatische Bischofskonferenz)

Interview mit Botschafter Dr. Miro Kovač über Kroatien nach dem Beitritt zur Europäischen Union



Die Fragen stellte Thomas Bremer.

Herr Botschafter, Ihr Land ist in diesem Jahr der Europäischen Union beigetreten. Welche Vorteile versprechen Sie sich für Kroatien durch diesen Beitritt?

Zunächst einmal gilt es hervorzuheben, dass der Beitritt Kroatiens zur Europäischen Union unzertrennlich verbunden ist mit der Erlangung der Anerkennung der Eigenständigkeit. Wegen der politischen Erschütterungen in den neunziger Jahren kam es zu einer Verzögerung der Integration Kroatiens in das Gemeinsame Haus Europa. Durch den jetzt endlich erfolgten Beitritt ist Kroatien nicht nur Teil des Binnenmarktes, sondern auch eines Raumes des Rechts, der Freiheit und der Demokratie geworden. Ich bin überzeugt, dass unsere Teilhabe an diesem gemeinsamen Raum förderlich sein wird für die Entwicklung Kroatiens, mittelfristig auch für die Steigerung des Wohlstands im Lande.

Welche Vorteile des Beitritts Kroatiens sehen Sie denn für die anderen Mitgliedsstaaten der Union?

Kroatien bringt sich als Land mit seinen Menschen in die Europäische Union ein, wozu auch der prinzipielle Zuspruch zur europäischen Idee und der bisher geleistete Beitrag zur Verwirklichung des Friedens und der Demokratie gehören.

Die Europäische Union befindet sich zweifellos in einer Krise; das betrifft nicht nur die Wirtschaft, sondern auch grundsätzliche Fragen, die sich etwa in der britischen Haltung äußern. Wie muss sich die Union Ihrer Meinung nach entwickeln?

Mittel- und langfristig bin ich Optimist bezüglich der europäischen Idee. Man darf die Menschen aber nicht mit „zu viel Europa“ überfordern. Man spürt ihr Bedürfnis nach Nähe. Brüssel und Straßburg scheinen ihnen fern zu liegen. Deshalb gilt es, dass insbesondere an den nationalen politischen Schnittstellen europäisch gedacht und gewirkt wird.

Im Vorfeld des Referendums über den Beitritt hat es auch in Kroatien

kritische Stimmen gegeben – wie schätzen Sie diese heute ein? Wie groß ist ihr politischer Einfluss?

Die Bevölkerung in Kroatien befürwortet im Grunde genommen den Beitritt Kroatiens zur Europäischen Union. Dass es auch Skeptiker gibt, wenngleich nicht viele, zeugt von Pluralismus und Reife, verwundert aber nicht, gibt es doch gerade in den alten Mitgliedsstaaten einen ziemlich ausgeprägten Argwohn die Europäische Union betreffend.

Ihr Land muss in den nächsten Jahren, wenn die Bedingungen dafür geschaffen sind, auch den Euro einführen – was ist dafür noch nötig, und wann wird es nach Ihrer Einschätzung soweit sein?

Kroatien wird sich zunächst mit der Durchführung von Strukturreformen und somit mit der Steigerung der eigenen Wettbewerbsfähigkeit befassen. Der Beitritt zur Währungsunion wird später auf der Tagesordnung sein.

Kroatien hat gemeinsame Grenzen mit zwei Beitrittskandidaten – Montenegro und Serbien – sowie mit einem Staat, der noch weit von einem Beitritt zur Europäischen Union entfernt ist, Bosnien und Herzegowina. Welche Auswirkungen hat der kroatische Beitritt für diese Staaten, und sehen Sie hier eine besondere Rolle für Kroatien?

Wir sind überzeugt davon, dass der Beitritt Kroatiens zur Europäi-

schen Union einen positiven Effekt auf die Beitrittsperspektive unserer südosteuropäischen Nachbarn haben wird. Wir werden diese Perspektive fördern und konstruktiv agieren.

Zwischen Kroatien und Deutschland gibt es zahlreiche Verbindungen; die vielen hier lebenden Kroaten und die vielen deutschen Touristen sind ein Aspekt, aber es gibt auch starke wirtschaftliche Beziehungen. Wie sehen Sie die Beziehungen zwischen beiden Ländern, und wie können sie sich noch entwickeln?

Die Beziehungen zwischen unseren beiden Ländern und ihren Menschen sind sehr intensiv. Trotzdem gibt es gerade im Bereich der Wirtschaft genügend Luft, um die Beziehungen noch zu vertiefen. Ein Blick auf den Umfang der Handelsbeziehungen Deutschlands mit anderen Ländern Mittel- und Osteuropas reicht aus, um zu erahnen, wie ausbaufähig die kroatisch-deutschen Wirtschaftsbeziehungen sind.

Wie stellt sich für Sie die wirtschaftliche Situation Ihres Landes dar? Was sind die Stärken, wo liegen Defizite?

Kroatien hat ein modernes Autobahnnetz aufgebaut, es ist schnell zu erreichen aus dem deutschsprachigen Raum, viele Menschen sind des Deutschen mächtig. Die Durchführung von Strukturreformen wird Kroatien noch attraktiver für Investitionen und somit auch wettbewerbsfähiger machen.

Wie sehen Sie heute die Situation von Justiz und Grundrechten in Kroatien, nachdem gerade diese Bereiche (Stichwort „Korruption“) im Vorfeld zu Verzögerungen des Beitritts geführt haben?

Es geht im Grunde um die Notwendigkeit der weiteren Steigerung von Effizienz. Korruption gibt es in Kroatien so wie auch anderswo. Mit effizienten Strukturen, mit effizienten Verwaltungsprozessen wird Korruption leichter verhindert.

Zum Schluss bitten wir Sie noch um einige Geheimtipps für unsere Le-

ser: Welches kroatische Buch, welche Musik, welche Region, welche Spezialität und welches Getränk würden Sie empfehlen?

Stellen Sie sich Folgendes vor: An einem heißen Sommertag sitzen Sie im Schatten, im Garten eines Hauses, das sich auf einer der dalmatinischen Inseln befindet, Sie genießen einen guten Rotwein von der Rebsorte Plavac mali, verkosten dazu dalmatinischen Schinken mit Oliven und lesen „Was ist schon ein Mann ohne Schnurbart? (Što je muškarac bez brkova?)“ von Ante Tomić. Das wäre doch schön, oder?

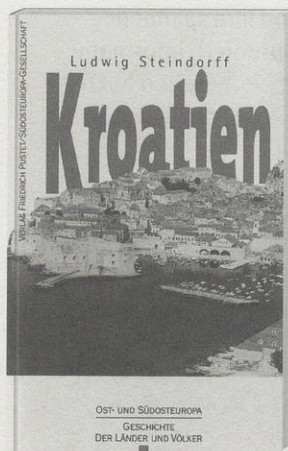
Übersicht der Textkästen

<i>Ludwig Steindorff</i>	
Die Republik Dubrovnik	164
<i>Prof. Dr. Ludwig Steindorff ist Professor für Geschichte Ost- und Südosteuropas an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel.</i>	
<i>Das Foto stellte Matthias Kneip zur Verfügung.</i>	
<i>Burkhard Haneke</i>	
Der Weg Kroatiens in die Europäische Union	174
<i>Renato Baretić</i>	
Die Schachbrettfahne (kroatisch „Šahovnica“)	181
<i>Renato Baretić ist ein bekannter kroatischer Journalist und Romancier (vgl. auch den Hinweis im Beitrag von Miranda Jakiša, oben S. 213 f.).</i>	
<i>Bild: http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Coat_of_arms_of_Croatia.svg</i>	
<i>Slavko Kovačić</i>	
Der Glagolitizismus in der kroatischen Kulturtradition	190
<i>Prof. Dr. Slavko Kovačić ist emeritierter Kirchenhistoriker und lebt in Split. Er stellte auch die Abbildung zur Verfügung.</i>	
<i>Renato Baretić</i>	
Nikola Tesla	200
<i>Bernhard Brehmer</i>	
Zwischen Tradition und Neuanfang: die kroatische Sprache seit 1990	208
<i>Prof. Dr. Bernhard Brehmer hat den Lehrstuhl für Slawische Sprachwissenschaft an der Ernst-Moritz-Arndt Universität Greifswald inne.</i>	
<i>Renato Baretić</i>	
Marco Polo	213
<i>Bild: http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Marco_Polo_portrait.jpg</i>	
<i>Renato Baretić</i>	
Die Krawatte	217
<i>Die Textbeiträge von Renato Baretić übersetzte Thomas Bremer.</i>	

Bücher

- Josip Baloban (Hrsg.): In Search of Identity. A Comparative Study of Values: Croatia and Europe. Zagreb: Golden marketing-Tehnička knjiga, 2005.*
- Renato Baretić: Der achte Beauftragte. Berlin: Dittrich, 2013.*
- Konrad Clewing/Oliver Jens Schmitt (Hrsg.): Geschichte Südosteuropas. Vom frühen Mittelalter bis zur Gegenwart. Regensburg: Friedrich Pustet, 2012.*
- Siniša Kušić: Zwischen Euphorie und Ernüchterung. Kroatien auf dem Weg in die EU. (Sozio-ökonomische Perspektiven in Südosteuropa, Bd. 1). Frankfurt: Peter Lang, 2007.*
- Norbert Mappes-Niediek: Kroatien. Das Land hinter der Adria-Kulisse. Berlin: Ch. Links, 2009.*
- Sabrina P. Ramet/Konrad Clewing/Renéo Lukić (Hrsg.): Croatia since Independence. War, Politics, Society, Foreign Relations. (Südosteuropäische Arbeiten, 131). München: R. Oldenbourg 2008.*
- Ludwig Steindorff: Kroatien – Geschichte der Länder und Völker. Vom Mittelalter bis zur Gegenwart. 2., aktualisierte und erweiterte Aufl. Regensburg: Friedrich Pustet, 2007.*
- Holm Sundhaussen: Jugoslawien und seine Nachfolgestaaten 1943–2011. Eine ungewöhnliche Geschichte des Gewöhnlichen. Wien: Böhlau, 2012.*
- Nenad Zakošek/Tomislav Maršić: Das politische System Kroatiens. In: Wolfgang Ismayr (Hrsg.): Die politischen Systeme Osteuropas. 3. Aufl. Wiesbaden 2009, S. 773–835.*

Geschichte der Länder Ost- und Südosteuropas



LUDWIG STEINDORFF

Kroatien

Vom Mittelalter bis zur Gegenwart

Die wichtigsten Stationen der politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Geschichte des beliebten Urlaubslandes.

„Für seine umfassende und gleichzeitig vielfältige Information ist dem Autor zu danken.“

Südosteuropa Mitteilungen

2. aktualisierte und erweiterte Auflage
280 S., 16 Bildseiten, franz. Broschur

ISBN 978-3-7917-2100-2, € (D) 26,95



ISBN 978-3-7917-1908-5, € (D) 26,95



ISBN 978-3-7917-2050-0, € (D) 26,95



ISBN 978-3-7917-2169-9, € (D) 26,95



ISBN 978-3-7917-1723-4, € (D) 26,95



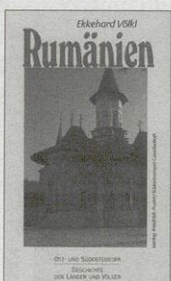
ISBN 978-3-7917-1769-2, € (D) 26,95



ISBN 978-3-7917-2004-3, € (D) 26,95



ISBN 978-3-7917-1751-7, € (D) 26,95



ISBN 978-3-7917-1463-9, € (D) 26,95



VERLAG
FRIEDRICH
PUSTET

Verlag Friedrich Pustet

Unser komplettes Programm unter:
www.verlag-pustet.de

Tel. 0941 / 92022-0

Fax 0941 / 92022-330

bestellung@pustet.de

Entdecken Sie Europas Metropolen!



ISBN 978-3-7917-2454-6, € (D) 14,95

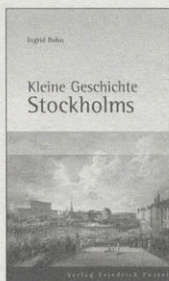
Europäische Metropolen und ihre spannende Geschichte – fundiert, komprimiert, informativ und verständlich! Ideal zum Vorbereiten auf die nächste Städtereise – oder zum Schwelgen in Erinnerungen an die letzte!

Alle Bände sind ausgestattet mit zahlreichen Abbildungen, einer Zeittafel und einem Stadtplan.

Bisher erhältlich: Amsterdam, Budapest, Istanbul, Kopenhagen, Prag, St. Petersburg, Stockholm, Wien und Zürich.



ISBN 978-3-7917-2248-1, € (D) 14,95



ISBN 978-3-7917-2121-7, € (D) 14,95



ISBN 978-3-7917-2122-4, € (D) 14,95



ISBN 978-3-7917-2330-3, € (D) 14,95



ISBN 978-3-7917-2272-6, € (D) 14,95



ISBN 978-3-7917-2418-8, € (D) 19,95



ISBN 978-3-7917-2227-6, € (D) 14,95



ISBN 978-3-7917-2329-7, € (D) 14,95



VERLAG
FRIEDRICH
PUSTET

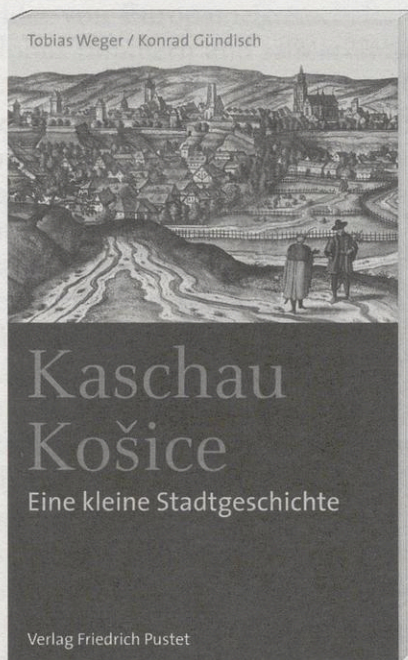
Verlag Friedrich Pustet

Unser komplettes Programm unter:
www.verlag-pustet.de

Tel. 0941 / 92022-0

Fax 0941 / 92022-330
bestellung@pustet.de

Kaschau – Europäische Kulturhauptstadt 2013



TOBIAS WEGER / KONRAD GÜNDISCH

Kaschau / Košice

Eine kleine Stadtgeschichte

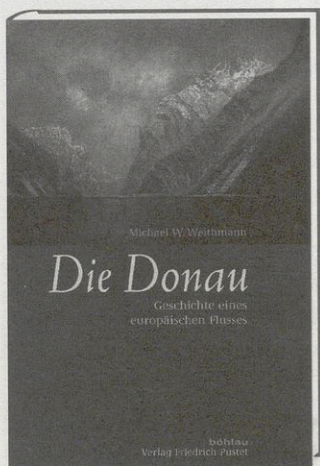
- **Die erste Geschichte in deutscher Sprache**
- **Kompakt, fundiert und gut lesbar**

Kaschau, »die neue kreative Stadt der Slowakei«, ist 2013 Europäische Kulturhauptstadt. Das Zentrum der Ostslowakei hat viele Namen: Košice, Kassa,

Kaschau, Cassovia ... Diese Namensvielfalt zeugt von einer wechselvollen Geschichte, die sich auch heute noch im Stadtbild widerspiegelt. Ungarn, Slowaken, Deutsche, Juden, Ruthenen und Roma haben die Kultur Kaschaus ebenso geprägt wie deren religiöse Vielfalt und die intensiven wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Beziehungen. Die erste Geschichte in deutscher Sprache schafft einen kompakten und gut lesbaren Überblick über die spannende Geschichte der zweitgrößten Stadt der Slowakei!

184 S., 33 Abb., frz. Broschur, ISBN 978-3-7917-2479-9, € (D) 14,95

Geschichte – von Ost bis West



MICHAEL W. WEITHMANN

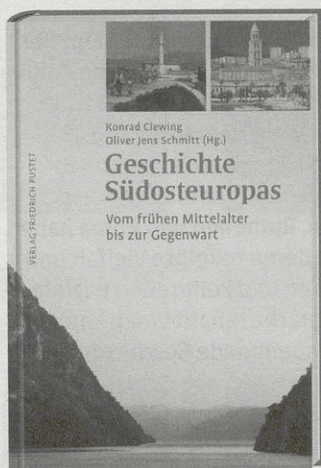
Die Donau

Geschichte eines europäischen Flusses

„Michael Weithmann hat mit seinem Buch ein Standardwerk für einige Generationen vorgelegt ... Das Ganze lässt sich gleichermaßen als Reiseführer wie als Nachschlagewerk benutzen.“ ORF-Radio

320 S., 50 Abb. und Karten, geb. mit SU
ISBN 978-3-7917-2443-0 (D, CH)
€ (D) 29,95

Koproduktion mit dem Böhlau Verlag Wien
Bestellungen in Österreich über die
ISBN 978-3-205-78870-6, € (A) 29,95



KONRAD CLEWING / OLIVER JENS SCHMITT (HG.)

Geschichte Südosteuropas

Vom frühen Mittelalter bis zur Gegenwart

Eine epochenübergreifende Darstellung mit Blick auf die gesamtregionalen Zusammenhänge.

„... dürfte auf Jahre hinaus maßgeblich für die deutsche Südosteuropa-Forschung bleiben und gehört in die Handbibliothek eines jeden, der an den Vorgängen in dieser Region interessiert ist.“

Frankfurter Allgemeine Zeitung

912 S., farb. Bildteil, geb. mit SU
ISBN 978-3-7917-2368-6, € (D) 39,95

Editorial

Die Bedeutung des Sports für das politische und gesellschaftliche Selbstbewusstsein von Nationen wird häufig unterschätzt. Vor allem von denjenigen, die sich für Sport nicht interessieren. Doch spätestens wenn die Bilder von Europameisterschaften oder Weltmeisterschaften über den Globus flimmern und sich schließlich auch der letzte Sportmuffel eine Nationalfahne ans Auto klemmt, wird die Macht des Sports über die Gesellschaft deutlich. Was die Politik häufig nicht leisten kann, vermag zuweilen ein Ball. So lernten die Deutschen bei der Fußball-WM im eigenen Land 2006 ihre Nationalfarben neu lieben, und auch die Polen entwickelten durch die Fußball-EM 2012 ein neues, fröhliches Verhältnis zu ihrer Fahne, das bislang geprägt war von Stolz, aber auch von der Erinnerung an tragische Ereignisse der eigenen Geschichte. Freilich scheint der Fußball in dieser Beziehung konkurrenzlos in Europa, für manchen Fan mag er als Ersatzreligion dienen: Anhänger „pilgern“ zu Spielen, Arenen werden zu „Fußballtempeln“, und die Duelle finden auf „heiligem Rasen“ statt. „In Zeiten, in denen immer weniger die Gesellschaft zusammenhält, wird der Fußball zum sozialen Kitt. Keine Religion kann das mehr leisten ...“ schrieb der „Focus“ in seiner Titelstory im August diesen Jahres. Andererseits wird der Sport in manchen Ländern als Ventil gesellschaftlicher Frustration oder religiöser Instrumentalisierung missbraucht. Doch nicht in allen Nationen steht der Fußball im Zentrum der sportlichen und politischen Aufmerksamkeit. Auch andere Sportarten prägten maßgeblich die Geschichte einzelner Länder, so das Eishockey in Tschechien oder Basketball in Litauen.

Das vorliegende Heft zeigt an unterschiedlichen Beispielen aus Ländern Ostmitteleuropas den Zusammenhang von Sport, Politik und nationaler Identität auf. Dabei spielt der Blick in die Geschichte ebenso eine Rolle wie die Situation des Sports in den gegenwärtigen politischen Verhältnissen.

Die Redaktion

Eishockey – Nationalsport in Tschechien

Lothar Martin ist Redakteur von Radio Prag.

Wie bei kaum einer anderen europäischen Nation spielte und spielt Eishockey als Nationalsport in der früheren Tschechoslowakei und im heutigen Tschechien eine herausragende Rolle. Auf internationaler Ebene konnten zahlreiche Erfolge erzielt werden, wobei, wie im folgenden Beitrag erkennbar wird, besonders die Siege über die Sowjetunion nach 1968, also in der Zeit der „Normalisierung“ nach dem Ende des Prager Frühlings, das Selbstbewusstsein der kleinen Nation gegenüber dem übermächtigen Gegner stärkten.

„Wir Tschechen, wir haben das Eishockeyspiel in unseren Genen.“ Das sagte Vladimír Růžička, Jahrgang 1963, zum Ende seiner aktiven Karriere. Eine Karriere, die gespickt war mit Erfolgen und die von zwei besonders schönen Triumphen gekrönt wurde – dem Weltmeister(WM)-Titel 1985 und dem hierzulande legendären Olympiasieg 1998 in Nagano. Seine Karriere als Spieler beendete Růžička im Sommer 1999. Seitdem ist der akribische Tüftler in Sachen Eishockey ein nicht minder erfolgreicher Trainer. Bisherige Höhepunkte dieser Tätigkeit sind zwei WM-Titel, die er mit der tschechischen Nationalmannschaft 2005 in Wien und 2010 in Köln holte. Den Turniersieg von 2005 widmete er seinem Vorbild und Vorgänger als Auswahlcoach – dem charismatischen und gewieften Trainerfuchs Ivan Hlinka. Der elegante Schlittschuhläufer Hlinka hatte als Spieler bei Weltmeisterschaften nicht weniger als elf Medailen errungen, darunter drei goldene. Sein Meisterstück vollbrachte er jedoch als Trainer.

1998 wurde bei den Olympischen Winterspielen in Nagano das „Jahrhundertturnier“ im Eishockey ausgetragen. Es wurde so genannt, weil nach dem Ende des Kalten Krieges erstmals auch die besten Profis der National Hockey League (NHL) daran teilnahmen. Die USA und besonders Kanada, das Mutterland des Eishockeys, gingen als Favoriten in das Turnier. Beide Mannschaften scheiterten jedoch schon im Viertelbeziehungsweise Halbfinale – am Team der Tschechischen Republik. Hlinka führte seine Mannen dann auch im Finale zum Erfolg. Der 1:0-

Sieg über Russland ist bis heute die Krönung der Leistungen aller Eishockeycracks, die zwischen Erzgebirge und Beskiden aufgewachsen sind. Einer der Leitsprüche des leider bei einem Autounfall im August 2004 ums Leben gekommenen Hlinka lautete: „Hauptsache, ihr macht euch nicht in die Hosen!“ Mit spielerischem Geschick im Blut und Kämpfertum im Herzen haben die Tschechen dann auch über Jahrzehnte für Aufsehen und Furore im internationalen Eishockey gesorgt.

Erste WM-Titel nach dem Krieg

In Tschechien ist man Stolz darauf, zu den Pionieren des Hockeysports in Europa zu gehören. Im Jahr 1908 gehörte das damalige Böhmen zu den fünf Gründungsmitgliedern der LIHG, der Vorläufer-Organisation des heutigen Eishockey-Weltverbandes (IIHF). Auf dem alten Kontinent wurde zu dieser Zeit das Kufenspiel auf dem Eis noch häufiger mit einem Krummstock und einem Ball als so genanntes Bandy gespielt. Derart ausgerüstet reiste die damalige tschechische Nationalmannschaft auch 1909 zu einem Turnier im französischen Chamonix an. Dort aber mussten die sieben Spieler aus Prag erleben, wie nach anderen Regeln und mit anderer Ausrüstung das „kanadische Hockey“ zur Austragung kam. Die Konsequenz war niederschmetternd: Mit vier Niederlagen (gegen Frankreich, die Schweiz, Belgien und England) im Gepäck trat das Team die Heimreise an. Auf der Rückreise aber machte es noch Station im Alpen-Wintersportort Les Avants, wo es den örtlichen Skating Club bezwang, in dem auch vier Briten spielten. Über diese Sensation schrieb die französische Zeitschrift „Les sports d'Hiver“: „Die tschechische Mannschaft überraschte mit der Schnelligkeit ihrer Stürmer, tollen Pässen, Kampfgeist und guten Kombinationen. Sobald es diese Mannschaft verstehen wird, besser mit dem kanadischen Stock umzugehen, und sie es lernt, besser zu schießen, dann wird sie zu den Besten gehören.“ Das dauerte in der Tat nicht lange. Noch vor dem Ersten Weltkrieg gewann Böhmen zweimal die Europameisterschaft, die ab 1910 ausgespielt wurde. Aus den tschechischen Schülern von Chamonix waren also sehr schnell Europas beste Eishockeyspieler geworden.

Bereits vor dem Ersten Weltkrieg zählten tschechische Eishockeyspieler zu den besten Europas.

Auf den ersten Weltmeistertitel müssen die Tschechen und Slowaken allerdings bis kurz nach dem Zweiten Weltkrieg warten. 1947 fand die

erste WM der Nachkriegsära in Prag statt. Sie wurde im Eisstadion auf der Hetzinsel (Na Štvanici) ausgetragen, es war die bis dahin einzige Halle mit Kunsteis in der Tschechoslowakei. In dieser schwierigen Zeit hatten die Menschen in Europa zunächst ganz andere Nöte: Sie mussten die Kriegsschäden beseitigen, die Versorgung war schlecht, die politische Situation noch instabil. Die Ausgangssituation für eine WM war wahrlich nicht die beste. Zum Prager Turnier selbst aber herrschte eine wunderbare Atmosphäre. Die Tribünen des Eisstadions waren stets vollbesetzt, das Trio der beliebten Sportreporter Laufer, Maslonka und Procházka versetzte die ganze Nation mit seinen Radioreportagen in Ekstase. In erster Linie aber legte die Nationalmannschaft den Grundstein für die Euphorie, denn die ersten Gegner Rumänien, Österreich, Schweiz und Belgien wurden reihenweise deklassiert. Als das Team des kanadischen Trainers Mike Buckna dann aber gegen die ebenso noch ungeschlagenen Schweden 1:2 verlor, schien der Titeltraum geplatzt. Am letzten Spieltag, einem Sonntag, glich Prag daher eher einer Geisterstadt. Die Tschechen widmeten sich wieder ihren Alltagssorgen, andere gingen ins Theater oder Kino. Als der Zwischenstand von 2:0 für die Österreicher gegen Schweden jedoch die Runde machte, eilten Tausende im Nu wieder zum Eisstadion. Die Österreicher gewannen das Spiel mit 2:1, und nach dem folgenden 6:1 der Tschechoslowakei über die USA kannte der Jubel hierzulande keine Grenzen mehr. Das Team der ČSR war Weltmeister und die Österreicher die beliebtesten Gäste. In ihrer Unterkunft, dem Prager Hotel Axa, wurden sie mit Geschenken nahezu überschüttet. Die Mannschaft um Torhüter-Legende Bohumil Modrý und Topstürmer Vladimír Záborský überzeugte auch ein Jahr später bei den Olympischen Spielen in St. Moritz, wo sie Zweite wurde – ungeschlagen und nur knapp hinter den Kanadiern wegen der schlechteren Tordifferenz. Im Jahr 1949 aber setzte sich die Tschechoslowakei in Stockholm erstmals gegen Kanada durch und wurde erneut Weltmeister.

Der Schauprozess

Ende der vierziger Jahre hatte die Tschechoslowakei ein Eishockeyteam, um das sie ganze Welt beneidete. Einige Tage vor der WM 1950 in London aber geschah das eigentlich Unfassbare: Die Spieler der Nationalmannschaft durften das Flugzeug nicht besteigen, sondern wurden zu Verhören bei der Staatspolizei vorgeführt. Der damalige Torjäger Augustin Bubník erinnert sich: „Wir wurden von früh bis spät drangsaliert,

man wollte, dass wir Dinge zugeben, die wir gar nicht begangen haben. Man gab uns Kaffee, dem Tabletten beigemischt waren, und versuchte, uns müde zu machen. Mir sagte man, ich sei überführt, ein militärischer Geheimnisverräter zu sein. Weil ich diesen Unsinn aber nicht zugeben wollte, wurde ich ins Gefängnis gebracht.“

Bubník war einer von elf Spielern, die des angeblichen Hochverrats, der Spionage und der Fahnenflucht beschuldigt wurden. Aufgrund fingierter Aussagen und fadenscheiniger Argumente wurden diese Spieler in einem Schauprozess verurteilt und danach für mehrere Monate in Haft oder in eine Urangrube gesteckt. Für die 1948 durch einen Putsch an die Macht gekommenen Kommunisten

Ende der vierziger Jahre mussten erfolgreiche Eishockeyspieler mit Repressalien durch das Regime rechnen.

waren die beliebten Eishockeyspieler offenbar ein Dorn im Auge. Der damalige Staatspräsident Zápotočký begnadigte die Spieler zwar nach fünf Jahren, doch für Bubník war damit der Spuk noch nicht vorbei. „Als ich entlassen wurde, sollte ich sofort den Rest meines Wehrdienstes ableisten. Das waren noch anderthalb Jahre, denn vor meiner Festnahme hatte ich erst ein halbes Jahr absolviert. Ein paar Ärzte aus Brunn aber haben mir geholfen, indem sie mich per Attest zum Krüppel stempelten. Also musste ich nicht mehr zur Armee.“

Rache an den Okkupanten

Wir schreiben das Jahr 1968. In der damaligen Tschechoslowakei herrscht eine Aufbruchstimmung, die Reformbewegung des Prager Frühlings zieht durchs Land. Eingeführte Rechte wie Meinungs- und Pressefreiheit geben den Menschen Hoffnung, Reformkommunist Alexander Dubček verspricht ihnen einen „Sozialismus mit menschlichem Antlitz“. Der Traum der Bürger von mehr Freiheit und Demokratie aber wird am 21. August jäh zerstört. In Prag und anderen Städten rollen über Nacht sowjetische Panzer ein, unterstützt von Einheiten der anderen Warschauer Paktstaaten. Sie kommen im Auftrag Moskaus, um in der „vom Klassenfeind infiltrierten Tschechoslowakei die alte Ordnung wiederherzustellen“. Zwischen Cheb und Košice aber werden die Russen als das angesehen, was sie sind – als unerwünschte Okkupanten. Wut und Hass auf die Besatzer wachsen nahezu täglich, gewaltsame Konfrontationen enden zumeist blutig. Die wenigen Übergriffe bleiben jedoch die Ausnahme, denn gegen die militärische Übermacht der Sowjets und

ihrer Handlanger hat man keine Chance. Deshalb wird sich der Hass auf die Okkupanten Monate später und in den Folgejahren vor allem auf dem Eis entladen.

Durch den Schauprozess von 1950 hatte sich das Land sportlich ins eigene Bein geschossen. Es dauerte ein gutes Jahrzehnt, bis das tschechoslowakische Eishockey international wieder salonfähig wurde. 1961 gewann die Nationalmannschaft in der Schweiz erstmals wieder eine Europameisterschaft, doch die Ansprüche waren ungleich größer. Der erste Baustein für das „Team der zweiten goldenen Generation“ wurde 1963 gelegt. In jenem Jahr feierte der 21-jährige Torwart Vladimír Dzurilla sein WM-Debüt. In den Jahren darauf folgten ihm Jiří und Jaroslav Holík, Jan Klapáč, Václav Nedomanský, Jiří Holeček, František Pospíšil, Oldřich Machač, Jiří Kochta, Josef Horešovský, Richard Farda und Josef Augusta. Diese Spieler bildeten fortan das Korsett einer Mannschaft, die in der Lage war, die scheinbar übermächtige Sowjetunion auf dem Eis zu schlagen. Nach sieben Jahren war es 1968 endlich wieder soweit: Bei den Olympischen Winterspielen in Grenoble bezwang die Truppe der legendären Trainer Vladimír Kostka und Jaroslav Pitner die UdSSR mit 5:4. Der Olympiasieg wurde indes verpasst, weil die Kostka-Schützlinge gegen die Schweden nur Unentschieden spielten.

Die Genugtuung über das 5:4 war jedoch am Beginn des Prager Frühlings überall zu spüren. „Das war die Zeit, in der wir den Russen kräftig eins hinter die Ohren gegeben haben, 1968 in Grenoble und ein Jahr später in Stockholm. Damit haben wir den Menschen im Land eine große Freude bereitet“, weiß auch heute noch der drahtige und spielintelligente Verteidiger von damals, Jan Suchý. „Jan und ich waren gegen

die Russen stets besonders motiviert, denn wir waren Antikommunisten“, bestätigt der inzwischen 71-jährige Jaroslav Holík.

Und Jaroslav, der im Gegensatz zu seinem jüngeren Bruder Jiří Holík zumeist „mit dem Kopf durch die Wand“ wollte, macht auch kein Hehl daraus, woher diese Abnei-



Im Gespräch mit Lothar Martin (rechts) erinnert sich Jaroslav Holík an viele spannende Szenen. (Foto: Danuse Martinová)

gung rührt: „Die Kommunisten haben meinem Vater seine geliebte Metzgerei weggenommen und unserer Familie damit für einige Zeit die Lebensgrundlage zerstört.“ Suchy und Holík spielen Ende der sechziger Jahre für Abonnementmeister Dukla Jihlava. Ähnlich wie sie sind auch der Slowake Jozef Golonka (Slovan Bratislava) und der Tscheche Jan „Gusta“ Havel (Sparta Prag) gestrickt. Diesem Quartett wird später nachgesagt, in den Hassduellen mit dem Okkupanten Sowjetunion am stärksten rebelliert zu haben.

Ex-Goalgetter Jan Havel, in hiesigen Eishockeykreisen nur unter seinem Spitznamen „Gusta“ bekannt, war zu seiner aktiven Zeit sehr beliebt – sowohl unter den Zuschauern als

Bei der WM 1969 in Stockholm setzten die tschechischen Spieler alles daran, um die Sowjetunion zu demütigen.

auch unter Mit- und Gegenspielern. Deshalb spürte er auch sehr genau, dass die „Leute daheim“ nach Rache lechzten, als es bei der WM 1969 in Stockholm gegen die Russen ging. „Nach Schweden sind wir mit dem festen Vorsatz gefahren, dass wir die Russen unbedingt schlagen und somit demütigen müssen. Darauf war unsere ganze Vorbereitung ausgerichtet. Wir hatten uns zum Beispiel geschworen, dass wir ihnen nach dem Spiel nicht die Hand geben werden, wie das ansonsten üblich ist. Wir wussten auch, dass diese und andere Aktionen gewisse Konsequenzen nach sich ziehen können. Beispielsweise den späteren Ausschluss aus dem Nationalteam oder ein generelles Spielverbot.“

Diese Bedenken aber waren schnell zerstreut, als der Puck zum ersten Anspiel eingeworfen wurde. Das erste der beiden WM-Spiele gegen die UdSSR hatte die Tschechoslowakei mit 2:0 gewonnen. Man hat den sowjetischen Spielern danach tatsächlich nicht die Hand gegeben, das tschechoslowakische Fernsehen sei nach der Partie jedoch sofort vom Sender gegangen, um diese politische Aktion nicht übertragen zu müssen, so Havel. Vor der zweiten Begegnung, die die Tschechen und Slowaken mit 4:3 gewannen, hatten sich einige Spieler den kommunistischen Stern auf dem Nationaltrikot überklebt. Sie wollten damit demonstrativ nur das Wappen des tschechischen Löwen zur Geltung bringen. „Nicht jeder machte mit, denn viele hatten Familie und deshalb Angst vor den Folgen. Ich habe mit meiner Meinung aber nie hinterm Berg gehalten. Und in den Auseinandersetzungen mit den Russen habe ich fast nichts ausgelassen, um die gegnerischen Spieler zu provozieren. Ich habe sie angepöbelt oder beleidigt, selbst den Zweikämpfen mit dem 30 Kilo schwereren Verteidiger Alexander Ragulin bin ich nicht ausgewichen.

Eines muss man aber auch sagen: Spielerisch waren die Russen zu dieser Zeit einfach besser“, bekennt heute Jaroslav Holík. Doch auch im zweiten WM-Spiel gegen die Sowjetunion hatte die „Taktik“ von Holík & Co. Erfolg: Diese Partie wurde mit 4:3 gewonnen. Trotz der zwei Siege über die UdSSR ist die Tschechoslowakei damals jedoch nicht Weltmeister geworden. Gegen die Gastgeber unterlagen sie 0:2 und 0:1, so dass die Teams der UdSSR, Schwedens und der ČSSR am Ende punktgleich waren. Das bessere Torverhältnis entschied zugunsten der Sowjetunion und gegen die Tschechen und Slowaken. Zum Titelgewinn fehlte ihnen das mögliche Ausgleichstor gegen die schwedischen „Tre Kronor“, sie mussten daher mit dem dritten Platz vorlieb nehmen.

In der Heimat aber wurden sie von 25.000 Menschen auf dem Prager Flughafen begeistert empfangen und als die wahren Weltmeister gefeiert. „Auf dem Weg vom Flughafen bis zur Innenstadt standen die Leute Spalier. Es waren noch weitaus mehr Menschen auf den Straßen als nach dem einmaligen Olympiasieg von Nagano. Es war einfach ergreifend“, erinnert sich Jaroslav Holík noch ganz genau.

Die Begeisterung der Massen im Heimatland war auch ein entscheidender Punkt mit dafür, dass die Bestrafungen von Seiten der kommunistischen Funktionäre milder ausfielen als befürchtet. Für die WM 1970 war Gustav Havel als einer der Fürsprecher dieser Aktionen jedoch „ausgemustert“ worden. Die WM 1972 im eigenen Land erlebte er ebenfalls nur von der Tribüne. Diesmal war eine Verletzung daran schuld. Das Fehlen bei diesem Turnier sei die schwerste sportliche Enttäuschung für ihn gewesen, denn am ersten Titelgewinn seiner Landsleute nach dreizehn Jahren konnte er nur als Zuschauer teilhaben, so Havel. Überall im Land herrschte eine überschäumende Euphorie, die die Mannschaft um Holeček, Nedomanský und die Holík-Brüder förmlich elektrisierte. „Die Begeisterung bei dieser Weltmeisterschaft war noch unglaublicher als drei Jahre zuvor in Schweden. Unsere Mannschaft war südlich von Prag im Vorort Průhonice untergebracht. Immer wenn wir von dort mit dem Bus zum Training fuhren, gingen an den Prager Häusern die Fenster auf und die Leute winkten und jubelten uns den gesamten Weg lang zu. Vor der Eishalle standen die Menschen bei jedem Spiel und jedem Training für uns Spalier. Es war sagenhaft!“, sagt Jaroslav Holík mit einer Freudenträne im Knopfloch. Mit einer derartigen Unterstützung in der über 14.000 Zuschauern Platz bietenden ČSTV-Sporthalle konnte dann auch nichts schiefgehen. In der Doppelrunde der sechs WM-Teilnehmer fegte die Tschechoslowakei die Schweiz, die BR Deutschland und Finn-

land je zweimal vom Eis, und auch gegen die hartnäckigen Schweden behielt sie ihre weiße Weste. Über den Titel entschieden einmal mehr die Vergleiche mit der UdSSR – und da hatten die Gastgeber nach dem 3:3 im ersten Spiel schließlich mit 3:2 das bessere Ende für sich. Nach neun Titeln in Folge war die Dominanz der Sowjetunion erstmals gebrochen.

„Die Spiele von damals, da ging es nicht nur um Sport. Denn zu zeigen, dass wir die Besseren sind, das wollten wir doch immer. Damals stand das Ganze jedoch unter den genannten politischen Vorzeichen, auf die wir eine gewisse Antwort geben wollten. Und die haben wir dann auch gegeben. Deshalb kann ich mit Fug und Recht sagen: Ich habe damals in einem der besten Teams gespielt, die es je für mich gegeben hat“, resümiert der 70-jährige Havel heute.

Das Wintermärchen von Nagano

Mit dem Prager Triumph von 1972 ist das tschechische (und damals zudem slowakische) Eishockey endgültig in der Weltelite angelangt. In den siebziger Jahren feiert die Generation um Holeček, Dzurilla, Pospíšil und Jiří Holík, zu der sehr bald auch die etwas Jüngeren wie Vladimír Martinec, Ivan Hlinka oder die slowakischen Stastny-Brüder gehören, noch zwei WM-Titel. 1985, bei einer weiteren Weltmeisterschaft in Prag, tut es ihnen das tschechoslowakische Team um Torhüter Jiří Králík, Verteidiger František Musil (der spätere Schwiegersohn von Jaroslav Holík) und Stürmer Vladimír Růžička gleich. Sofort nach der politischen Wende 1989 nutzen Alt- und Jungstars der tschechischen Eishockeyschule die sich bietende Chance, die für sie bis dahin unerreichbare NHL zu erobern.

„Eine so talentierte Angriffsreihe wie die damals 18-jährigen Jaromír Jágr, Robert Reichel und Robert Holík hat es seitdem nicht mehr gegeben“, schwärmt der Vater des letztgenannten, Jaroslav Holík. Jágr und Goalkeeper Dominik



Jaromír Jágr, aktueller Superstar des tschechischen Eishockeys, bei einer Pressekonferenz in Kladno am 5. September 2013 (Foto: Kristýna Maková)

Hašek steigen sehr bald zu den populärsten Spielern in der NHL auf. Beide Superstars, vor allem aber „Hexer“ Hašek, waren dann auch die Erfolgsgaranten für den größten Coup, den das tschechische Eishockey in seiner 105-jährigen Geschichte bisher gelandet hat: den Olympiasieg 1998 in Nagano. Durch die Zeitverschiebung zum entfernten Japan fanden die Spiele des Nationalteams zu hiesiger Zeit jeweils am Vormittag statt. Dann waren die Städte wie leergefegt, und in Büros wie Schulen wurden Arbeit wie Unterricht unterbrochen. Die ganze Nation schaute

Auf die Zukunft des Eishockeys in der Tschechischen Republik fallen einige Schatten.

Fernsehen und drückte ihren Idolen die Daumen. Und als der Finalsieg gegen Russland Gewissheit wurde, schlug sich der Jubel auch wieder im Freien Bahn. Tagelange Autokorsos,

unzählige Jubelfeiern und ein begeisterter Empfang für die „Helden von Nagano“ auf dem Altstädter Ring in Prag krönten die Festtage des tschechischen Eishockeys.

Bis heute hat das Eishockey für die Tschechen nichts von seinem Glanz und Gloria verloren, auch wenn die Erfolge der eigenen Teams in den zurückliegenden Jahren etwas geringer wurden. Dafür rühmt sich die kleine Nation, mit Jaromír Jágr den besten Europäer aller Zeiten in der NHL zu stellen, und in Dominik Hašek einen Goalie¹ gehabt zu haben, der den Torwartstil weltweit revolutioniert hat. Dennoch hat die Nach-Wende-Zeit auch einige Schatten auf das Eishockey geworfen. Der trainings- und materialintensive Sport ist für die Eltern möglicher Nachwuchsspieler nahezu unerschwinglich geworden, die Ausbildung des Nachwuchses wird zudem an vielen Orten sehr unprofessionell und nach überholten Methoden betrieben. Deshalb sieht der ewig kritische Jaroslav Holík auch ein bisschen schwarz für die Zukunft dieser Sportart hierzulande. Noch aber vertraut die große Anhängerschaft des schnellen Puckspiels den Worten von Vladimír Růžicka, wonach die Tschechen das Eishockey einfach im Blut haben. Und sollte es dennoch enger werden, dann rückt auch Hlinkas Philosophie wieder in den Brennpunkt, frei nach dem Motto: Wir Tschechen lassen uns (auf dem Eis) nicht unterkriegen!

1 Eishockeytorwart.

Auf der Suche nach Erfolgen: Der polnische Fußball zwischen Tradition und Transformation

Prof. Dr. Diethelm Blecking ist am Institut für Sport und Sportwissenschaft der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg tätig.

Die Entwicklung des polnischen Fußballs ist eng von der Geschichte der Nation im kurzen 20. Jahrhundert abhängig. Ihre großen Erfolge feierte die Nationalmannschaft in der Zeit der politischen Krise der Volksrepublik. Die Transformation zur Demokratie verlief schwierig und war von Korruption und sportlichen Misserfolgen begleitet. Die polnischen Fan-kulturen sind bis heute ein problematischer, zurückgebliebener Teil der polnischen Zivilgesellschaft.

Geschichte

Als Nation ohne 19. Jahrhundert geriet Polen erst mit Verspätung auf die Spur des modernen Kulturphänomens „Sport“. Aber die 1918 souverän gewordene Zweite Republik bediente sich schnell des Fußballsports zur Binnenintegration und auch zur Ableitung außenpolitischer Probleme in sportliche Konkurrenzen. Dafür zeugen die Spiele zwischen dem polnischen Teil Schlesiens und dem deutschen Schlesien: 20 Spiele zwischen 1924 und 1939. Das beweist auch die erstaunlich große Zahl von fünf Länderspielen mit Deutschland noch nach der Machtergreifung durch die Nationalsozialisten zwischen 1933 und 1938. Bei der Weltmeisterschaft in Frankreich 1938 schlug sich die „kadra“ vorzüglich, und noch kurz vor Beginn des Zweiten Weltkriegs erzielten die Polen gegen die starken Ungarn ein 4:2 und demonstrierten, wie gut sie auf die Weltmeisterschaft 1942 vorbereitet gewesen wären. Das brutale deutsche Besatzungsregime verbot nach 1939 Sport für Polen als Teil des kulturellen Auslöschungsprogramms. Zahlreiche polnische Nationalspieler und hochklassig spielende Fußballer wurden von den Besatzern ermordet, die sportliche Infrastruktur zu einem großen Teil zerstört.

Goldene Jahre 1972 – 1982

Der polnische Fußball hat sich von diesen Wunden und Demütigungen lange nicht erholt. Die ganze Nation identifizierte sich mit der schlesischen Fußballikone Gerard Cieřlik, als dieser beim 2:1 Sieg der polnischen Nationalmannschaft im Oktober 1957 in Chorzów über die Sowjetunion den legendären Torhüter Lew Jaschin zweimal bezwang. Cieřliks Vater war beim deutschen Angriff 1939 getötet worden,

Für das kommunistische Regime in Polen und den Ersten Sekretär Edward Gierek kamen die internationalen Erfolge der polnischen Nationalelf wie gerufen.

sein Bruder wurde zwangsweise zur Wehrmacht eingezogen und im Zweiten Weltkrieg getötet. Die tragische Geschichte Polens im „kurzen Jahrhundert“ war damit auch in dieser prägenden Figur des polnischen Fuß-

balls präsent. Erst die Goldmedaille der „reprezentacja“ bei den Olympischen Spielen in München 1972 öffnete das Fenster zur internationalen Anerkennung. Mit dem „Wunder an der Themse“, dem 1:1 Unentschieden am 17. Oktober 1973 gegen England, wurden goldene Jahre eingeläutet, an denen die Leistungen des polnischen Fußballs bis heute gemessen werden. In London qualifizierte sich das Team für die Weltmeisterschaft 1974 in Deutschland. Die – laut Paul Breitner – beste Mannschaft des Turniers unterlag dort erst auf überflutetem Spielfeld, der „Wasserschlacht von Frankfurt“, dem späteren Weltmeister Deutschland. Im Spiel um den dritten Platz schlug Polen die Brasilianer und rückte endgültig in die oberen Ränge des Weltfußballs ein. Torschützenkönig des Turniers war der polnische Hochgeschwindigkeitsfußballer Grzegorz Lato. Für das kommunistische Regime in Polen und den Ersten Sekretär Edward Gierek kamen diese Siege wie gerufen. Das kleine polnische Wirtschaftswunder in der ersten Hälfte der siebziger Jahre ließ im Gleichklang mit einem internationalen sportlichen Erfolg für Momente jene Gemeinschaft zwischen den Polen entstehen, welche die Politik bisher nur plakativ beschworen hatte. Bei der Weltmeisterschaft 1982 in Spanien wiederholte die polnische Nationalmannschaft ihren Erfolg von 1974, diesmal mit Zbigniew Boniek als Spitzenspieler. Begleitet wurden die Spiele von Demonstrationen für die Solidarność vor und in den Stadien.

Neue Zeit

Olaf Sundermeyer, Kenner des osteuropäischen Fußballs, bezeichnet den organisierten Fußball in Polen nach der Wende „als letzte Bastion der ehemaligen sozialistischen Volksrepublik, durchdrungen von alten Seilschaften, Korruption, Vetternwirtschaft, Alkoholismus und Diletantismus“.¹ Der Übergang zum Profifußball im kapitalistischen Kontext spülte eine Menge Kapital in die Vereine, aber auch viele erstklassige polnische Spieler ins Ausland, unterwarf jedenfalls den Elitefußball noch unvermittelter dem Erfolg als dem einzigen Maßstab. Das nach Sieg oder Niederlage codierte, ethik- und moralfreie System des Leistungssports erzeugt global deviantes Verhalten. In Polen und anderen osteuropäischen Staaten wurde die Situation dadurch verschärft, dass sich der organisierte Fußball, ähnlich wie Parteien, Verbände und privatisierte Unternehmen mit dem vorhandenen Personal aus der Zeit der Volksrepublik arrangieren musste. Die alte Nomenklatura tauchte im neuen Gewande wieder auf. Dabei war der erste Präsident des Polski Związek Piłki Nożnej (PZPN, Polnischer Fußballverband) in der Nachwendezeit der legendäre Trainer der „Goldenen Mannschaft“ in den siebziger Jahren, Kazimierz Górski, der den Verband von 1991 bis 1995 führte, aber bei der Übernahme des Amtes bereits 70 Jahre zählte. In seiner Amtszeit verbuchte die polnische Nationalmannschaft, genauer gesagt die U-23, bei den Olympischen Spielen in Barcelona 1992 nach einer zehnjährigen Durststrecke wieder einen Erfolg: die Silbermedaille in einem dramatischen Endspiel gegen Spanien vor 95.000 Zuschauern im legendären Camp Nou.

Dieser Erfolg hätte den „Gründungsmythos des postsozialistischen Fußballs“ (Olaf Sundermeyer) darstellen können, wenn nicht die Qualifikationen für die Weltmeisterschaften 1990, 1994 und 1998 verfehlt worden wären und sich unter dem Präsidenten Michał Listkiewicz ein wegen seines Umfangs fast grotesk zu nennender Korruptionsskandal entwickelt hätte. Der ehemalige Sportjournalist und Schiedsrichter-Internationale, der inzwischen eine UEFA- und eine FIFA-Karriere² nachweisen kann, verschliss in seiner neunjährigen Amtszeit vier Natio-

1 Olaf Sundermeyer: Tor zum Osten. Besuch in einer wilden Fußballwelt. Göttingen 2012, S. 9.

2 UEFA: Union des Associations Européennes de Football; FIFA: Fédération Internationale de Football Association.

naltrainer, erreichte jedoch immerhin die Qualifikation für die Weltmeisterschaften 2002 und 2006 sowie die Europameisterschaft 2008. Doch erinnert wird aus seiner Präsidentschaft eher der seit dem Jahre 2004 laufende Korruptionsskandal. Zeitweilig führte das entstandene Chaos zu seiner Entlassung – mitsamt dem ganzen Vorstand des PZPN – durch das polnische Sportministerium. Dies rief wenige Jahre vor den Europameisterschaften in Polen und in der Ukraine die FIFA auf den Plan, die sich Einmischungen durch die Politik satzungsgemäß verbat und mit dem Ausschluss des polnischen Verbandes drohte. Listkiewicz wurde wieder eingesetzt, obwohl die Korruption ein unglaubliches Ausmaß erreicht hatte: Die Enthüllungen hatten im Sommer 2005 mit dem Abstieg des GSK Katowice aus der ersten Liga begonnen. Der Präsident des Vereins berichtete daraufhin frustriert über gekaufte Spiele und bestochene Schiedsrichter. Die Staatsanwaltschaft leitete Ermittlungen ein und stellte fest, dass allein Widzew Łódź in der Saison 2004/2005 bei 12 Spielen den Schiedsrichter bestochen hatte. Am Ende standen 29 Vereine aus verschiedenen Ligen unter Verdacht und über 100 Spieler, Schiedsrichter und Fußball-Funktionäre gerieten in Untersuchungshaft, gegen 350 Personen wurde Anklage erhoben. Der Skandal endete mit Zwangsabstiegen sowie Geld- und Gefängnisstrafen, dann doch mit dem „freiwilligen“ Rücktritt der Spitze des PZPN Ende 2008. Nachfolger von Listkiewicz wurde der bereits genannte Nationalspieler der goldenen Jahre Grzegorz Lato.

Verwickelt in den Skandal war auch einer der polnischen Stars von Borussia Dortmund, Łukasz Piszczek, der 2006 für seinen Klub Lublin

In den letzten Jahren wurde der Polnische Fußballverband von Korruptionsskandalen erschüttert.

2.500 Euro auf den Tisch gelegt hatte, um gemeinsam mit anderen zahlungskräftigen Spielern ein Spiel gegen Cracovia Kraków zu kaufen. Seine Sperre wurde Ende 2011 angesichts

der Verpflichtungen für die Nationalmannschaft im Europameisterschaftsjahr 2012 und seiner wichtigen Bedeutung als Spieler für „Polonia Dortmund“, wie die Borussia bei vielen Fans inzwischen heißt, zur Bewährung ausgesetzt. Er zahlte am Ende 25.000 Euro für einen guten Zweck, auch die einjährige Haftstrafe wurde zur Bewährung ausgesetzt. Piszczek verlängerte kürzlich in Dortmund bis 2017, und diese Vertragsverlängerung verweist auf ein weiteres Problem des polnischen Fußballs in der Transformation: den Ausverkauf der Spieler in die zahlungskräftigen Länder. Die höchste polnische Liga, die seit 2011

„T-Mobile Ekstraklasa“ heißt, erreichte deshalb 2013 nicht einmal einen Platz unter den besten 20 Fußballligen in der Fünfjahreswertung der UEFA. Ihre Spielstärke entspricht in etwa der 2. Deutschen Bundesliga. Auch das Abschneiden der Nationalmannschaft leidet unter diesen Verhältnissen. Selbst die Verpflichtung ausländischer Spezialisten wie die des Holländers Leo Beenhakker als Coach zwischen 2006 und 2010 konnte nichts daran ändern, dass Polen bei den Weltmeisterschaften 2006 wie 2002 jeweils in der Vorrunde ausschied, sich für 2010 erst gar nicht qualifizieren konnte und bei den Europameisterschaften im eigenen Lande auch nicht über die Vorrunde hinauskam. Derzeit steht die „kadra“ in der Qualifikation für die Weltmeisterschaft gegen Brasilien nach einer 1:3 Niederlage in Warschau gegen die Ukraine auf einem fast aussichtslosen Posten – wieder wird wie vor vierzig Jahren die entscheidende Rolle ein Spiel gegen England in London im Oktober 2013 spielen.³

Nationales Trauma

Fußball, das „deep play“ (Clifford Geertz) der Moderne, befeuert die Konkurrenzen und facht nationalistische Diskurse an. In diesem Zusammenhang bleibt für Polen besonders schmerzhaft, bisher gegenüber dem Nachbarn Deutschland ohne Sieg zu sein. Die bereits erwähnte „Wasserschlacht“ in Frankfurt 1974 firmiert trotz beschwichtigender Statements des damaligen Trainers Kazimierz Górski so unter den historischen Ereignissen, in denen die Nation sich vom Schicksal benachteiligt fühlt. Nach dem nationalen Freudentaumel, den die Qualifikation beim „Wunder an der Themse“ 1973 ausgelöst hatte, wirkte Frankfurt, den Regen eingeschlossen, der das Spielfeld praktisch unbespielbar machte, wie eine kalte Dusche. Nicht verwunderlich, dass das Zusammentreffen der beiden Mannschaften bei Turnieren immer wieder mächtige nationale Emotionen auslöste. Während der Fußball-Europameisterschaften 2008 in Österreich und in der Schweiz kam es im Zusammenhang des Spieles zwischen Polen und Deutschland im österreichischen Klagenfurt am 8. Juni 2008 zu einer grotesken deutsch-polnischen Presseauseinandersetzung.

³ Im entscheidenden Spiel am 15.10.2013 gewann England gegen Polen mit 2:0; Polen nimmt somit nicht an der Fußballweltmeisterschaft 2014 in Brasilien teil (Anm. d. Redaktion).



Die polnische Boulevardzeitung „Fakt“ titelte „Leo wiederhole Grunwald“ und zeigte den holländischen Coach der polnischen Mannschaft Leo Beenhakker in der Rüstung eines polnischen Ritters damit beschäftigt, dem Kapitän der deutschen Nationalmannschaft Michael Ballack – dieser als anachronistische historische Schimärenfigur mit Kreuzrittermantel und preußischer Pickelhaube ausgestattet – den Kopf abzuschlagen.⁴

Überraschend war nicht, dass das deutsche Massenblatt „Bild“ sich wütend gegen diese „Hetze“ verwahrte, aber erhellend für den Kontext der interkulturellen „Kommunikation“ zwischen deutschen und polnischen Zeitungen erschienen zwei andere Aspekte: Zum einen wurde erst jetzt der Öffentlichkeit bewusst, dass die zwei Boulevardblätter, die sich hier anrampelten, *beide* im Besitz des deutschen Springer-Konzerns waren, zum anderen lieferte der Zeitungskrieg im selben Verlagshaus ein sehr schönes Beispiel, wie Fußball, die große Emotionsmaschine, sich ohne Mühe aus einem Reservoir historischer Symbole bedienen kann, um nationalistische Diskurse rund um die Events des Massensports zu initiieren, auch wenn alles schon fast über 600 Jahre zurückliegt: Beim Dorfe Grunwald besiegte 1410 das polnisch-litauische Ritterheer die Phalanx der deutschen Ordensritter. Die Deutschen nennen dieses Ereignis die Schlacht bei Tannenberg. Die beiden Zivilreligionen Sport und Nationalismus spielten sich die Bälle einander zu, und die konfliktreiche deutsch-polnische Beziehungsgeschichte liefert genügend Gelegenheiten und Symbole dafür. Noch immer sind die weißen Adler aus Polen ohne Sieg gegen die schwarzen Adler.

Hooligans und Ultras

Polnische Hooligans gelten in den Medien notorisch als äußerst gewaltbereit und hochgefährlich. Vor der Weltmeisterschaft in Deutschland 2006 wurde in diesem Zusammenhang besonders vor dem Spiel zwi-

⁴ Die vorliegende Bildfassung ist einem Beitrag der „Neuen Rheinischen Zeitung“ vom 06.06.2008 mit freundlicher Genehmigung von Herrn Peter Kleinert entnommen (<http://www.nrhz.de/flyer/beitrag.php?id=12500&css=print>; letzter Zugriff: 24.10.2013).

schen Deutschland und Polen in Dortmund durch die Presse vor Ausschreitungen gewarnt, aber die sportlich erfolglosen Spiele der polnischen Mannschaft in Deutschland waren eher Heimat- und Familienfeste der Ruhrpolen. Nur auf dem Alten Markt in Dortmund kam es zur Konfrontation zwischen deutschen und polnischen Hooligans, die von der Polizei unterbunden wurde. Wieder einmal bestätigte sich, dass die Spiele der polnischen Nationalmannschaft weniger von den Hools frequentiert werden und sich der gewalttätige Neotribalismus der extremen Fußball-Hooligans eher in inneren Stammeskriegen niederschlägt, wie in den Auseinandersetzungen zwischen den Hooligans von Cracovia Kraków und Wisła Kraków, die zuletzt 2011 zu einem Toten führten. Messer, Äxte und Macheten sind die Waffen, mit denen beide Seiten in den Krieg ziehen.

Äußerst gewalttätig gestaltete sich auch der Zusammenprall zwischen russischen Fans und polnischen Hools vor dem Spiel Polen gegen Russland während der Europameisterschaft 2012 in Warschau. Das Spiel fand am russischen Unabhängigkeitstag statt, ca. 1.000 russische Fans marschierten geschlossen unter nationalen Symbolen zum Stadion. Dabei entfaltete sich ein regelrechter polnisch-russischer „Krieg“. Siebentausend Polizisten waren im Einsatz, 13 Streifenwagen wurden zerstört, Wasserwerfer, Tränengas und Gummigeschosse waren im Einsatz, und am Ende wurden 157 polnische Hooligans und 24 Russen festgenommen. Was aber als politisches Signal gewertet wurde, war das Lob für die polnischen Hooligans durch den Warschauer Ratsabgeordneten Maciej Maciejowski. Der Politiker gehört zur nationalkonservativen Partei „Recht und Gerechtigkeit“ (PiS) von Jarosław Kaczyński. Das Statement von Maciejowski bestätigt die aktuelle politische Analyse des Polityka-Journalisten Jacek Zakowski, dass sich in Polen z. Zt. eine gefährliche Duldung rechtsextremer und nationalistischer Jugend durch die PiS, aber auch durch Stadtregierungen, rechtskatholische Medien und teilweise sogar die Polizei registrieren lässt. So entsteht ein xenophobes, antisemitisches und rechtsextremes antidemokratisches Umfeld, das bei Wahlen zwar chancenlos ist, aber einen aggressiven undemokratischen Habitus salonfähig macht, der inzwischen sogar die Universitäten erreicht hat. Die Fußball-Hooligans sind integraler Bestandteil einer rechtsextremen informellen Bewegung, der auch Beziehungen ins Drogenmilieu nachgesagt wird.

Die häufig ventilierte Einschätzung, das Problem habe sich erledigt, wird auch durch die Ereignisse während der Meisterfeier von Legia War-

schau im selben Juni 2013 widerlegt, als die Hools noch einmal ihre Zerstörungskraft demonstrierten und Biergärten und Kneipen zerlegten. Das Augenmerk sollte aber sicherlich auf das politische Umfeld gerichtet werden, dass die Hooligans als nützlich begreift. Nicht vergessen werden darf dabei, dass auch in Polen eine Kultur der Ultras besteht, die friedlich, teilweise sozial engagiert, an Choreographien und Performances arbeiten, die Teil einer familiären, geselligen Identitätsbildung im Kontext des Vereinsfußballs sind.

Fazit

Der polnische Elitefußball spiegelt die komplizierte Geschichte der Nation seit der Wiedererrichtung des Nationalstaates nach dem Ersten Weltkrieg. Die Hochzeit des polnischen Fußballs entfaltete sich nach dem Zweiten Weltkrieg ausgerechnet in der Zeit der Krise der Volksrepublik, die dann zum Untergang dieser Form politischer Herrschaft führte. Der hochattraktive, schnelle Offensivfußball, den die „kadra“ zelebrierte, lässt sich schwerlich als Produkt der politischen Kultur dieser Zeit interpretieren, wie es häufig auch für die deutsche Nachkriegsgeschichte versucht wird. Die damaligen Stars, u. a. Grzegorz Lato und Zbigniew Boniek, die ja schon vor der Wende ihr Glück im Ausland versuchen durften, waren eher Vorboten der kommenden Transformation. Mit einem gewissen historischen Recht wird der polnische Verband heute deshalb von Zbigniew Boniek geführt. Nicht von ungefähr war sein glückloser Vorgänger Lato politisch als Senator für die Postkommunisten in Polen tätig, die nach der Wende die alte Struktur der persönlichen Beziehungen, Seilschaften und Verbindlichkeiten in die neue Zeit retteten. Auf der anderen Seite wurde der polnische Fußball von der Globalisierung und dem Ausverkauf ihrer Spieler an zahlungskräftige Vereine in Westeuropa überrollt. Dass die polnischen Stars von „Polonia Dortmund“ seit Februar 2013 auf dem polnischen Markt für die schwer angeschlagene deutsche Traditionsmarke Opel werben, ist in diesem Zusammenhang ein interessanter Reflex. Die neotribalistischen Regressionen auf der Ebene der Fankulturen spiegeln indessen die Tatsache, dass die Entwicklung der Zivilgesellschaft in Polen nicht mit der rasanten ökonomischen Entwicklung Schritt gehalten hat.

Ukraine: Fußball und Nationalbewusstsein

Thomas Urban war 24 Jahre lang Osteuropa-Korrespondent der „Süddeutschen Zeitung“. Er ist der Autor von fünf Büchern über die deutsch-polnischen Beziehungen, zuletzt „Schwarze Adler, weiße Adler: Deutsche und polnische Fußballer im Räderwerk der Politik“. Seit 2012 berichtet er aus Madrid.

Ausgehend von der Geschichte der unterschiedlichen Regionen in der Ukraine erklärt der Artikel die Entstehung der ersten Fußballklubs im Land sowie deren Bedeutung für die Entstehung eines über die Regionen hinausgehenden Nationalbewusstseins. Außerdem schildert er am Beispiel einzelner ukrainischer Klubs deren Verwicklungen in die komplizierten Besatzungsverhältnisse im Zweiten Weltkrieg. Abschließend zeigt der Autor am Beispiel der Entwicklung des Fußballs nach der „Wende“ 1990 bis zur Europameisterschaft 2012 den Wandel auch im nationalen Bewusstsein der Fans.

In der Ukraine ist Fußball mehr als die beliebteste Sportart. Er ist vielleicht das wichtigste Band, das die so unterschiedlichen Landesteile zusammenhält: die Westukraine um Lemberg (Lviv), deren Bevölkerung durchweg Ukrainisch spricht, mehrheitlich griechisch-katholisch sowie traditionell stark antirussisch und antisowjetisch eingestellt ist, die Zentralukraine mit dem ebenfalls Europa zugewandten Kiev, in dem wohl eine knappe Mehrheit Russisch spricht, die russischsprachige und sowjetnostalgische Ostukraine mit dem Industriegebiet Donbass, die Halbinsel Krim, deren Elite sich lange nicht mit der Zugehörigkeit zur Ukraine anfreunden konnte, und schließlich das ebenfalls russischsprachige Odessa am Schwarzen Meer, das einst kosmopolitisch geprägt war. Dem Fußball kam eine Schlüsselrolle beim Entstehen eines neuen ukrainischen Nationalbewusstseins nach der Erlangung der Unabhängigkeit 1991 zu – neu, weil es seit Mitte des 17. Jahrhunderts kein eigenes ukrainisches Staatswesen mehr gab.

Als den Ukrainern mit dem Zerfall der Sowjetunion unerwartet die Souveränität in den Schoß fiel, fehlte der neuen Republik eine große

ationale Erzählung, mit der sich alle ihre Bürger identifizieren könnten. Seitdem haben ausnahmslos alle Regierungen in Kiev, die prowestlichen Führungen ebenso wie die von den Industrieoligarchen gestützten, versucht, über Schul- und Fernsehprogramme eine derartige Erzählung zu konstruieren – scheinbar ein Ding der Unmöglichkeit angesichts der unterschiedlichen historischen Erfahrungen, Sprachen und auch Religionen der Landesteile.

Blick in die Geschichte

Das Territorium der heutigen Ukraine wurde jahrhundertlang von den Nachbarn kontrolliert, die Hauptstadt Kiev vom Kreml im fernen Moskau marginalisiert. Obwohl in der mittelalterlichen Nestorchronik noch als die „Mutter aller russischen Städte“ gerühmt, kam Kiev später im Zarenreich nie über den Rang einer Provinzstadt hinaus. Die Stadt wurde überdies zunehmend russifiziert. Zur Sowjetzeit ging die Russifizierung der Ukraine einher mit der Industrialisierung des Ostens: Aus ukrainischen Provinznestern wurden russischsprachige Industriemetropolen wie Charkov, Dnjepropetrovsk oder Donezk.

Die Trauer um das zerstörte Reich, die Auflehnung gegen die Parvenus und Kollaborateure im Norden – dies sind Motive der nationalukrainischen Mythologie. Diese Mythen haben allerdings im von Moskau kontrollierten Kiev keinen Boden mehr, sondern überlebten in der heutigen Westukraine, die seit dem ausgehenden Mittelalter zu Polen und nach dem Untergang der polnischen Adelsrepublik Ende des 18. Jahrhunderts zur Habsburgermonarchie gehörte.

Fußball in der Westukraine ...

In Galizien entwickelte sich im milden Klima der Wiener Doppelmonarchie ein ukrainischer Nationalismus. Zu den zahlreichen ukrainischen Gesellschaften und Vereinen, die ab Mitte des 19. Jahrhunderts entstanden, gehörte auch der Lemberger Fußballclub „Ukraina Lviv“ (gegründet 1911). Er wurde zum Aushängeschild der vom Gedanken an die ukrainische Unabhängigkeit beseelten Jugend. Seine Anhänger kämpften nach der Niederlage der Mittelmächte 1918 gegen die polnischen Verbände, die ganz Galizien für die wiederentstandene Republik Polen beanspruchten. Die Polen siegten im Kampf um Lemberg, ihre Verbände marschierten sogar in Kiev ein, bis sie von dort von der Roten Armee,

dem lachenden Dritten im polnisch-ukrainischen Krieg, vertrieben wurden.

Galizien blieb polnisch, „Ukraina Lwiv“ spielte in der polnischen Regionalliga, ohne größere Erfolge zu erzielen. In den Erinnerungen damaliger Spieler finden sich Klagen, dass ihr Club immer wieder von polnischen Schiedsrichtern benachteiligt worden ist – so wie die autoritäre Führung in Warschau auch die ukrainische Minderheit mit harter Hand unterdrückte. Lemberg war polnische Fußballhochburg, in den zwanziger Jahren errang „Pogoń Lwów“ viermal den Meistertitel, drei weitere Vereine spielten vorübergehend in der obersten Liga.

In Lemberg (Lviv, Lwów) war der Fußball von Anfang an mehr als nur Sport – es ging immer auch um die nationale Identität von Ukrainern und Polen.

Als in der zweiten Septemberhälfte 1939 die Rote Armee aufgrund des Ribbentrop-Molotov-Paktes die Region Lemberg besetzte, wurden sämtliche polnischen Vereine und Organisationen für aufgelöst erklärt. Die sowjetische Verwaltung gründete neue Sportvereine, die typisch sowjetische Namen bekamen: Dynamo, Lokomotive, Spartak. Die Region wurde an die Sowjetrepublik Ukraine angeschlossen, die Fußballvereine nahmen an der sowjetischen Meisterschaft teil.

... und in der Ostukraine

Der stärkste Verein der Sowjetukraine war „Dynamo Kiev“, gegründet Ende der zwanziger Jahre von der Geheimpolizei NKWD. Seine Spieler waren offiziell Mitarbeiter des NKWD, auch wenn sie faktisch Sportprofis und nicht Angehörige des Repressionsapparates waren. Dem NKWD war eine Schlüsselrolle bei der Sowjetisierung der Ukraine zugekommen. Der Sowjetführer Stalin sah im ukrainischen Nationalismus eine Gefahr für die Errichtung der Moskauer Zentralherrschaft. Um den Widerstand namentlich der Landbevölkerung gegen die Kollektivierung zu bekämpfen, ließ er Anfang der dreißiger Jahre die Ernten beschlagnahmen und die Lebensmittelversorgung der Ukraine stark einschränken. Die Folge war eine Hungersnot, der mehrere Millionen Menschen zum Opfer fielen. Dieser Massenmord durch eine organisierte Hungersnot (ukrainisch: Holodomor) brach zwar jeglichen politischen Widerstand, doch verstärkte er die Antipathien, ja, Hassgefühle der Überlebenden gegenüber Moskau. Begegnungen von Dynamo Kiev mit den Moskauer Spitzenclubs waren deshalb mehr als Fußballpartien, im-

mer wieder kam es dabei trotz des harten Repressionsregimes zu Zusammenstößen unter den Anhängern. Im Juli 1939 entluden sich die Spannungen nach einer Partie zwischen „Spartak Moskau“ und den Kievern in einer Massenschlägerei, die ein derartiges Ausmaß annahm, dass die Nachricht darüber trotz der Abschottung der Sowjetunion unter Stalin ins Ausland gelangte.

Ein Schicksalsspiel im Zweiten Weltkrieg und seine spätere Deutung

Nach dem Überfall der Wehrmacht auf die Sowjetunion im Juni 1941 („Unternehmen Barbarossa“) geriet die gesamte Ukraine innerhalb weniger Monate unter deutsche Besatzung. Die NS-Führung versprach den Ukrainern einen eigenen Staat, um sie für den Kampf gegen die Armeen Stalins zu gewinnen. In der Tat formierten sich in der Westukraine Freiwilligenverbände, die an der Seite der Deutschen gegen die Rote Armee kämpfen wollten, an erster Stelle die Ukrainische Aufständischenarmee (UPA). Im Rahmen einer ihnen zugestandenen begrenzten Selbstverwaltung wurden im Distrikt Lemberg, der vor dem Krieg nicht sowjetisch, sondern polnisch gewesen war, wieder ukrainische Gesellschaften und Vereine zugelassen, darunter Sportclubs, die eigene Meisterschaften austrugen. Auch in der bisherigen Sowjetukraine durften sich unter strenger deutscher Kontrolle Sportvereine gründen. In Kiev entstanden auf diese Weise ein halbes Dutzend Fußballclubs, die auch Partien gegen Auswahlmannschaften der Wehrmacht austrugen.

Einer dieser Clubs, der „FC Start“, wurde zum Mythos. Die Betriebsmannschaft einer Kiever Brotfabrik, bestehend aus ehemaligen Profis der Kiever Vorkriegsclubs Dynamo und Lokomotive, besiegte am 9. August 1942 die Flakelf, die die Fliegerabwehr der Wehrmachtsgarnison stellte, mit 5:3. Zwei Wochen nach der Partie wurde einer der Kiever Spieler von der SS erschossen, ein halbes Jahr später fanden drei weitere den Tod bei einer Massenerschussung im KZ Sirez bei Kiev. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde von der Sowjetpropaganda die Version verbreitet, die Spieler seien von den Deutschen aus Rache für die 5:3-Niederlage erschossen worden. Nach der Legende vom „Todesspiel“ hat ein SS-Offizier die Kiever Akteure in der Pause bedroht: Wenn die deutsche Elf nicht gewönne, müssten die Kiever dies mit dem Tod bezahlen. Da die Spieler um der sowjetischen Ehre willen der Erpressung nicht nachgegeben hätten, sei diese Drohung wahrgemacht worden.

Der zum zwanzigsten Jahrestag der Partie in die Kinos gekommene Spielfilm „Die dritte Halbzeit“ (1962) malte das Geschehen dramatisch aus, die Erschossenen bekamen posthum hohe Orden, das „Todesspiel“ wurde Gegenstand der Schulbücher und fester Bestandteil der sowjetischen Erzählungen über den Zweiten Weltkrieg, nach denen auch die Kiever Bevölkerung einmütig an der Verteidigung der sowjetischen Erde gegen die deutschen Besatzer teilgenommen hat. Die Spieler des FC Start wurden in eine Reihe gestellt mit anderen Sowjethelden. Der Opfertod der Teilnehmer des „Todesspiels“ wurde auch ein Kapitel in der offiziellen Geschichte von Dynamo Kiev, hatten die vier Helden doch dem Club angehört. Sie passten sich ein in das Konstrukt einer Sowjetnation, zu der die einzelnen Völker der UdSSR verschmolzen seien.

Das „Todesspiel“ von 1942 wurde zum Mythos der einzigen Sowjetnation hochstilisiert.

Dynamo brach Mitte der sechziger Jahre die Vorherrschaft der Moskauer Vereine in der Sowjetunion und war fortan auch international erfolgreich. Im Finale des Europäischen Supercups 1975 besiegten die Kiever sogar Bayern München. Die Erfolge des Clubs verstärkten indes das Regionalbewusstsein, wurden sie doch in der Bevölkerung in der Konfrontation mit Moskau wahrgenommen, wo man gewöhnlich arrogant auf die Ukrainer als Provinzler herabsah. Diese Identifizierung der Dynamo-Fans mit der Ukraine als sich von Russland abgrenzendem Land wurde von der Parteiführung sehr wohl wahrgenommen und auch aufmerksam beobachtet. So verstärkte sich eine paradoxe Entwicklung: Ursprünglich wurde die Geheimpolizei gegründet, um überall im sowjetischen Herrschaftsbereich die Kontrolle Moskaus zu sichern, doch ausgerechnet die Siegesserie von Dynamo Kiev, das formal ja dem Innenministerium und der Geheimpolizei unterstand, stärkte die Kräfte, die den Griff Moskaus lockern wollten.

Noch mehr mit historischem Ballast befrachtet war der westukrainische Verein „Karpaty Lviv“. Die Westukraine war nach dem Zweiten Weltkrieg besonders schwerer Repression ausgesetzt: Stalin ließ die griechisch-katholische (unierte) Kirche, die zwar den Ostritus beibehalten hatte, aber seit dem Ende des 16. Jahrhunderts Rom unterstand, als „Hort des ukrainischen Nationalismus“ verbieten und verfolgen. Hunderte von Priestern und Gläubigen wurden ermordet, Zehntausende von Angehörigen der Intelligenz in Lager oder entfernte Gebiete im asiatischen Teil der Sowjetunion deportiert. Dass Karpaty Lviv 1969 als

Zweitligaverein überraschend den sowjetischen Pokal gewann, wurde in der Westukraine heimlich auch als Akt der Selbstbehauptung und des Widerstandes gegen die verhassten Russen im fernen Moskau und das Sowjetregime gefeiert.

Mit der Erlangung der ukrainischen Unabhängigkeit 22 Jahre später konnten sich die west- und zentralukrainischen Vereine von Lemberg bis Kiev wegen dieser Vorgeschichten auf Traditionen als Vorkämpfer der Nation berufen. Im Falle von Dynamo Kiev kam hinzu, dass die Legende von „Todesspiel“ nach dem Ende der Sowjetzensur sehr schnell von Zeitzeugen und Historikern widerlegt wurde. In Wirklichkeit war es bei jenem Spiel vom 9. August 1942 keineswegs um Leben oder Tod gegangen, vielmehr war es in durchaus freundschaftlicher Atmosphäre verlaufen. Die Besatzungsbehörden hatten keineswegs Einwände gegen einen Sieg der Kiever, denn dieser konnte dazu beitragen, die Ukrainer aufzuwerten und somit bei ihnen die Bereitschaft zu erhöhen, gemeinsam gegen Moskau Front zu machen.

Der Todesdrohungen aussprechende SS-Offizier war eine Erfindung der Sowjetpropaganda. Die vier posthum als Sowjethelden ausgezeichneten Spieler waren zwar in der Tat von der SS erschossen worden, aber nicht wegen des Sieges in der Partie gegen die Flakelf. Vielmehr waren sie verdächtigt worden, früher dem NKWD angehört zu haben – was rein formal ja auch stimmte. Die Legende war nach Meinung ukrainischer Historiker geschaffen worden, um in Vergessenheit geraten zu lassen, dass die Kiever Bevölkerung keineswegs gegen den deutschen Einmarsch Widerstand geleistet hatte.

Probleme in der unabhängigen Ukraine: „West“ versus „Ost“

So leicht sich also die Einwohner Lembergs oder Kievs von sowjetischen Geschichtsbildern ab- und ukrainischen Traditionen zuwandten, umso schwerer taten sich damit die russischsprachigen Gebiete im Süden und Osten, von Odessa über die Krim bis nach Donezk. Ein Großteil der Bevölkerung sah sich als Russen und wollte sich keinesfalls mit dem Zerfall der Sowjetunion abfinden.

Für diese Regionen war die Sowjetherrschaft eine gute Zeit gewesen. Odessa profitierte als wichtigste Hafenstadt, die Krim war das größte Urlaubsgebiet der Sowjetunion mit geduldeten Ansätzen von Privatwirtschaft. Das Donbass hatte unter Stalin sogar fette Jahre erlebt: Während die Zentralukraine hungerte, wurde die Region bei den

Fünfjahresplänen aufgepäppelt. Die Industrie wurde ausgebaut, und es wurden gezielt Russen angesiedelt. Das Donbass sollte Musterregion für die Schaffung des *homo sovieticus* werden. Bis heute stehen in jeder ostukrainischen Stadt Denkmäler für den Revolutionsführer Lenin, die Namen von Straßen, Schulen und Institutionen ehren Helden der Sowjetzeit.

Im kollektiven Gedächtnis der Westukraine aber brachten sie nur Unheil. Dort meldeten sich im Zweiten Weltkrieg Tausende von jungen Männern zur SS-Division Galizien – die deutschen Besatzer hatten sie mit dem falschen Versprechen geworben, nach dem „Endsieg“ solle eine unabhängige Ukraine entstehen. Da die westukrainische Bevölkerung zu einem beträchtlichen Teil traditionell antisemitisch eingestellt war, fiel die Nazipropaganda vom „jüdischen Bolschewismus“ auf fruchtbaren Boden; ein Teil der UPA-Kämpfer wurde zu Mittätern beim Holocaust. Dies ist das wohl düsterste Kapitel in der Geschichte der Region, das bislang allerdings nur ansatzweise aufgearbeitet wurde. Bis heute gibt es im Westen Gruppierungen, die sich auf das Erbe der UPA berufen und deren Farben rot-schwarz übernommen haben. Zwar sind die Rot-Schwarzen, deren Fahnen auch in Kiev vereinzelt zu sehen waren, eher eine Randerscheinung; doch werden sie etwa von der jüdisch geprägten russischsprachigen Intelligenzija der Hafenstadt Odessa als große Bedrohung angesehen.

Wie die Stimmung unter der russischsprachigen Bevölkerung war, belegen die beiden „Fußballfragen“, die erstmals 1992 Oberschülern und Studenten in Donezk und Odessa gestellt wurden: „Zu wem haltet ihr, wenn die Nationalmannschaften Russlands und der Ukraine aufeinandertreffen?“ Die Antwort war eindeutig: „Wir sind Russen, wir halten zu Russland, am liebsten aber wäre es uns, wenn es wieder eine sowjetische Auswahlmannschaft gäbe.“ Die zweite Frage lautet: „Wen feuert ihr an, wenn die ukrainische Elf gegen Schweden, Deutschland oder Spanien spielt?“ Die zweite Antwort bei der – von westlichen Korrespondenten durchgeführten nicht repräsentativen – Umfrage war ebenfalls klar: „Wir wollen, dass die anderen gewinnen, wir sind Russen, unsere Hauptstadt ist Moskau, nicht Kiev.“

Doch schon wenige Jahre später zeichnete sich ein Stimmungswandel ab. Ende der neunziger Jahre waren in der damaligen Generation der

In den neunziger Jahren hat sich die Stimmung der russischsprachigen Fußballfans verändert – sie halten verstärkt der ukrainischen Mannschaft die Daumen.

Oberschüler in den russischsprachigen Gebieten die Meinungen schon geteilt, ob man zur russischen oder ukrainischen Mannschaft hält. Bei der zweiten Frage hatte sich die Stimmung sogar völlig gedreht: „Selbstverständlich halten wir zu den Ukrainern, wenn sie gegen die Schweden, Deutschen oder Spanier spielen. Das ist ja unser Land.“

Wiederum ein paar Jahre später, bei der Fußballweltmeisterschaft 2006, zu der sich die Ukraine qualifiziert hatte, war klar, dass das ganze Land nun ukrainisch tickt, auch die russischsprachige Bevölkerung in Odessa und Donezk. Dort saßen bei den Spielen ihrer Mannschaft Zehntausende in blaugelben Trikots und mit Nationalflaggen vor den riesigen Bildschirmen in den Fanmeilen.

Die Qualifikation zur Weltmeisterschaft 2010 in Südafrika belegte sogar, dass die jungen russischsprachigen Ukrainer sich bewusst von Russland absetzen: Am letzten Spieltag der Qualifikation mussten die Ukrainer gegen die Griechen gewinnen, um das Südafrika-Ticket zu lösen. Unglücklicherweise verloren sie – im ganzen Land herrschte kollektive Niedergeschlagenheit. Als aber zwei Stunden später klar war, dass auch die Russen in ihrem letzten Spiel versagt hatten, ausgerechnet gegen das kleine Slowenien, und ebenfalls zu Hause bleiben mussten, hellten sich die Mienen in Donezk und Odessa wieder auf. Es herrschte kollektiv Schadenfreude darüber, dass auch die Russen gescheitert sind.

Längst steht auch außer Zweifel, dass die russischsprachigen Industrieoligarchen aus der Ostukraine keineswegs an einer Wiedervereinigung mit Russland interessiert sind. Im Gegenteil: Sie wollen die Verfügungsgewalt über ihre Industrieimperien auf keinen Fall verlieren. Es ist nicht nur ein Missverständnis des Westens, sondern offenbar auch des Kremls in Moskau gewesen, dass die russischsprachige Bevölkerung im Osten und Süden der Ukraine mit der Souveränität Kiews wenig im Sinn hat. In Wirklichkeit beschwören auch die von den Oligarchen finanzierten Fernsehsender immer wieder die Einheit des ukrainischen Volkes. In Fernsehdokumentationen wird das Trennende aus der Geschichte, vor allem aus dem Zweiten Weltkrieg, möglichst klein gehalten. Umso mehr Bedeutung bekommt bei der Erzählung von der Nation die populärste Sportart – der Fußball.

Kathrin Lauer

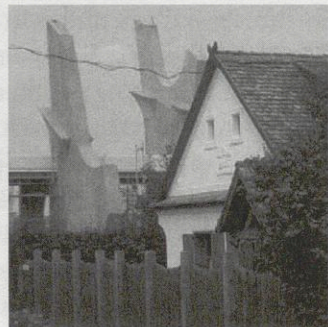
Von total bis totalitär – Fußball in Ungarn

Kathrin Lauer ist Journalistin und berichtet u. a. für dpa aus Ungarn und Rumänien.

Das Trauma der Niederlage bei der Weltmeisterschaft in der Schweiz 1954 lässt Ungarns Fußballfreunde nicht los. Ungarns nationalistischer Ministerpräsident Viktor Orbán will erreichen, dass der heute schwächelnde Fußball im Puszta-Land wieder Weltniveau erreicht, und greift dabei zu unorthodoxen Mitteln. Damit wird Fußball in Ungarn wieder zu einem politischen Projekt.

I.

Als Viktor Orbán zum ersten Mal beim Sportverein in Felcsút den Ball trat, war Ungarns internationaler Fußballruhm bereits längst Geschichte. Nichts deutete darauf hin, dass es jemals aufwärts gehen würde. Vielleicht ist dies der Grund dafür, dass Orbán, der heute 50-jährige Ministerpräsident Ungarns, ausgerechnet Felcsút zum Start einer Revanche für unerfüllte Träume des damals Zehnjährigen auserkoren hat: Hier, in dem lieblichen Dorf 46 Kilometer westlich von Budapest, entsteht nämlich gerade ein neues Fußballstadion. In nur etwa fünf Schritten Entfernung duckt sich ein hübsch renoviertes Bauernhaus: Es ist das Freizeitdomizil des Regierungschefs. Das Betonskelett für die Tribünen ragt schon in die Höhe. Im Frühjahr 2014 soll alles fertig sein. Dann wird Felcsút landesweit die meisten Fußball-Zuschauerplätze pro Kopf haben: 3.500 Sitze im Stadion für 1.800 Einwohner. Anderswo in Europa hätten wohl zornige Bürgerinitiativen ein solches Bauvorhaben gestoppt, noch bevor Bauinspektoren auf den Plan getreten wären. Nicht so in Felcsút. Nachbar Orbán hat nichts einzuwenden, im Gegenteil.



Stadionneubau in Felcsút (Foto: Kathrin Lauer)

Von hier aus will der Regierungschef nämlich die Auferstehung des ungarischen Fußballs einläuten. Neben der Baustelle steht bereits seit 2009 die von Orbán gegründete, nach Ungarns Fußball-Legende Ferenc Puskás benannte Fußballakademie. 300 Schüler von 12 bis 21 Jahren lernen hier – 100 davon als Elite-Zöglinge im Internat. Orbán träumt vom ganz großen Wurf. Diese Schule solle einmal zu den zehn besten der Welt gehören und dafür sorgen, dass stets mindestens zwei ungarische Clubs in der Champion's League spielen. Zu dumm, dass just in diesem

Der ungarische Fußball soll unter Ministerpräsident Orbán wieder Weltgeltung erlangen.

Sommer Ungarns Hoffnungsträger für den Europapokal, der FC Videoton, in der ersten Runde gegen Mladost Podgorica ausschied. Videoton ist ein enger Partner von Orbáns Aka-

demie. „Trauerfußball“ lautete dazu der Titel eines Leitartikels der Tageszeitung „Magyar Nemzet“. Das regierungstreue Blatt verstieg sich sogar zu einer Gleichsetzung mit dem Fiasko, das als Anfang vom Ende der Fußball-Großmacht Ungarn gilt: dem 4. Juni 1954, als das „Goldene Team“ von Puskás im WM-Finale Deutschland unterlag.

„Im weitesten Zusammenhang bauen wir das ungarische Fußballsystem auf“, sagt Orbán über sein Projekt in einem der Interviews, die er jährlich zur Lage des ungarischen Fußballs gibt. Deutlich lieber als über Politik spricht Orbán über diesen Sport – und dies wiederum am liebsten mit György Szöllösi, seines Zeichens Medienbeauftragter der Felcsúter Akademie. Inmitten von Fachsimpeleien rund um den Ball finden sich darin etliche Glaubensbekenntnisse des rechtsnationalen Politikers, der seit seinem Amtsantritt 2010 der westlichen Welt mit seinem autoritären Führungsstil und nationalistischen Auftritten große Sorgen bereitet.

Angeschlossen an die Felcsúter Akademie ist seit kurzem ein eigener Club, der Puskás AFC. In der letzten Saison stieg dieses Team schlagartig in die erste Liga auf. Mit in der Mannschaft sind Gáspár Orbán, der 21-jährige Sohn des Regierungschefs, und etliche eingekaufte Profis von renommierten ungarischen Clubs, von denen einige vorher in der Puskás-Akademie ausgebildet worden waren. Hinzu kommen Immigranten aus den Fußballnationen Spanien, Brasilien und Frankreich. Wie verträgt sich dies mit dem „Freiheitskampf“ gegen das Ausland, den sich Orbán auf die Fahne geschrieben hat? „Meiner Meinung nach müssen wir offen dazu stehen, dass zur Erneuerung des ungarischen Fußballs jede Energie notwendig ist, die von innen und die von außen“, sagt er.

II.

Gleich nach ihrem Amtsantritt hatte Orbáns Regierung die angeblich ausbeuterischen ausländischen Banken und Dienstleister mit Sondersteuern bestraft. Der Internationale Währungsfonds (IWF) gilt geradezu als Feind, der Orbán sogar dann verfolgt, wenn er über Fußball sinniert: „Das Wunderbare am Fußball ist, dass man, sagen wir, keine Ergebnisse auf der Basis von internationalen Wettbewerbs-Ranglisten des IWF ausrufen kann.“

Träger des Felcsúter Projekts ist die von Orbán gegründete Stiftung zur Förderung des Fußball-Nachwuchses, die wiederum reichlich aus Steuergeldern finanziert wird. Dies funktioniert über ein neues Gesetz, wonach Unternehmen Spenden für gemeinnützige Sportvereine fast unbegrenzt von der Steuer absetzen können. Die anderen fünf großen ungarischen Fußballakademien haben bedeutend weniger Einnahmen aus dieser Quelle. Orbán bekennt sich dabei offen zu seiner Rolle als Spendensammler. Dass diese Rechnung aufgeht, scheint ziemlich sicher, zumal in Ungarn Nähe zur Regierung ein immer lebenswichtigerer Faktor für den Erfolg einer Firma wird.

Orbán sieht all dies als kulturellen Feldzug: „Fußball ist ein Teil der Kultur ... Deswegen muss man (hier) Rechtsvorschriften anwenden, die von Markt und Wirtschaft abweichen, die für die Kultur charakteristisch sind.“ Ob ihm dabei Péter Esterházy Recht gibt? Der renaissancehaft-postmoderne Romancier, Spross eines berühmten Adelsgeschlechts, ist die in Deutschland bekannteste Fußball-Autorität unter Ungarns Literaten. 2006 bekam Esterházy für seine „Deutschlandreise im Strafraum“ Lobeshymnen. 2009 kürte die Deutsche Akademie für Fußball-Kultur seinen Roman „Keine Kunst“ zum „Fußballbuch des Jahres“, weil der Autor darin eine fußballbesessene Mutterfigur auftreten lässt. Auch für Esterházy – durchaus kein Orbán-Fan – sind Fußball und Kunst jeweils „eine Welt für sich, in der andere Regeln bestehen als in der realen Welt.“ Dass aber deswegen die Politik diese Welt betreten sollte, dürfte er damit nicht gemeint haben.

Zwischen Esterházy und Orbán gibt es so manche Differenzen, eine davon ist die Beziehung zu Stilfiguren. Fußballmetaphern mag der Literat überhaupt nicht: Derartiges sei „Schöngestei“, sagte er einmal. Orbán hingegen begibt sich gerne unbekümmert mit Allegorien auf das Glatteis: „Fußball ist wie Kesselgulasch. Wir tun ständig etwas hinein, wir nehmen nichts heraus, und zum Schluss ist es fertig ... Genau wie im

Kulturbetrieb. Als ob wir von einem Opernhaus oder von einem Theater reden würden. Die Fußballer sind letztendlich Künstler, wenn wir die Philosophie der Sache betrachten.“ „Gulaschfußball“, höhnte daraufhin die linksliberale Zeitung „Nép-szabadság“ – Orbáns Fußballpolitik sei nur eine Variante des „Gulaschkommunismus“. Fußball sei schließlich ein „ehrlicher Sport“. Für die Ungarn ist der Begriff „Gulaschkommunismus“ zweideutig. Einerseits steht er für eine gewisse Verlogenheit, weil das Volk in jener liberalen Zeit unter János Kádár, die dem stalinistischen Terror nach der Revolte von 1956 folgte, kleine Freiheiten und bescheidenen Wohlstand durch tolerierte Schattenwirtschaft genoss. Dies habe die Menschen davon abgehalten, das System grundsätzlich infrage zu stellen. Andererseits galt Ungarn gerade deswegen als „fröhlichste Baracke“ im oppressiven kommunistischen Lager.

III.

Zwei Ziffernfolgen aus dem vergangenen Jahrhundert prägen die madjarische Fußballseele: 1954, das Jahr der Niederlage bei der Weltmeisterschaft in der Schweiz, und 6:3 – ungarisch „hat-három“. Mit diesem Stand besiegte Ungarns Nationalelf im Jahr 1953 England im Wembley-Stadion. Es war ein unerhörter Triumph: Zum ersten Mal wurden hiermit die Engländer bei einem Heimspiel von einer Truppe vom Kontinent geschlagen. Eines der ungarischen Fußball-Nachrichtenportale firmiert unter dem Namen „hatharom.com“ – dies ist nur eines der Denkmäler, das die Ungarn diesem Ereignis gesetzt haben.

Wohl gab es nachher noch andere Siege, doch fiel dies nicht ins Gewicht. Doch hat all dies, zusammen mit den früheren Erfolgen – etwa dem Olympiasieg in Helsinki 1952 – die Ungarn als unbesiegbar erscheinen lassen. Deswegen wirkte die Niederlage im Finale von Bern gegen das westliche Deutschland – 3:2 – so dramatisch. Die Fallhöhe war zu gewaltig. Ungarns Radio-Fußballreporter György Szepesi kämpfte mit den Tränen, während er die schlechte Nachricht über den Äther nach Ungarn schickte. Kurz danach brachen in Budapest Straßenkrawalle aus, die der stalinistische Geheimdienst erst nach drei Tagen beenden konnte. Aufgebrachte Fans stürmten zum Budapester Ostbahnhof, weil sie vermuteten, dass die Nationalelf dort heimkehren würde. Steine flogen gegen die Fensterscheiben der Wohnungen von Ferenc Puskás und Trainer Gusztav Sebes.

Auch antisemitische Parolen brachte der Volkszorn damals hervor, gemäß einer alten Unsitte, die bis heute fortwirkt. Berüchtigt sind vor allem die Fans des Budapester Clubs Ferencváros. Erst in diesem Sommer kam es zu einem neuen Zwischenfall bei einem Spiel von Ferencváros gegen den Budapester Club MTK, der jüdische Wurzeln hat. Die Fans von Ferencváros entrollten dabei ein Transparent mit dem Schriftzug „in memoriam László Csatáry“. Es ging um den wegen Nazi-Kriegsverbrechen angeklagten Ex-Lagerkommandanten Csatáry, der kurz zuvor im Alter von 98 Jahren gestorben

war, bevor in Budapest ein Prozess gegen ihn beginnen konnte. MTK ist 115 Jahre alt und Ferencváros 114. Es sind die ältesten Rivalen der ungarischen Fußballgeschichte. Zugleich ist dieses Duo ein Symbol für die

Zur völlig unerwarteten Niederlage von Bern 1954 gibt es zahlreiche Verschwörungstheorien.

Polarisierung zwischen „jüdisch-fremd“ und „christlich-ungarisch“, die Ungarns Gesellschaft seit mehr als hundert Jahren prägt. MTK wurde von wohlhabenden jüdischen Großbürgern gegründet, in einer Zeit, als die Sportclubs der ungarischen Aristokraten für Juden unzugänglich waren. Das Etikett des „Judenclubs“ blieb bis heute hängen, obwohl es soziologisch nicht mehr gerechtfertigt ist. Ferencváros war hingegen stets der Club der kleinen Leute, Handwerker und Arbeiter – er ist deswegen seit Jahrzehnten Ungarns beliebtester Fußballverein. Dass er die rabiatesten Fans hat, liegt auch daran, dass sich das Fußballpublikum im Laufe der Kádár-Zeit allgemein gewandelt hat, wie die ungarischen Soziologen Miklós Hadas und Viktor Karády in einem gemeinsamen Aufsatz schreiben: Die Zahl der Zuschauer in den Tribünen ging dramatisch zurück, der Anteil des „Lumpenproletariats“ unter den Fans nahm zu.

Der Schmerz um die Niederlage von Bern wurde mit der Zeit relativiert durch mehr oder minder plausible Verschwörungstheorien: Der britische Schiedsrichter habe das nachweislich gültige dritte Tor von Puskás in letzter Minute nicht anerkannt – wohl aus Rache wegen dem legendären 6:3 gegen England ein Jahr zuvor. Unumstritten ist, dass Sepp Herberger die Gegner bewusst irregeführt hat, weil er in der ersten, für die Ungarn siegreichen Runde (8:3) nur die schwächeren Spieler aufstellte. Zudem hätten die Deutschen kurz vor dem Finale neue Adidas-Schuhe mit Stollen bekommen, mittels derer sie auf dem regennassen Rasen im Vorteil gewesen seien. Noch dazu hätten die Ungarn in der Nacht vor dem Endspiel kaum schlafen können, weil gegnerische Fans vor ihrem Hotel einen Höllenkrach machten. Gerne traut man auch den jüngsten

Berichten deutscher Medien, denen zufolge Herbergers Team wahrscheinlich gedopt war.

IV.

Manche sehen die kurzen Massenunruhen von 1954 nach der WM-Niederlage als Generalprobe für den antisowjetischen Aufstand zwei Jahre später. Diese gewagte These ist nicht ganz unbegründet. Karády und Hadas schreiben, dass der stalinistische Sicherheitsapparat damals sehr wohl auch das Regime in Gefahr gesehen hat. Die Regierung habe es aber „als weise betrachtet“, den Zwischenfällen eher diskret ein Ende zu setzen und keine offene Repression oder gar Vergeltung zu üben. Unbestreitbar hat aber die Niederschlagung des Aufstands von 1956 auch zum jähen Ende des „Goldenen Teams“ geführt. Etliche Spieler flohen vor den anrückenden sowjetischen Panzern in den Westen, darunter auch Puskás. Der begnadete Torschütze konnte danach im Team von Real Madrid neue Triumphe feiern – ebenso später als Trainer verschiedener Clubs in aller Welt. Er starb als gefeierte Ikone 2006 im Alter von 79 Jahren und ruht nun in der Gruft der Budapester Basilika, in der auch die mumifizierte rechte Hand des ungarischen Staatsgründers, König Stephan des Heiligen (ca. 980-1038), aufbewahrt wird.



*Denkmal für Ferenc Puskás in Budapest
(Foto: Kathrin Lauer)*

Andere Mitglieder der Puskás-Truppe wurden in drittrangige Provinzclubs strafversetzt. Der nach der Niederschlagung der Revolte an die Macht gekommene Kádár startete auch eine Fußballreform. Er schaffte die von den Stalinisten institutionalisierte zentralistische Fußballförderung schrittweise ab, die sich auf die Budapester Eliteclubs konzentriert hatte. Zunehmend wurde die Finanzierung lokalen

Staatsunternehmen übertragen. So konnten auch Provinzclubs ihre Leistungen etwas verbessern. Kádár gab zudem den Traditionsclubs ihre Identität wieder zurück, nachdem die Stalinisten deren historische Vereinsfarben und sogar Clubnamen brutal geändert hatten. Ferencváros musste sich nicht mehr „Kinizsi“ nennen und wurde 1963 nach langer Pause wieder Landesmeister. Die Fans ließen aus diesem Anlass sogar

Kádár hochleben – und zwar mit einem Machó-Spruch, der nahelegte, dass das Publikum den Gulaschkommunisten für einen ganzen Kerl hielt.

V.

„Im Osten Europas ist Fußball Sache des Staates; und zwar die Sache von Kleinstaaten, die unter einem Unterordnungs- und Marginalitätskomplex leiden“, schreiben die Soziologen Karády und Hadas. Dass der Staat durch Orbán nun wieder in das Geschehen eingreift, prägt auch zunehmend den öffentlichen Diskurs über Fußball. Konsens herrscht nur darüber, dass dieser Sport in Ungarn derzeit in einem beklagenswerten Zustand sei.

„Vincent“, einer der eloquentesten Fußball-Blogger des Landes, machte seinem Ärger darüber in einer Glosse Luft: Man möge doch darüber abstimmen lassen, welche Mannschaft zum Gewinner eines Spiels erklärt wird, schlug er vor. Es sei unsinnig, dass sich die Spieler stets „mit den erforderlichen Genehmigungen eines Ministeriums“ eine Torchance verschafften und dafür sicherheitshalber auch noch „die ältere Cousine des Ministerpräsidenten heiraten“ – wenn nachher der Gegner durch „Diskriminierung aufgrund von Geschwindigkeit“ ungestraft vom Ball Besitz ergreift. „Vincent“ treibt hier ein sarkastisches Spiel mit den wichtigsten Anklagepunkten des Volksmunds gegen die Zustände im Land: Bürokratie und Vetternwirtschaft.

Ach, im Grunde sei die gegnerische Mannschaft überflüssig, schreibt „Vincent“ weiter. Gebe es nur eine Mannschaft, könne man einstimmig für den Sieger stimmen – dies sei „viel demokratischer“ als die derzeit in Ungarn geltende Regel der „Zweidrittelmehrheit“. Damit schoss „Vincent“ auf Orbán, der mit der berüchtigten parlamentarischen Zweidrittelmehrheit seiner Partei FIDESZ die Verfassung geändert und die Freiheit der Presse sowie die Kompetenzen des Verfassungsgerichts eingeschränkt hat.

Trotz aller Bemühungen befindet sich der Fußballsport in Ungarn derzeit in einem beklagenswerten Zustand.

Zur Frage der ideologischen Deutung wurde auch die Ursachenforschung zum Niedergang des ungarischen Fußballs. Orbán zufolge ist der Kádár-Kommunismus schuld: „Die kommunistische Führung hat nach 1956 im Allgemeinen alles als gefährlich betrachtet, was nationalen Zusammenhalt und – wie 56 – Handeln zur Folge hatte. Dies haben sie

bewusst auseinandergerissen, ja sogar aus dem geistigen Leben herausgebombt – vom Mannschaftssport bis hin zur Welt der Politik.“ „Vincent“ hielt dagegen, dass Ungarns Fußball in den siebziger Jahren zwar nicht mehr glänzte, aber doch recht wettbewerbsfähig war. 1972 gewann Ungarns Nationalelf bei den Münchner Olympischen Spielen immerhin noch Silber.

Bleibt die Frage, warum Ungarns Fußball ausgerechnet in schlimmsten stalinistischen Zeiten am erfolgreichsten war. Orbáns Lager, aber auch die linksliberalen Wissenschaftler Karády und Hadas schreiben dies der Schule der Vorkriegszeit zu. Die Ungarn waren bereits in den dreißiger Jahren als Kicker gefürchtet und haben die europäischen Stiltraditionen teils übernommen, teils mitgeprägt. Das „Goldene Team“ von Puskás brillierte auch durch Vorwegnahme von Elementen des „totalen Fußballs“, der viel später von Johan Cruyff bei Ajax Amsterdam zum Konzept entwickelt wurde. Zum Prinzip gehörte, dass die Rollen auf dem Spielfeld variabel waren: „Wenn wir angriffen, griff jeder mit an, wenn wir verteidigten, war es das Gleiche“, lautet ein oft zitierter Spruch von Puskás dazu: „Wir waren der Prototyp des totalen Fußballs.“

Identität auf dem Parkett

Basketball als Nationalsport in Litauen

Markus Nowak arbeitet als Journalist in Berlin und berichtet besonders über Mittel- und Osteuropa.

Žalgiris Kaunas heißt der Verein, der die litauische Basketballliga dominiert. Der Club spielt ganz bewusst in seinem Namen auf die für Litauen identitätsstiftende Schlacht gegen den Deutschen Orden von 1410 an, die Žalgirio mūšis. Basketball gilt in Litauen als Nationalsport, und seine Popularität beruht nicht nur auf den internationalen Erfolgen wie den drei Titeln, die das Nationalteam des Landes mit nur drei Millionen Einwohnern bei Europameisterschaften errungen hat. Insbesondere die Erfolge von Žalgiris Kaunas während des Sowjetregimes sind für viele Litauer identitätsstiftend.

2.560 Meter leuchtender Kabel, daran weitere 545 einzelne Glühbirnen in 170 Meter Höhe: Eine 34,7 Meter im Durchmesser große Lichterketten-Installation verwandelte im Herbst 2011 den Fernsehturm der litauischen Hauptstadt Vilnius in einen überdimensionalen Basketballkorb.¹ Ähnlich wie bereits die Verwandlung des Berliner Fernsehturms am Alexanderplatz zu einem magentafarbenen Fußball während der Fußballweltmeisterschaft fünf Jahre zuvor sollte auch das Pendant in Vilnius auf ein sportliches Großereignis hinweisen: die Europameisterschaft (EM) im Herren-Basketball, offiziell EuroBasket 2011.



*Basketballbegeisterung in Vilnius
(Foto: Markus Nowak)*

¹ Vgl. http://www.telecentras.lt/en/About_the_Vilnius_TV_Tower/ (letzter Zugriff: 25.10.2013).

Die aufwendige Deko-Beleuchtung des mit 326,5 Metern höchsten litauischen Gebäudes machte den Stellenwert der EM für das größte der drei baltischen Länder deutlich. Denn was für die Deutschen der Fußball oder für die lettischen Nachbarn das Eishockey ist, das ist für die Litauer Basketball – der *Nationalsport*.² Dieser Ballsport gilt in der Tat nicht nur als die populärste Sportart in dem Land an der Ostsee. Vielmehr wird dem Sport sogar eine identitätsstiftende Funktion beigemessen. Das allein aus den Erfolgen der Nationalmannschaft bei internationalen Wett-

Basketball hat aus historischen Gründen eine identitätsstiftende Funktion für Litauen.

bewerben abzuleiten, wie zuletzt im Herbst 2013 die Silbermedaille bei der EM in Slowenien, ist zu kurz gegriffen. Zwar gewann eine litauische Mannschaft dreimal die EM, holte

ebenso oft Bronze bei Olympischen Spielen, einmal den dritten Platz bei einer Weltmeisterschaft (WM) und macht das Land fast so groß wie Bayern, jedoch mit weniger als einem Viertel der Bevölkerung des Freistaates, zu einer der stärksten Mannschaften im internationalen Wettbewerb; die identitätsstiftenden Momente lassen sich aber vor allem aus der Geschichte erklären.

Pfirsichkörbe am Anfang

Als der Kanadier James Naismith zur Jahreswende 1891/1892 in Springfield (Massachusetts) die Urform des Basketballs entwickelte, war – bis auf das Memelgebiet im Westen des Landes – der russische Zar Herr über das Territorium des heutigen Litauens. Noch vor der Annexion durch Russland war Litauen eine mitteleuropäische Großmacht, die 1385 eine Personalunion mit dem Königreich Polen einging und sie 1569 als Realunion festigte. Von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer reichte die territoriale Ausdehnung. Zugleich war die litauische Bevölkerung einer Polonisierung ausgesetzt, die im Zuge der Teilungen Polen-Litauens durch Preußen, Österreich und Russland im 18. Jahrhundert vor allem durch eine Russifizierung ersetzt wurde. Verboten war der Druck litauischer Texte in lateinischer Schrift, litauische Schulen sowie die Universität Vilnius mussten schließen.

2 Der Text behandelt insbesondere die Herrendisziplin, auch wenn Basketball in Litauen unter Frauen ebenso beliebt ist.

Als der Ballsport um die Jahrhundertwende unter anderem durch Missionare in aller Welt Verbreitung fand, wurde nicht mehr auf Pfrsichkörbe gespielt, die anfänglich der Hausmeister des Colleges Naismith für das Training zur Verfügung gestellt hatte. Der Pädagoge wollte ursprünglich einen Sport schaffen, den seine Schüler auch im Winter ausüben konnten. Er sollte leicht erlernbar sein und im Vergleich zu den wenig beliebten Disziplinen wie Geräteturnen und Gymnastik Wettkampf- und Spielbedürfnis wecken: „Auf der Suche nach einem für Spieler und Zuschauer attraktiven Spiel gelang es ihm durch seine Grundregeln, ein besonders durch seine Schnelligkeit anziehendes Spiel zu entwickeln, an dem alle teilnehmen konnten.“³

Zur gleichen Zeit befand sich auch die litauische nationale Bewegung auf einem Höhepunkt. Zur Staatsgründung kam es erst kurz vor dem Ende des Ersten Weltkrieges am 16. Februar 1918. Die junge Republik hatte allerdings von Anfang an international keinen einfachen Stand. So musste sie sich gegen die territorialen Ansprüche Polens auf die mehrheitlich polnisch bewohnten Gebiete Litauens rund um Vilnius wehren. 1920 besetzten Truppen des südlichen Nachbarn dieses Gebiet. Während der Phase der Ersten Republik wurde Kaunas zur vorübergehenden Hauptstadt, und aus sportlicher Sicht ist es die Stadt am Zusammenfluss von Memel und Neris noch immer, vor allem aus Sicht der Basketballfans.

Frühe Erfolge als Grundstein

Der Sport selbst wurde erstmals bei der Olympiade in Berlin 1936 als olympische Disziplin ausgetragen, Litauen stellte dabei noch keine Mannschaft auf. Schon damals begann die Dominanz der US-Basketballmannschaften über andere Nationen, die bis heute andauert. Der baltische Staat musste jedenfalls bis zu den Spielen in Barcelona 1992 auf eine olympische Medaille warten und gewann mit dem Männerteam seitdem dreimal in Folge Bronze. Litauens Basketballfrauen dagegen waren bei Olympischen Spielen weniger erfolgreich und holten bislang keine Medaille.

Dagegen waren es die litauischen Frauen, die Basketball zuerst für sich adaptierten und schon 1919/1920 eine *deutsche Version*⁴ in elitären

³ Vgl. Günter Hagedorn (u. a.) (Hrsg.): Das Basketball-Handbuch. Reinbek 1996, S. 28 f.

⁴ Vilma Cingiene/Skaiste Laskiene: A Revitalized Dream: Basketball and National Identity in Lithuania. In: The International Journal of the History of Sport 21 (2004), Nr. 5,

Kreisen spielten. *Importiert* wurde der damals noch junge Sport durch Auswanderer, die nach dem Ersten Weltkrieg wieder in ihre Heimat zurückkehrten. Zu einer Art Botschafter des *amerikanischen Basketballs* in Litauen wurden Steponas Darius und Stasys Girėnas. Noch heute werden beide litauischen Piloten mit US-Staatsangehörigkeit wie Nationalhelden gefeiert und schmücken mit ihren Köpfen die Zehn-Litas-Geldscheine.

Während sich in Deutschland Basketball als Breitensport erst nach dem Zweiten Weltkrieg mit den ersten Erfolgen auf internationaler Bühne durchsetzte, geschah dies im Baltikum schon in den dreißiger Jahren. Die erste EM 1935 gewann Lettland. Bei den darauffolgenden in den Jahren 1937 und 1939 waren Litauens Männer Europameister, im Zwischenjahr 1938 holten die Frauen den zweiten Platz. Ein Grund für die Bedeutung dieses Sports für die Litauer liegt sicher in den frühen Erfolgen bei diesen internationalen Wettbewerben. Sportliche Wettkämpfe laufen stets auf ein *besser* oder *schlechter* hinaus, die *Identifizierung des Publikums* hängt von *Sieg oder Niederlage ihres Athleten oder ihrer Mannschaft ab*.⁵ Zwar können Zuschauer und Fans auch eine gewisse Treue oder Loyalität zu Sportlern oder Mannschaften aufbauen und beibehalten, die auch eine Serie von Niederlagen hinlegen, „ein Publikum (sucht sich jedoch) – in einer langfristigen Perspektive – ... jene Sportarten aus, bei denen die favorisierten Mannschaften oder Athleten in der Regel gut oder ‚ehrenwert‘ abschneiden.“⁶

Identitätsstiftung in der Sowjetzeit

Der Erfolgsserie auf internationalem Parkett aus der Zwischenkriegszeit wird bis heute voller Pathos gedacht. Während des 75. Jahrestag des ersten Europameistertitels Litauens im Oktober 2012 kritisierte der ehemalige Staatschef Valdas Adamkus das Fehlen eines Patriotismus seiner Landsleute und beschwor: „Wir müssen mit unserem Geist und der Fähigkeit wieder die Flamme von 1937 entfachen, um der Nation wieder

November 2004, S. 762-779, hier S. 770. – Bis zur Gründung der Fédération Internationale de Basketball (FIBA) 1935 als Fédération Internationale de Basketball Amateur gab es fünf verschiedene Regelordnungen.

5 Dieter Reicher: Nationensport und Mediennation. Zur Transformation von Nation und Nationalismus im Zeitalter elektronischer Massenmedien. Göttingen 2013, S. 29.

6 Ebd.

Stolz zu bringen.“⁷ An anderer Stelle konstatierte der ehemalige erste Mann Litauens, „in den 50 Jahren der Okkupation war Basketball der Ausdruck der Freiheit. Das gesamte Land versuchte, die Russen zu schlagen und zu zeigen, dass wir in dieser Hinsicht überlegen waren. Das Spiel spiegelte unseren Willen, gegen unsere Unterdrücker zu gewinnen, und stärkte unsere Hoffnung.“⁸ In allen drei baltischen Staaten gilt die Zwischenkriegszeit als die Zeit der Ersten Republik, die durch den Krieg und die fast 50-jährige sowjetische Besatzung *unterbrochen* und mit den Unabhängigkeitserklärungen 1991 restituiert wurde. Die drei Länder wurden zu Sowjetrepubliken, in denen das nationale Element nicht nur durch Säuberungswellen, sondern auch durch einen absichtlich gesteuerten Zuzug von Menschen aus allen Teilen des Sowjetreiches und durch Einschränkung der Landessprache und weiterer nationaler Symbolik immer mehr zurückgedrängt werden sollte. Die Besinnung auf die Zeit der Ersten Republik ist somit ein identitätsstiftendes Element aller drei Völker.

Im Fall Litauens waren die frühen Erfolge der Basketballer in der Zwischenkriegszeit ein weiteres Element nationalen Stolzes, auch oder gerade während der sowjetischen Besatzung. Der sozialistischen Ideologie musste sich nicht nur das politische, ökonomische und gesellschaftliche Leben unterordnen, vielmehr vereinnahmte das sowjetische Modell auch den Sport. Der sportliche Wettbewerb etwa bei Olympischen Spielen oder Weltmeisterschaften war ein weiteres Feld, um den Dualismus mit dem „Klassenfeind“ USA auszutragen. Das Kalkül hinter einer gezielten Sportförderung bestand darin, die *Überlegenheit* des Sozialismus zu demonstrieren. Darin ordnete sich auch der Sport mit dem orangenen Lederball unter.

Litauens Spieler wurden Teil der Basketballnationalmannschaft der UdSSR, die seit 1946 vierzehnmal die EM gewann, dreimal Weltmeister wurde und zweimal bei Olympia die Goldmedaille holte. Die Sowjetunion war auch außerhalb des Basketballs eine Sportgroßmacht, und mit Blick auf die „ewigen Medaillenspiegel“, in dem sich die Russische Föderation als Nachfolger der UdSSR sieht – wie auch Serbien von Ju-

7 <http://www.lithuaniatribune.com/18066/adamkus-says-he-misses-patriotism-in-lithuania-201218066/> (letzter Zugriff: 25.10.2013).

8 „During the 50 years of the occupation, basketball was an expression of freedom. The entire country was trying to beat the Russians and to show that we were superior in that respect. The game reflected our will to win against our oppressors and sustained our hope“; zitiert nach Cingiene/Laskiene (wie Anm. 4), S. 772.

goslawien –, fällt Litauen auf den dritten Platz in der Statistik der EM-Sieger zurück. Russland kommt mit 15 Goldmedaillen auf den ersten Platz, Serbien gewann insgesamt achtmal die EM.

Basketball wurde in der Litauischen Sowjetrepublik in den fünfziger Jahren zu einem Breitensport. In der Schule kam die Ballsportart auf den Lehrplan; neuerrichtete Schulen wurden mit passenden Hallen ausgestattet. Innerhalb der UdSSR konkurrierte das litauische Team mit Mannschaften aus anderen Teilrepubliken. Das hohe Spielniveau war

Immer wieder wiesen litauische Spieler mit provozierenden Aktionen auf die Lage in ihrer Heimat hin.

auch ausschlaggebend dafür, dass Spiele der litauischen Mannschaften gegen internationale Teams – also jenseits der Sowjetunion – ausgetragen wurden, ein Privileg, das anderen

Ländern und Sportarten in der UdSSR nicht zuteil wurde, also „eine seltene Möglichkeit, den ausgeprägten nationalen Stolz auch nach außen zu zeigen“, konstatieren Vilma Cingiene und Skaiste Laskiene, „eine Quelle nationalen Stolzes“.⁹

„Ein kleiner Sieg über das rote Imperium“

Dieser Stolz ist gerade auch den Siegen eines der traditionsreichen Vereine des Landes zuzuschreiben, die er gegen den stärksten Moskauer Club davontrug. 1944 gegründet, wurde *Žalgiris Kaunas* fünfmal sowjetischer Meister in den Jahren 1947, 1951 sowie dreimal in Folge 1985 bis 1987, zudem elfmal Vizemeister. Gerade die Spiele und Erfolge gegen den Moskauer Rivalen ZSKA Moskva in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre mit dem 2,20 Meter großen Star-Spielers Arvydas Sabonis mobilisierten die Litauer, und zwar nicht nur, weil der Moskauer Club als der stärkste in der Sowjetliga galt und zwischen 1960 bis zum Zerfall des Sowjetimperiums von 32 Meisterschaften 23 gewonnen hat. Häufig wurden die besten Spieler anderer sowjetischer Klubs zum ZSKA abkommandiert. Vor diesem Hintergrund war Korbleger Sabonis gegen Moskau „stellvertretend für eine Nation, die keine mehr sein durfte ... ein kleiner Sieg über das rote Imperium“.¹⁰

⁹ „It was a rare chance to express distinct national identity externally / a source of national pride“ (ebd., S. 773).

¹⁰ Wolfgang Hettfleisch: Korb am Turm. In: Berliner Zeitung, 05.09.2013 (<http://www.berliner-zeitung.de/archiv/in-litauen-ist-basketball-volkssport-nummer-eins-und-ein->

Der 1964 geborene Arvydas Sabonis ist nicht nur für litauische Basketballfans ein Held. Wenn bei Länderspielen die Nationalhymne erklingt „Litauen, unser Vaterland / ein Land der Helden bist Du, / mögen Deine Söhne / aus der Vergangenheit Kraft schöpfen“, dann schwingt auch mit, wie Sabonis 1988 mit der sowjetischen Mannschaft das Halbfinale gegen die USA gewann und Olympiasieger in Seoul wurde. Dabei stellte Sabonis seinen litauischen Patriotismus mit einem T-Shirt mit dem Schriftzug *Lietuva* zur Schau und ging damit den sowjetischen Funktionären gegen den Strich.¹¹

Mythos auch noch heute

Zwar war Šarūnas Marčiulionis, Sabonis Teamkollege aus dem Sowjetkader und der späteren litauischen Nationalmannschaft, einer der ersten Europäer und der erste Litauer, der ab 1989 in der berühmten US-amerikanischen Liga National Basketball Association (NBA) spielte. Sabonis wechselte erst 1995 in die legendäre Nordamerikanische Liga, doch brachten ihm gerade der Verbleib in Litauen und die mit ihm erzielten Siege von *Žalgiris* gegen den Moskauer Rivalen landesweit einen bis heute anhaltenden Ruhm ein. Den NBA-Titel brachte Sabonis den Portland Trail Blazers, für die er von 1995 mit einem Jahr Unterbrechung bis 2003 spielte, nicht ein. Die Mannschaft aus Oregon spielte in dieser Zeit aber ganz oben mit. Sabonis, der 2005 für zwei Spielzeiten noch einmal das Team von *Žalgiris* verstärkte, wurde 2011 sogar die höchste Auszeichnung für Basketballspieler zuteil, als er in die „Hall of Fame“, eine Art Basketball-Pantheon, gewählt wurde.

Es erfasst auch die nicht sportbegeisterten Litauer mit einem gewissen Stolz, dass mit Sabonis und Marčiulionis und acht weiteren Spielern insgesamt zehn Litauer in den letzten Jahren für US-Clubs auf dem Parket standen. Drei von ihnen sind noch immer in der NBA aktiv. Wenn der 2010 verstorbene ehemalige Präsident und Regierungschef Algirdas Brazauskas sagte, es sei dem Basketball zu verdanken, dass Litauen in der Welt bekannt ist,¹² dann schwingt auch eine Prise Achtung gegenüber

symbol-fuer-die-nationale-unabhaengigkeit-korb-am-turm,10810590,10931722.html (letzter Zugriff: 25.10.2013).

¹¹ Vgl. z. B. <http://www.faz.net/aktuell/sport/mehr-sport/litauens-volkssport-die-basketball-brasilianer-11133811.html> (letzter Zugriff: 25.10.2013).

¹² Cingiene/Laskiene (wie Anm. 4), S. 777.

dem mittlerweile kommerzialisierten Sport mit. Denn bei all dem Mythos, der dem Basketball noch aus der Zeit der Sowjetunion anhaftet, ist es heute ein professioneller Sport, bei dem weniger die Identität als vielmehr das Geschäft im Mittelpunkt steht. Die Merchandise-Produkte reichen von T-Shirts über Becher und Kappen bis hinzu Aufklebern für Autoheckscheiben. Andererseits sind die Sponsoren der Clubs ebenfalls breit gefächert: von Biermarken über Versicherungen bis hin zu den Kommunen, die in vielen Fällen Anteilseigner der Vereine sind.

Trotz aller Kommerzialisierung bleibt Basketball auch im heutigen Litauen „der“ Volkssport.

Die Schriftzüge *Lietuva* oder der Basketball auf den Fan-Produkten sind stets in den Landesfarben gelb, rot und grün gehalten. In den gleichen Farben von Kopf bis Fuß eingekleidet

reisen die Fans ihren Teams hinterher. Das Fanlager gilt als treu und die Atmosphäre bei Liga- und Länderspielen gleicht wegen des Einfallsreichtums der Anhänger, die in ihren Fan-Kostümen häufig mittelalterliche Symbole verwenden, einer großen Basketball-Party.

Die Popularität wird dem Basketball in Litauen erst einmal nicht abhandenkommen, zumal da das Nationalteam weiterhin erfolgreich ist. Im Herbst 2013 hat es während der EM 2013 zwar „nur“ für einen zweiten Platz gereicht, doch die identitätsstiftende Funktion bleibt dem Sport erhalten, wenn etwa Historiker aus den Spielen der Nationalmannschaft während der WM in der Türkei 2010 Parallelen zur Schlacht von Tannenberg 600 Jahre zuvor ziehen.¹³ Damals kämpfte ein polnisch-litauisches Heer gegen Truppen des Deutschen Ordens in der Nähe der Orte Tannenberg und Grunwald und besiegte diese. Jene identitätsstiftende Schlacht heißt auf Litauisch *Žalgirio mūšis*, die Vereinsbezeichnung des Clubs *Žalgiris* aus Kaunas nimmt sie auf und macht auf diese Weise deutlich, welche Bedeutung Basketball für die litauische Identität bis heute hat: „Die Auswirkungen des Basketballs auf die Bildung der litauischen Identität zeigen, dass eine Nation nicht nur durch ein gemeinsames Territorium, die Geschichte und die politische Verantwortung ihrer Subjekte geeint wird, sondern auch durch kollektive Symbole und Erinnerungen.“¹⁴

13 Ähnliches geschah 2008 bei der Fußball-EM im Vorfeld des Spiels Polen gegen Deutschland, vgl. dazu oben im Beitrag von Diethelm Blecking S. 255f.

14 Cingiene/Laskiene (wie Anm. 4), S. 778.

Fußballfans und der neue Faschismus

Beispiele aus Serbien

Prof. Dr. Ivan Čolović ist Ethnologe und politischer Anthropologe, Verfasser zahlreicher Veröffentlichungen (auf Deutsch u. a. 2011 „Kulturterror auf dem Balkan“) und Mitbegründer des „Belgrader Kreises“. Für sein Wirken hat er zahlreiche internationale Auszeichnungen erhalten.

Unter den Fußballfans in Serbien gibt es zahlreiche gewaltbereite Gruppierungen, die die Kulisse des Sports für ihre Parolen nutzen. Der folgende Beitrag vermittelt einen Einblick in die Gedankenwelt und den gesellschaftlichen Hintergrund dieser Strömungen. – Der Text entstammt einem Sammelband, der 2012 in Belgrad mit dem Titel „Simptomi nerešenog sukoba“ (Symptome eines ungelösten Konflikts) erschienen ist.

Die gewalttätigen Fußballfans in Serbien, organisiert in verschiedenen Gruppen, sind fest davon überzeugt, dass sie das Beste sind, was dieses Land hat, eine Säule bei der Verteidigung der serbischen nationalen Interessen und der nationalen Identität. Sie sehen sich als Hüter der serbischen Heldentradition und des orthodoxen Glaubens, und sie wollen in jeder Schlacht für Serbien in erster Reihe mit dabei sein, ob sie nun auf dem grünen Rasen oder an anderer Stelle geschlagen wird. Man muss sie nicht rufen, sie sind da, bereit zum Töten, Zerstören und Plündern „für unsere Sache“, also für das Serbentum und die Orthodoxie. Daher überrascht es nicht, dass man, wenn man die Internetseite der Fans des FC Roter Stern Belgrad öffnet, die sich „Delije“ nennen, ganz oben keine Sportparole findet, also etwa eine Unterstützungsbotschaft der Fans für ihren Klub, sondern die Parole „Kosovo ist Serbien“, die seit etwa zehn Jahren als Reklame der so genannten gesunden nationalen Kräfte dient.

Für mich war es ebenso wenig eine Überraschung, als ich dieselbe Parole, aber in italienischer Sprache („Kosovo è il cuore della Serbia“) auf einem Transparent gesehen habe, das serbische Hooligans in dem Moment gehalten haben, als sie am 12. Oktober 2010 in Genua das Spiel Italien gegen Serbien unterbrochen haben. Der Hauptakteur dieses Zwi-

schenfalls war ein junger Mann namens Ivan Bogdanov, der auf seinem ganzen Körper mit verschiedenen Glaubens-, Kriegs- und Nationalsymbolen tätowiert ist, die er – als ihn die italienische Polizei abführte – stolz den Journalisten gezeigt hat. Diese haben gemerkt, dass Bogdanov eine „laufende Galerie“ ist, und aufgezählt, was man auf einigen dieser Bilder sehen kann: eine Handgranate, einen Totenschädel, die Kirche des Hl. Sava in Belgrad, das Wappen von Belgrad, das Jahr [der Schlacht auf dem Amselfeld, A.d.Ü.] 1389, ein orthodoxes Kreuz mit dem Wappen von

Sportereignisse werden zu politischen Zwecken missbraucht, etwa zur Bekräftigung des serbischen Anspruchs auf Kosovo.

„Roter Stern“, einige Engel mit Flügeln ... Der „Galerist“ Bogdanov hat ihnen erklärt, er sei ein serbischer Patriot, der Italien liebe, aber mit seinen Freunden den Zwischenfall provoziert habe, um die Aufmerksamkeit

der italienischen patriotischen Öffentlichkeit auf das Kosovo-Problem zu lenken, das die linke Regierung Serbiens, die er als „demokratische Diktatur“ beschrieb, nicht zu lösen vermöge. Ein anderer in Genua inhaftierter Fans sagte einem Journalisten des „Corriere della sera“ das Gleiche und zeigte so, dass die ideologische Arbeit dieser Gruppe vor der Reise nach Genua gut koordiniert war: „Was wir erreichen wollten? Das, was Sie gesehen haben. Wir haben die Hölle angerichtet, weil wir das Kosovo wollen!“¹



Foto aus der Belgrader Zeitung „Alo“ (Ausgabe vom 5. Oktober 2010)

Obwohl sich die Hooligans in Serbien schon seit Jahren hartnäckig und laut als wichtiger politischer Faktor und relevante gesellschaftliche Größe darstellen, wird die politische und ideologische Seite ihres gewaltsamen Betragens in Serbien kaum bemerkt oder man schenkt ihr keine größere Aufmerksamkeit. Wenn in der Öffentlichkeit ihr Auftreten verurteilt wird,

dann sind das vor allem Verurteilungen asozialer und krimineller Akte, gegen die Polizei und Justiz vorgehen sollten, die aber keine politisch-ideologische Basis hätten, über die man Worte verlieren müsste. Allein mit dieser Unterschätzung der Politik und der Ideologie, die die Hooli-

1 Nach der Zeitung „Alo“, 05.10.2010.

gans beflügeln, lässt sich erklären, wie die Kommentatoren eines Zwischenfalls beim Spiel von Partisan Belgrad gegen Schachtjor Donezk am 12. Dezember 2009 ein wichtiges Element übersehen konnten. Damals wurde eine Plastikpuppe getreten und geschlagen, die die Journalistin Brankica Stanković darstellen sollte, Autorin einer 2009 vom Sender B 92 ausgestrahlten Fernsehserie über die Verbindungen zwischen Fangruppen, Kriminellen und der extremen Rechten. Dabei wurde von den Fans eine Todesdrohung in Form einer gereimten Botschaft während dieses „Happenings“ skandiert: „Brankica, du Nutte, giftig wie eine Schlange / wie Ćuruvija lebst du nicht mehr lange!“ Das war eine deutliche Anspielung auf die Ermordung des Journalisten Slavko Ćuruvija 1999 in Belgrad durch Agenten des Geheimdienstes.

Die Journalisten und anderen Kommentatoren, die über diesen symbolischen Lynch einer Journalistin geschrieben haben, haben darauf geachtet, was die Hooligans mit der Plastikpuppe gemacht haben, sind aber mit keinem Wort darauf eingegangen, dass hier mit zwei Symbolen manipuliert wurde, nicht nur mit einem. Denn neben der Puppe war die ganze Zeit ein Plakat mit dem Gesicht von Kaiser Dušan zu erkennen. Erst wenn man auch dieses zweite Symbol beachtet, diese andere, kaiserliche Figur, erhält man den vollen Sinn des genannten Hooligan-Happenings; denn dann wird klar, dass sich die Truppe, die es aufgeführt hat, nicht als Zerstörer von Ordnung und Gesetz, sondern im Gegenteil als Hüter ihres authentischen Geistes sieht und empfiehlt. Deswegen stellen sie sich unter das Kommando des serbischen Kaisers, der das erste Gesetzbuch erlassen hat und der somit eine Art von Schutzheiliger der serbischen Justiz ist, was allein dadurch deutlich wird, dass sein Denkmal vor dem Justizpalast in Belgrad steht. Wir sind nicht einfach primitive Raufbolde – so die Botschaft der Teilnehmer am symbolischen Lynch –, sondern wir sind die bewusste serbische Jugend und respektieren die serbische Tradition und die serbische Gerechtigkeit. Wir sind nicht gegen Ordnung, aber wir sind für die echte, strenge, männliche und nur serbische Ordnung, vor der Heiden, Verräter, Schwule und sonstiger menschlicher Abschaum erzittern werden.

Wenn die serbischen Hooligans von heute sich eine so wichtige nationale Rolle geben, setzen sie die Tradition fort, die ihre Vorgänger

begründet haben, die Fans, die in den Kriegen in Kroatien und Bosnien 1991-1995 gekämpft haben. Für diese zu Freiwilligen gemachten Fans war die Teilnahme an Aktionen von paramilitärischen Einheiten, die sich in diesen Kriegen engagiert hatten (etwa die „Serbische Freiwilligengarde“, deren Gründer und Kommandant Željko Ražnatović war, bekannt als Arkan), die Fortsetzung der Auseinandersetzungen in den Stadien, nur mit etwas besseren Mitteln als denen, derer sie sich bisher bedienen konnten. Das war die erste Generation von Fans, die in Serbien den Ruf

Die Hooligans verstehen sich nicht als Zerstörer von Ordnung und Gesetz, sondern halten sich im Gegenteil für die Hüter ihres authentischen Geistes und der wahren Tradition.

von kompromisslosen Kämpfern für die nationale Sache erlangt hat, ein Ruf, der auch heute hier nicht hinterfragt wird. Die jungen Mitglieder der heutigen Fanclubs empfinden ihnen gegenüber große Achtung und pflegen eine Art Kult gegenüber diesen ihren

Vorfahren. Man spricht von ihnen als heiligen Kriegern und legt vor ihnen einen Eid von Treue und Ergebenheit ab. So heißt es auf einer Website der Fans von Partisan: „Die erste Truppe von Anhängern aus Šabac ging an die Front, um das Serbentum und den Glauben des Heiligen Sava zu verteidigen, entsprechend ihrer ultrarechten politischen Ausrichtung, und machte so Platz für eine neue Welle von Fans, die ungeachtet aller gesellschaftlichen und sozialen Wirrungen die heilige Tradition ihrer Vorgänger fortsetzen.“²

Ihre Kriegs- und Fanerfahrung erinnert die heutigen Hooligans daran, dass sie auch in Friedenszeiten jenen äußersten Sinn und den Gipfel an Genuss erreichen, den jene berühmten Hooligan-Vorfahren erreicht haben, die im Krieg im Namen Serbiens geplündert und getötet haben. Die, die Brankica Stanković mit dem Tod bedroht und die in Genua gewütet haben, wie auch die, die am 17. September 2009 auf einer Straße in Belgrad unmittelbar vor dem Spiel des FC Toulouse gegen Partisan Belgrad Brice Taton erschlagen haben, einen Fan des französischen Klubs, hatten das Beispiel ihrer älteren Kameraden vor Augen, der heiligen Krieger aus den neunziger Jahren, die in ihrer Begeisterung bis zum Äußersten gegangen sind.

In der Zwischenzeit haben sich die Hooligans in Serbien an die Bedingungen der postkommunistischen Transformation angepasst, obgleich sie dem Vermächtnis ihrer Vorfahren treu bleiben und sich als ihre le-

2 www.juznifront.com.

gitimen Erben darstellen. Das hat sie keinesfalls daran gehindert, am 5. Oktober 2000 an den Demonstrationen teilzunehmen, die das Ende der Herrschaft von Slobodan Milošević einläuteten, des einst unantastbaren serbischen Führers, dem ihre älteren Kameraden noch Loblieder gesungen hatten. Sie haben sich aus demselben Grund von ihm abgewandt, aus dem das auch viele andere Teilnehmer der so genannten „5. Oktober-Revolution“ getan haben, darunter die Leitung der Serbischen Orthodoxen Kirche (SOK), die Führer einiger politischer Parteien und viele angesehene Mitglieder der Akademie; sie hatten nämlich verstanden – als Milošević die Kriege verlor, die er führte –, dass er doch nicht gut ist für das Serbentum und die Orthodoxie, bzw. dass er nicht mehr in der Lage ist, ihre Ambitionen zu erfüllen und ihre Privilegien zu schützen.

Heute gelingt es den Hooligans, sich als Akteure des Sportlebens aufzudrängen, die erheblich einflussreicher sind als die Sportler selber. Es ist wichtiger (interessanter, ernster, lehrreicher) geworden, was sie während des Spiels machen, als das, was die Spieler tun. Vor ihnen hat man Angst, und ihnen kommen Vereinsführungen, Trainer und Spieler entgegen. Es ist vorgekommen, dass sie ein Training unterbrochen und Spieler wie Trainer verprügelt oder ihre Autos auf dem Parkplatz zerstört haben. Um sie gnädig zu stimmen, zeigen sich die Vereinsführungen ihnen gegenüber erkenntlich. Einige Tage vor dem Mord an Brice Taton habe ich auf der Sportseite der Zeitung „Politika“ in der Ausgabe vom 14. September 2009 die Nachricht gefunden, dass die Fans von Roter Stern Belgrad auf dem Spielfeld des Stadions Konditionsübungen unter der Leitung des Konditionstrainers des Klubs machen. Der Trainer sagte stolz, dass seine Zusammenarbeit mit den „Delije“ schon länger als zwei Jahre dauere, und fügte hinzu, dass „es für Roter Stern wichtig ist, dass seine Fans gut in Form sind“. Ich glaube zu wissen, wozu die physische Vorbereitung von Fußballern dient, aber für welche Gelegenheit sich die Fans konditionell vorbereiten – aber ich glaube, eigentlich weiß ich das auch.

Aber auch diese gut trainierten Fans geben sich heute nicht damit zufrieden, eine wichtige Rolle in den Klubs zu haben, deren Anhänger sie angeblich sind, sondern sie streben danach, einflussreiche Akteure des gesellschaftlichen und politischen Lebens insgesamt zu sein. Doch am liebsten stellen sie sich dar als eine Art von Moralpolizei, als zornige Gerechte und moralische Saubermänner. Bei der Fangruppe von Partisan Belgrad, die sich den Namen „Südfront“ gegeben hat und die von der

Vereinsleitung als Partner anerkannt wird, heißt eine der anerkanntesten Untergruppen oder, wie man sagen könnte, eine der Eliteeinheiten „Hüter der Ehre“; sie wurde an dem Tag gegründet, an dem die Serben – wie die serbische nationalistische Mythologie sagt – große Dinge tun, nämlich am Veitstag 2004. In dieser Rolle, als moralische Saubermänner, sind die Fans bereit, mit „moralisch gestolperten“ Bürgern abzurechnen, mit „schlechten Serben“, etwa mit den Teilnehmern an „Pride-Paraden“ oder mit Ausländern, die sich auf den heiligen serbischen Boden verirrt haben, wie es der unglückselige Brice Taton war.

Der Staat Serbien war bis vor kurzem gegenüber diesen Hooligans und ihren Bemühungen, den Serben mit Prügeln beizubringen, was Serbentum und nationale Ehre heißt, äußerst nachgiebig. Er hat eine Integrationspolitik ihnen gegenüber versucht, eine Befriedung, Legalisierung, als würden die Kampfteinheiten der Fans und ihre Stoßtrupps, wenn sie ein wenig Aufmerksamkeit der Bevölkerung bekommen und etwa die Produktion und den Verkauf von Fanartikeln kontrollieren könnten oder die Möglichkeit hätten, in der Leitung der Sportklubs mitzuwirken, anders und akzeptabel werden und mit ihren fremdenfeindlichen und rassistischen Ausfällen aufhören. Der Staat hat sich ihnen gegenüber benommen wie zu eigentlich guten, aber gerade unartigen Kindern, die Serbien in ihrem Herzen haben und das manchmal auf eine etwas grobe Art zeigen.

Aber in der letzten Zeit, vor allem nach dem Mord an Brice Taton, hat der Staat seine Beziehung zum Terror der Hooligans verändert. Gesetze wurden verabschiedet, die die Ausschreitungen der Fans streng sanktionieren und auf deren Grundlage einige

Erst nach dem Mord an Brice Taton 2009 hat sich der Staat zu einem energischeren Eingreifen gegen den Terror der Hooligans entschlossen.

zu mehrjährigen Gefängnisstrafen verurteilt wurden. Wichtiger ist, dass der Staat Warnungen ernster nimmt, wonach die Fanklubs oft mit extrem rechten Organisationen in Serbien

verbunden sind („Dveri“, „Obraz“, „Naši“, „Pokret 1389“), und dass die Ausschreitungen, die diese Gruppen provozieren oder an denen sie sich beteiligen, nicht einfach aus einem Zuviel an Energie kommen, Folge der Jugendarbeitslosigkeit sind oder von Versäumnissen in ihrer Erziehung zeugen, sondern dass diese Ausschreitungen klare politische Ziele haben und eine Ideologie, durch die diese Ziele legitimiert werden.

Der serbische Präsident Boris Tadić sagte, als er über den Mord an dem französischen Fan sprach, dass dieser „die Fortsetzung der Gewalt

aus den neunziger Jahren des letzten Jahrhunderts“ sei, und er nannte noch einige Fälle, die diesen, wie er sagte, „ununterbrochenen Gewaltfaden“ bilden. Es ist besonders wichtig, dass er bei dieser Gelegenheit die Gewalt der Hooligans mit dem Faschismus in Verbindung gebracht hat, was lange von der politischen Führung Serbiens erwartet wurde, die sich verbal für den europäischen Weg unseres Landes einsetzt. Zwar war seine Aussage darüber einigermaßen widersprüchlich, denn er hatte vorher gesagt, dass uns „Gewalt konsequent in den Faschismus“ führt, und dann hinzugefügt, dass man die „Ideen, die die Gewalt unterstützen“, identifizieren müsse. Jedenfalls stellt die Aussage, es sei nötig zu sehen, welche Ideen den Terror der Fans unterstützen, und die Meinung, dass das faschistische Ideen sein könnte, eine neue Haltung des serbischen Staates gegenüber diesem Problem dar.

■ Doch stellt sich die Frage, in welchem Maße der Staat Serbien für diese neue Herangehensweise an das Problem der Hooligans – wenn wir voraussetzen, dass die Aussage von Tadić die Ankündigung einer neuen Herangehensweise ist – die Unterstützung der serbischen Gesellschaft haben wird. Es lässt sich erwarten, dass eine eventuell ernsthaftere Untersuchung des politischen und ideologischen Hintergrunds des Fanterrors bei den größten politischen Parteien, der kulturellen Elite und der SOK auf Verständnis stoßen würde, soweit sie sich auf die Verbindung der Fans zu einigen schon bekannten und gesetzlich sanktionierten extrem rechten Gruppen und Organisationen beschränken würde, wie das etwa die „Nacionalni stroj“ und „Obraz“ sind, die zumeist auf eigene Rechnung agieren. Doch sehr wahrscheinlich gäbe es ein solches Verständnis nicht, wenn der Staat es wagen würde festzustellen, dass die Ideen, die die Hooligans befeuern, auch einige andere religiös-patriotische Organisationen propagieren, wie etwa „Srpski sabor Dveri“, „Naši“ und „Narodni pokret 1389“. Denn diese Organisationen haben in der so genannten patriotischen Öffentlichkeit Serbiens Unterstützung, vor allem aber in der SOK. Manchen von ihnen bekommen sogar Mittel vom Staat; so haben das Kulturministerium, das Religionsministerium und das Ministerium für Kosovo und Metohija in den letzten Jahren Programme von „Dveri“ finanziert.

Wie all diese extrem rechten Organisationen, so bemühen sich auch die Fangruppen, sich als gute gläubige Orthodoxe darzustellen und ihre parapolizeilichen Aktionen gegen verirrte Serben und unerwünschte Ausländer als Tätigkeiten in Übereinstimmung mit den Ideen des Heiligen Sava darzustellen. Die orthodoxe Kirche geht nicht nur schweigend

darüber hinweg, sondern kommt dieser „gesunden, patriotisch eingestellten Jugend“ oft entgegen. Das ist nichts Neues: Dieselbe Kirche hatte auch Verständnis für die Kriegsuntaten von Željko Ražnatović und seinen Hooligan-Freiwilligen, denn er hat sich als ein großer Orthodoxer dargestellt und die Kirche hat das durch Patriarch Pavle selber im Lichte der biblischen Botschaft ausgelegt, als Rückkehr des verlorenen Sohnes in den Schoß der Mutter Kirche. So stört es auch heute viele in der Kirche nicht, mit den Delije und anderen Fangruppen zusammenzuarbeiten. So

Die orthodoxe Kirche kommt der „gesunden, patriotisch eingestellten Jugend“ vielfach entgegen und ignoriert die Auswüchse.

haben bei der Feier des Veitstages auf dem Amselfeld am 28. Juni 2009, die vom Bistum Raška-Prizren der SOK mitveranstaltet wurde, die Delije die Aufgabe bekommen, das dortige Denkmal für die serbischen Helden

mit einem Tuch zu überdecken, auf dem eine Ikone von Fürst Lazar und ein serbisches Wappen waren.

Das wurde gewissermaßen schon ein Jahr zuvor in der Zeitung des serbischen Patriarchats „Pravoslavlje“ angekündigt (15. November 2008), als dort ein Interview mit zwei Anführern der Fans von Roter Stern veröffentlicht wurde. Die Kirche hat ihnen die Seiten ihres Blattes geöffnet, weil es an anderen Stellen „nicht zugelassen wird, dass man ihre Stimme hört“. Und sie haben sehr gottgefällige Dinge gesagt, etwa dass „90 Prozent der Fans ein tief religiöses Gefühl in sich haben“, dass das „Menschen sind, die Gemeinschaft lieben“ und dass sie „die Stimme des Volkes darstellen“. Sie haben auch die interessante Angabe gemacht, dass es eine Initiative gibt, eine internationale Organisation orthodoxer Fans zu gründen, wobei eine Fangruppe von Spartak Moskau, die „Gladiatoren“ heißt, eine wichtige Rolle spielen wird. Vom Anführer dieser Gruppe haben sie erfahren, dass der einzige Kampf, den die Orthodoxie gutheißt, der mit bloßen Händen ist. Angesichts all dessen, was da gesagt wurde, trägt das Interview auch einen entsprechenden Titel: „Ohne Gott geht gar nichts.“

Hinsichtlich der Frage, ob sich der serbische Staat ernsthafter dem Terror der Hooligans entgegenstellt, indem er zuerst die neofaschistischen Ideen an der Wurzel dieses Terrors aufdeckt, heißt das, dass nichts geschehen wird, solange niemand die Frage nach der Verantwortung der kirchlichen Würdenträger und der Kirchenkreise stellt, die dem extremen Nationalismus ein Heimrecht gegeben haben und ihn selber propagieren. Das kann zu einer Krise in den Beziehungen zwischen Staat und

Kirche führen, zu großer Unzufriedenheit der so genannten patriotischen Kräfte, zu Demonstrationen zur Unterstützung des Serbentums und des Heiligen Sava, der Helden von Den Haag und der Mörder von Zoran Đinđić³ – aber all das ist meiner Meinung nach der Preis, den dieser Staat akzeptieren muss, wenn er seine Bürger davon überzeugen will, dass er die säkulare Ordnung und die demokratischen und humanistischen Werte schützen kann, die Grundlage einer Republik sind. Auch in diesem Fall stehen wir vor der Entscheidung, die mein Freund, der französische Physiker Georges Wayzand, treffend so formuliert hat: „Bürger oder Faschist, das ist die Wahl!“

Aus dem Serbischen übersetzt von Thomas Bremer.

3 Westlich orientierter Ministerpräsident Serbiens, am 12. März 2003 ermordet (Anm. d. Redaktion).

Fußball in Bosnien und Herzegowina als Opfer der Politik

Ivan Korić ist European Studies Master-Absolvent in London.

Bosnien und Herzegowina ist ein politisch und gesellschaftlich zerrissenes Land, was sich bis in den Bereich des Sports auswirkt. Der Beitrag blickt zurück auf den Aufstieg und Niedergang des Fußballs in Jugoslawien und skizziert die Lage der Nationalelf von Bosnien und Herzegowina, die trotz aller Schwierigkeiten die Qualifikation zur Weltmeisterschaft 2014 in Brasilien geschafft hat.

I.

Keine andere Sportart ist imstande, eine derart breite Masse an Menschen zu mobilisieren und in ihnen patriotische Gefühle auszulösen wie der Fußball. Weltweit identifizieren sich durch diesen Sport Millionen von Menschen mit ihrem Verein, ihrer Stadt und ihrem Land, die sie Woche für Woche unterstützen, für die sie leiden, trauern und im Falle eines Sieges sich wie über einen eigenen Erfolg freuen. Er gibt ihnen das Gefühl der Zugehörigkeit, um stolz auf ihre Stadt oder ihr Land sein zu können sowie Idole zu haben, und löst dadurch starke Emotionen von Freude oder Trauer aus.

Auch wenn Fußball ein Mannschaftssport ist, so ist es auch ein Spiel, bei dem individuelle Qualitäten und Fähigkeiten einzelner Spieler zum Vorschein kommen. Einzelspieler von Weltklasse werden vergöttert, und Millionen von kleinen Jungen träumen davon, eines Tages selber Fußballspieler und dadurch reich und berühmt zu werden. Aus diesem Grunde ist es nicht verwunderlich, dass die Politik diesen Sport instrumentalisiert und für ihre Zwecke benutzt. Der Fußball war aber nie autonom von der Politik, da er immer auch einen symbolischen, repräsentativen und politischen Charakter hat. Man erinnere sich beispielsweise an den Krieg um die Falklandinseln zwischen Argentinien und England, der sich während der Weltmeisterschaft (WM) 1986 in Mexiko

auf den Fußballplatz übertragen hatte. Der legendäre Diego Maradona erzielte das entscheidende Tor mit der Hand, welche in Argentinien anschließend als die „Hand Gottes“ gesehen wurde. Ebenso übertrug sich der Klassenkampf zwischen der damaligen DDR und der Bundesrepublik Deutschland bei der WM 1974 auf den Rasen, als Jürgen Sparwasser den Siegtreffer für die DDR beim einzigen Aufeinandertreffen der beiden Mannschaften erzielte, zur Erschütterung der westdeutschen Fußballfans.

II.

Die enge Verbindung zwischen Politik und Fußball lässt sich auch am Beispiel von Bosnien und Herzegowina sowie des ehemaligen Jugoslawien gut verdeutlichen. Nach den blutigen Auseinandersetzungen waren die Fußballspiele gegeneinander immer von höchster politischer Bedeutung. So kam es im Jahre 1999, im Zuge der Qualifikation für die Europameisterschaft (EM) 2000 in den Niederlanden und Belgien, zum ersten Aufeinandertreffen von Kroatien und Serbien (damals noch Rest-Jugoslawien) nach dem Krieg. Zwei Spiele wurden ausgetragen, je eines in der kroatischen Hauptstadt Zagreb und in Belgrad, die 2:2 und 0:0 endeten. In Zagreb wurde die jugoslawische Nationalhymne ausgepfiffen und in Belgrad die kroatische, sodass man sie gar nicht hören konnte. Es waren zwei äußerst umkämpfte Partien zweier Mannschaften, die zuvor sehr erfolgreich gemeinsam gespielt hatten und die auf dem Wege waren, eine der besten Mannschaften der Welt zu werden.

Im früheren Jugoslawien war Fußball Volkssport Nummer Eins und neben Basketball eines der wichtigsten sportlichen Aushängeschilder

Im früheren Jugoslawien war Fußball Volkssport Nummer Eins.

des Landes. Die jugoslawische Fußball-Nationalmannschaft war Teilnehmer der ersten Fußball-WM 1930 in Uruguay und seitdem fast immer ein fester Bestandteil von Europa- und Weltmeisterschaften. Die „Blauen“, wie sie in Jugoslawien genannt wurden, spielten über die Jahrzehnte hinweg immer einen technisch starken Fußball und wurden durch ihre Spielweise auch als „europäische Brasilianer“ bezeichnet. Allerdings war ihnen der ganz große Erfolg, nämlich ein Titel bei einer Welt- oder Europameisterschaft, nicht vergönnt.

Bei der ersten WM ist es Jugoslawien nicht gelungen, ins Finale zu kommen, es hatte nur wenig gefehlt. Angeblich hatte Uruguay ein Tor

geschossen, nachdem ein Polizist den Ball zurück ins Spiel gebracht hat, welcher eigentlich schon die Aus-Linie überquert hatte. Jugoslawien wurde am Ende vierter, genauso wie 1962 in Chile. Nur zehn Minuten trennten Jugoslawien 1968 in Italien vom Sieg und damit vom Europameistertitel. Jugoslawien führte gegen den Gastgeber durch das Tor eines der besten jugoslawischen Fußballspieler aller Zeiten, Dragan Džajić, in der 80. Minute jedoch fiel der Ausgleich durch einen Freistoß. Das Spiel endete schließlich 1:1; damals gab es noch keine Verlängerung, sondern ein Wiederholungsspiel, welches Italien 2:0 gewann.

„An jenem Mittwoch fand ein enorm wichtiges Spiel zur Qualifikation zur EM in Italien 1968 statt, welches wir unter keinen Umständen verpassen durften. Mein Freund Silvio Maestro, mit dem ich die gleiche Schulbank teilte, hatte vorgeschlagen, dass wir die letzten zwei Stunden von ‚Haushaltskunde‘ schwänzen, das sowieso eher die Mädchen interessierte als uns beide, und zu ihm nach Hause gehen, da seine Mutter nachmittags arbeitete. Später würden wir in der Schule sagen, dass wir uns den Magen verdorben hätten. Ich war mit seiner Idee sofort einverstanden, denn an jenem Tag in Mai mussten wir Deutschland besiegen. Durch unsere Unterstützung überwand Josip Skoblar den legendären Sepp Maier und Jugoslawien qualifizierte sich für die EM. Auf die Frage unserer Lehrerin, wo Silvio und ich die letzten zwei Stunden gewesen seien, habe ich mit Stolz geantwortet, dass wir die jugoslawische Nationalmannschaft unterstützt hätten, in der Annahme, dass sie unsere patriotische Tat verstehen würde. Bedauerlicherweise hatte sie weder ein offenes Ohr für unsere Leidenschaft gegenüber dem Fußball noch Verständnis für den Wunsch zweier 16-jähriger Jungen, mit ihrer Anwesenheit vor einem kleinen Bildschirm zum Sieg der jugoslawischen Nationalmannschaft beizusteuern. Wir bekamen schließlich einen Verweis und eine schlechte Benimm-Note. Ich habe an diesem Tage eine Lektion für das Leben gelernt, nämlich dass es besser gewesen wäre, auf Silvio zu hören und zu lügen, anstatt ehrlich und naiv die Wahrheit zu sagen, so sehr sie durch großmütige patriotische Gefühle beflügelt war.“ (Erinnerungen meines Vaters Davor)

Immerhin, nach zwei verlorenen Finalspielen in Folge gewann die jugoslawische Nationalmannschaft das olympische Fußballturnier 1960 in Rom mit 3:1 gegen Dänemark. Die olympischen Turniere haben nicht den Reiz von Europa- oder Weltmeisterschaften gehabt, dennoch waren

sie wichtig, vor allem während der Zeit des Kalten Krieges, als der sportliche Erfolg zugleich als Erfolg einer ganzen Ideologie und eines politischen Systems angesehen wurde. Bei der Olympiade in Helsinki 1952 wurde ein Fußballspiel zwischen Jugoslawien und der stalinistischen Sowjetunion ausgetragen, zu einer äußerst brisanten Zeit, als es starke Spannungen zwischen beiden Staaten wegen der Absage von Titos Jugoslawien an den Stalinismus gab. Die Spieler beider Mannschaften gingen mit dem Bewusstsein auf das Spielfeld, dass sie das Spiel auf keinen Fall verlieren durften. Tito erinnerte die Spieler persönlich daran, indem er ein Unterstützungstelegramm nach Helsinki schickte.

Ende der achtziger Jahre entstand eine goldene jugoslawische Fußballgeneration, die 1987 in Chile Juniorenweltmeister wurde, mit späteren Weltklassem Spielern wie Zvonimir Boban, Predrag Mijatović, Davor Šuker oder Robert Prosinečki. Der Erfolg dieser jungen Spieler kündigte glorreiche Tage des jugoslawischen Fußballs und der Nationalmannschaft an, die 1986 von Ivica Osim übernommen wurde. Der berühmte Spieler von Željezničar Sarajevo und mehrmalige jugoslawische Nationalspieler, der auch lange Zeit in Frankreich gespielt hatte, schildert in dem Buch der österreichischen Autoren Gerald Einzinger und Tom Hofer „Ivica Osim. Das Spiel des Lebens“, wie er das jugoslawische Wunderteam formte, das alle Chancen gehabt hätte, in den neunziger Jahren Europa- oder Weltmeister zu werden: „Es war eine gemischte Truppe, ein richtiges Multi-Kulti-Team. Ich habe nie danach gefragt, ob jemand Katholik, Orthodoxer oder Moslem ist. Es war eine schöne Mischung. Die Politik ist anders.“

Bei der WM 1990 in Italien, welche die deutsche Nationalmannschaft unter Franz Beckenbauer gewann, schied Jugoslawien im Viertelfinale nach Elfmeterschießen gegen Maradonas Argentinien aus. Nach der unglücklichen Niederlage haben sich fünfzigtausend Menschen auf die Straßen von Sarajevo begeben, um trotz des Ausscheidens ihre Solidarität mit Osims jugoslawischer Nationalmannschaft zu zeigen.

„Nach einem wahren Drama in Athen schlug Jugoslawien Griechenland mit 4:2 und erspielte sich das Recht auf ein finales Qualifikationsspiel gegen Spanien zur Teilnahme an der WM 1974 in Deutschland. Als Dramaturgiestudent habe ich diesen Sieg mit einem antiken griechischen Drama verglichen, in der Hoffnung, dass Jugoslawien am 13. Februar desselben Jahres in Frankfurt gewinnen würde. Mit einem Tor von Josip Katalinski, einem der beliebtesten Spieler von Sarajevos Željezničar, ging

Jugoslawien in der 13. Minute mit 1:0 in Führung und schaffte es, dieses Resultat bis zum Schlusspfiff zu halten. Im Gegensatz zu Belgrad und Zagreb, wo dieser Sieg als Normalität angesehen wurde, ging ganz Sarajevo, „das Herz Jugoslawiens“, voll Stolz auf ihren „Skija“, wie sie Katalinski genannt haben, auf die Straßen, um den Sieg bis in die frühen Morgenstunden zu feiern.“ (Erinnerungen meines Vaters Davor)

III.

Niemand konnte damals ahnen, dass die politischen Umstände der Zeit dieser talentierten jungen Mannschaft eine erfolgreiche Zukunft unmöglich machen würden. Die Politik hat auf brutale Art und Weise auf den Sport Einfluss genommen. Dass der jugoslawische Fußball sich auf dem Weg zur absoluten Weltklasse befand, zeigte auch der Gewinn des europäischen Landesmeisterscups durch Roter Stern Belgrad 1991 in Bari, mit zahlreichen Nationalspielern aus allen Teilen des Landes wie dem Montenegriner Dejan Savičević, dem Kroaten Robert Prosinečki, dem Makedonier Darko Pančev, dem Bosnier Refik Sabanadžović oder dem Serben Siniša Mihajlović. Doch schon während der WM 1990 gab es zahlreiche nationalistisch motivierte Reibungen und Streitereien um die Zusammenstellung der Nationalmannschaft, mit denen Osim immer wieder konfrontiert wurde. „Die jugoslawischen Journalisten haben mich fürchterlich kritisiert. Sie wollten immer die Spieler aus ihrer Teilrepublik im Team sehen. Ich habe dadurch mit dem Publikum und mit

Schon während der WM 1990 gab es zahlreiche nationalistisch motivierte Reibungen und Streitereien um die Zusammenstellung der Nationalmannschaft.

den Journalisten Probleme bekommen. Aber ich habe meine eigene Linie durchgezogen. Für mich war nie wichtig, aus welcher Republik jemand kommt. Einmal habe ich zu den Journalisten gesagt: ‚Mir ist egal, woher die Spieler kommen. Es werden immer

nur die Besten spielen. Und wenn es sein muss, spiele ich auch mit elf Kosovo-Albanern. Sie gehören auch zu uns. Und wenn sie die Besten sind, dann spielen sie auch.‘ Damit hatte ich klargestellt, dass ich mich nicht unter Druck setzen lasse. Aber Jugoslawien war praktisch schon vor der WM in Italien zerstört. Es war ein kaputtester Staat.“

Viele Metropolen und Länder haben ihre lokalen und nationalen Rivalitäten, wie zum Beispiel in Spanien Real Madrid und FC Barcelona, in Italien Inter und AC Mailand, in England Liverpool und Manchester

United oder Arsenal und Chelsea London, in Deutschland Bayern München und Borussia Dortmund. Im ehemaligen Jugoslawien waren dies in Belgrad Roter Stern und Partisan, in Kroatien Dynamo Zagreb und Hajduk Split und in Sarajevo Željezničar und FK Sarajevo. Ende der achtziger und Anfang der neunziger Jahre, als sich die nationalen Parteien in Jugoslawien formierten, wurde auch der Fußball immer mehr zum Opfer des Nationalitätenkonfliktes. Bei Fußballspielen, vor allem zwischen den serbischen und den kroatischen Vereinen, den so genannten „großen Vier“, kam es immer häufiger zu nationalistischen Zusammenstößen von extremen Fan-Gruppierungen, wie den „Delije“ von Roter Stern (die von dem späteren Kriegsverbrecher Arkan angeführt wurden), von der „Torcida“ aus Split oder den „Grobari“ von Partisan.¹

Die Situation eskalierte schließlich am 13. Mai 1990 im Stadion von Zagreb. Beim Spiel zwischen Vizemeister Dynamo Zagreb und Titelträger Roter Stern Belgrad, das für die Meisterschaft schon völlig unbedeutend war, kam es zu Auseinandersetzungen zwischen kroatischen und serbischen Fans, bei denen 141 Personen verletzt wurden. „Die Serben begannen die Plastiksitze auf ihrer Tribüne zu zertrümmern. Dynamo-Fans durchbrachen daraufhin die Metallzäune und stürmten auf die Belgrader zu. Die Polizei sieht erst minutenlang zu, setzt dann Tränengas ein. Offenbar aus Zorn über das Vorgehen der Polizei gegen ihre Fans tritt der kroatische Spieler Boban einem Polizisten in den Bauch. Er wird für das WM-Team gesperrt. Das war schon Krieg zwischen Serben und Kroaten, ausgetragen auf dem Rücken der Spieler und auf meinem“, sagte Osim. Als Osim sein Team trotz der Spannungen erfolgreich durch die Qualifikation zur EM 1992 in Schweden führt, stehen die politischen Zeichen jedoch schon auf Krieg. Die Auseinandersetzungen haben sich bald danach von den Fußballplätzen auf die Städte übertragen; zuallererst wurde Vukovar dem Erdboden gleichgemacht, die Stadt an der serbisch-kroatischen Grenze, in der es sehr viele national gemischte Familien gab. Während der Vorbereitungen zur EM 1992 in Schweden brach der Krieg schließlich auch in Bosnien und Herzegowina aus. Osims Heimatstadt Sarajevo wurde von serbischen paramilitärischen Einheiten umzingelt, die die Stadt zu beschießen begannen, während er sich als Nationaltrainer Jugoslawiens in einer absurden Situation befand.

1 Vgl. auch die Hinweise im vorherigen Beitrag dieses Heftes, besonders S. 285f.

Er lebte zu der Zeit in Belgrad und hatte schon länger nichts mehr von seiner Familie in Sarajevo gehört. Schließlich fasste er den Entschluss zum Rücktritt und sagte auf einer Pressekonferenz: „Zurückzutreten ist das einzige, was ich für diese Stadt tun kann. Damit Sie sich erinnern, dass ich in Sarajevo geboren bin, Sie wissen, was dort geschieht.“ Kurz danach wurde Jugoslawien von der EM in Schweden ausgeschlossen. Der Traum vom Europameistertitel und einer Welt des Fußballs, die unabhängig von der Politik existierte, war ausgeträumt.

Neben Ivica Osim, der sich auf dem Höhepunkt seiner Karriere als Nationaltrainer Jugoslawiens befand, waren in sportlicher Hinsicht vor allem Bosnien und Herzegowina sowie der bosnische Fußball das größte Opfer der Politik und des Bürgerkrieges in Jugoslawien. Durch den Vertrag von Dayton wurden 1995 zwar die kriegesischen Auseinandersetzungen beendet, das Land aber wurde faktisch in drei Teile nach nationaler und religiöser Zugehörigkeit aufgeteilt, was sich auch auf den Fußball ausgewirkt hat.²

IV.

Heute ist der Fußball in Bosnien und Herzegowina in einem katastrophalen Zustand. Die bosnisch-herzegowinische Liga ist eine der schwächsten Europas. Die Vereine haben kaum Geld zu überleben und die Stadien sind in einem schlechten Zustand. Schon während des Krieges haben zahlreiche Fußballer das Land verlassen und Vereine im Ausland gesucht, wie z. B. Sergej Barbarez und Hasan Salihamidžić, beide

mit sehr erfolgreichen Karrieren in Deutschland. Heutzutage spielen fast alle Nationalspieler der bosnisch-herzegowinischen Nationalmannschaft im Ausland, und wer die Möglichkeit hat, verlässt schnell die bosnische Li-

Der Fußball in Bosnien und Herzegowina ist ein Opfer der blutigen Auseinandersetzungen, der Politik und des Nationalismus geworden.

ga. Zudem hat die bosnische Nationalmannschaft immer wieder damit zu kämpfen, dass Spieler an die Nachbarländer Serbien und Kroatien verloren gehen. Beispiele sind zahlreich, wie der ehemalige Spieler von Željezničar Sarajevo, Mario Stanić, der schließlich mit Kroatien bei der WM 1998 in Frankreich auf den dritten Platz kam. Es kam auch zu

² Ausführliche Hinweise zur Situation bietet OWEP 4/2011 „Bosnien und Herzegowina“.

Drohungen gegen Spieler, wie im Falle von Rade Bogdanović und Sergej Barbarez. Der frühere Stürmer von Werder Bremen, Rade Bogdanović, der ebenso bei Željezničar Sarajevo seine Karriere begann, entschied sich letztlich, für Serbien und Montenegro zu spielen, nachdem es Drohungen von Seiten serbischer Nationalisten gab. Es gibt eine lange Liste von talentierten Spielern, die in Bosnien und Herzegowina geboren wurden, jedoch letztendlich entweder für Kroatien oder Serbien spielten.

Somit ist der Fußball in Bosnien und Herzegowina ein Opfer der blutigen Auseinandersetzungen, der Politik und des Nationalismus geworden, welcher auch nach dem Krieg in den Fußballstadien allgegenwärtig ist. Im kroatischen Teil des Landes werden Siege der kroatischen Nationalmannschaft gefeiert, während in Sarajevo nach dem Sieg der Türkei gegen Kroatien bei der EM 2008 die Bosniaken mit türkischen Fahnen jubelnd auf die Straße gingen. In der Republika Srpska wiederum sieht man die bosnische Nationalmannschaft nicht als Vertretung der bosnischen Serben an, sondern würde gerne eine eigene haben. Somit hat die bosnische Fußballnationalmannschaft ihre Heimspiele bisher immer entweder in Zenica oder Sarajevo ausgetragen, in Städten, in denen die meisten Bosniaken leben. Ein Spiel in der Hauptstadt der Republika Srpska, Banja Luka, war bisher unvorstellbar. Dort wird immer wieder versucht, auf politischem Wege deutlich zu machen, dass man nicht Teil von Bosnien und Herzegowina sein möchte. Jüngstes Beispiel dafür war auch der Wunsch, in Banja Luka ein Fußballspiel einer Auswahl aus der Republika Srpska gegen die serbische Nationalmannschaft auszutragen, welches die UEFA nach vorheriger Einwilligung doch nicht erlaubte.

Trotz dieser zahlreichen Probleme im Lande spielt die bosnisch-herzegowinische Nationalmannschaft derzeit sehr erfolgreich und hat sich inzwischen mit einem 1:0-Sieg im entscheidenden Spiel gegen Litauen das Ticket für die Teilnahme an der WM in Brasilien 2014 gesichert.³ Es wäre zu wünschen, dass die Nationalmannschaft damit dazu beiträgt, das Land ein wenig zu einigen und den Menschen ein bisschen Stolz zu geben.

³ Vgl. Johannes Aumüller/Florian Hassel: Der Flug der Drachen. WM-Neuling Bosnien spürt im Fußball die Spaltung des Landes. In: Süddeutsche Zeitung, 17.10.2013, S. 33.

Mehr als nur ein (Fußball-) Spiel – die nationale Identität Makedoniens

Tim Graewert berichtet seit mehreren Jahren als freier Journalist aus Sofia.

Der makedonische Fußballfilm „Die dritte Halbzeit“ thematisiert die bulgarische Besatzungszeit während des Zweiten Weltkriegs. Er führte zu einem Eklat aufgrund unterschiedlicher Interpretationen des gemeinsamen historischen Erbes der beiden Nachbarländer – ein Anlass, die Entstehung des modernen makedonischen Nationalstaats und dessen Identitätskonflikte mit seinen Nachbarländern genauer zu beleuchten.

Stellen Sie sich vor, in Österreich käme ein Film in die Kinos, der den Gewinn der deutschen Fußballmeisterschaft durch Rapid Wien gegen den FC Schalke 04 im Jahr 1941 thematisiert und diesen mit der Thematik des Holocausts verknüpft. Hätte ein solcher Film das Potenzial, höchste diplomatische Verstimmungen zwischen der Bundesrepublik und der Alpenrepublik hervorzurufen? Der makedonische Fußballfilm „Die dritte Halbzeit“ aus dem Jahr 2012 behandelt die Annexion Makedoniens durch das mit Hitler-Deutschland verbündete Bulgarien während des Zweiten Weltkriegs und die während dieser Zeit stattfindende Deportation der in Makedonien lebenden Juden in das Vernichtungslager Treblinka. Noch während der Dreharbeiten verfassten drei bulgarische Abgeordnete des Europaparlaments eine an den EU-Erweiterungskommissar Štefan Füle gerichtete Protestnote. „Aufbau der makedonischen Identität durch Falsifizierung der Geschichte“ und „Schüren von Hass gegenüber Nachbarländern“ lautete der Vorwurf der Europaabgeordneten Evgeni Kirilov, Andrej Kovachev und Stanimir Ilchev.¹ Der in den USA lebende makedonische Regisseur des Films Darko Mitrevski sah in Bezug auf die bulgarischen Reaktionen eine „Goebbels-artige Propagandamaschine“ am Werk.

1 <http://www.trud.bg/Article.asp?ArticleId=1093189> (letzter Zugriff: 30.10.2013)

Warum provoziert ein im Zweiten Weltkrieg spielender Film im 21. Jahrhundert derart heftige Reaktionen? Der bulgarisch-makedonische Identitätskonflikt, der durch „Die dritte Halbzeit“ neue Nahrung erhielt, hat eine lange Vorgeschichte. Die kleine zentralbalkanische Republik mit wechsellvoller Geschichte ist ein Schmelztiigel der modernen südosteuropäischen Nationalmythen. Als Makedonien 1944 zum ersten Mal seit der vorosmanischen Zeit wieder als eigene territoriale Einheit (damals als jugoslawische Teilrepublik) auf der Landkarte auftauchte, hatten dessen Nachbarländer alle für einen Nationsbildungsprozess entscheidenden Elemente (Geschichte, Sprache und Religionszugehörigkeit der lokalen Bevölkerung) bereits für sich beansprucht. Vor diesem Hintergrund betonen makedonische Quellen: „Wir sind weder Serben noch Bulgaren, wir sind Makedonier.“²

Exkurs: Makedonien – junge Nation mit antikem Namen im Identitätskonflikt mit den Nachbarländern

Passagiere, die am Skopjoter Flughafen landen, werden schon vor Verlassen des Flugzeugs mit dem griechisch-makedonischen Identitätskonflikt konfrontiert: „Flughafen Alexander der Große“ prangt in großen Lettern auf dem Terminalgebäude. Weltweit bekannt sind die siegreichen Feldzüge Alexanders des Großen, die dazu führten, dass sich das antike Makedonien bis nach Persien ausdehnte. Weniger bekannt ist die Entstehung des modernen makedonischen Nationalstaats. Bis zu den Balkankriegen 1912/1913 war Makedonien Teil des osmanischen Reichs, danach gehörte die Region unter dem Namen „Vardarska Banovina“ zu Serbien, während des Zweiten Weltkriegs wurde das Land in Bulgarien eingegliedert und erst durch die Gründungssitzung der ASNOM (Antifaschistische Versammlung zur Befreiung Makedoniens) am 2. August 1944 als jugoslawische Teilrepublik gegründet. Auf Veranlassung der ASNOM wurde auch die makedonische Standardsprache durch die Kodifizierung des örtlich gesprochenen Dialekts geschaffen. Bulgarische Philologen sind der Auffassung, die makedonische Sprache besitze keine spezifischen Merkmale zur Unterscheidung vom Bulgarischen; vielmehr

2 Irena Stefanoska: Nation, Education and Historic Narratives: The Case of the Socialist Republic of Macedonia. In Ulf Brunnbauer (u. a.): *The Ambiguous Nation Case Studies from Southeastern Europe in the 20th Century*. München 2013, S. 195 - 229, hier S. 199.

handele es sich bei der makedonischen Sprache nur um eine Kodifizierung westbulgarischer Dialekte.

Makedoniens südlicher Nachbar Griechenland betrachtet das Erbe Alexanders des Großen als Teil des Hellenismus und somit als genuin griechische Geschichte. Obwohl Makedonien seit der Sezession von Jugoslawien 1991 als selbstständiger Nationalstaat existiert, ist die Regierung in Athen nicht bereit, das Land unter dem Namen „Makedonien“ anzuerkennen. Der UNO-Beitritt 1993 war deshalb nur als FYROM

(The Former Yugoslav Republic of Macedonia – Ehemalige jugoslawische Teilrepublik Makedonien) möglich. Eine nordgriechische Region heißt ebenfalls Makedonien. 2005 wurde

Die Identität Makedoniens wird bis heute von bulgarischer Seite immer wieder infrage gestellt.

Makedonien von der EU der Status eines Beitrittskandidaten zugesprochen, doch der Beginn von Beitrittsverhandlungen wird nicht möglich sein, bevor der Namensstreit mit Griechenland gelöst ist. Ein Kompromiss ist auch nach jahrelangem „Tauziehen“ der beiden südbalkanischen Nachbarländer nicht in Sicht.

Der bulgarisch-makedonische Identitätskonflikt – zwei Nationen, ein Volk?

Wer im Stadtzentrum Skopjes den Vardar-Fluss auf der Steinbrücke überquert, der passiert die Statuen der Slawenapostel Kyrill und Method. Vor der Sofioter Nationalbibliothek befinden sich ebenfalls Statuen der beiden aus Thessaloniki stammenden Slawenapostel, die im 9. Jahrhundert das erste slawische Schrifttum entwickelten. Sowohl Makedonien als auch Bulgarien beanspruchen das historische Erbe Kyrill und Methods für ihre nationale Historie.



„Die geschichtliche und völkische Gemeinschaft erklärt und rechtfertigt zugleich am besten alle Bestrebungen und alle Opfer der bulgarischen

*Skopje: Denkmal für Kyrill und Method, im Hintergrund Reiterdenkmal Alexanders des Großen
(Foto: Tim Graewert)*

Patrioten für die Befreiung und Wiedervereinigung der makedonischen Länder innerhalb der Grenzen des vereinten und einheitlichen bulgarischen Staates“³ ist einer bulgarischen historischen Studie aus dem Jahr 1941 zu entnehmen. Im gleichen Jahr annektierten Truppen des mit Hitler-Deutschland verbündeten Bulgariens Makedonien, um die bei der Loslösung Bulgariens vom Osmanenreich 1878 gescheiterte „großbulgarische Lösung“ mehr als sechs Jahrzehnte später doch noch zu verwirklichen. Im Widerspruch zu den Intentionen der bulgarischen Besatzer bildete sich jedoch ein eigenes makedonisches Regionalbewusstsein heraus; Teile der ortsansässigen Bevölkerung schlossen sich den jugoslawischen Partisanentruppen an und verübten Anschläge auf die neuen Machthaber aus Sofia. Die bulgarische Regierung reagierte mit Repressionen, unter denen auch die Zivilbevölkerung zu leiden hatte, beispielsweise durch die Verhängung einer nächtlichen Ausgangssperre. In diesem historischen Kontext spielt der im folgenden Abschnitt beschriebene makedonische Kinofilm „Die dritte Halbzeit“ aus dem Jahr 2012.

Fußballfilm „Die dritte Halbzeit“ – das verhinderte Wunder von Skopje

Dieser Film ist inspiriert von der wahren Geschichte des makedonischen Fußballklubs „FK Makedonija“. Der Verein wurde nach dem Anschluss Makedoniens an Bulgarien 1941 durch die Fusion verschiedener Skopjoter Fußballvereine geschaffen, um in der höchsten Spielklasse der bulgarischen Fußballliga mitzuspielen. Die bulgarischen Besatzer sahen sich als Befreier der bulgarischen Landsleute von der serbischen Fremdherrschaft. Regisseur Mitrevski ist sich jedoch sicher, dass durch die erfolgreiche Teilnahme des Fußballklubs an der bulgarischen Meisterschaft nicht ein bulgarisches, sondern ein eigenes makedonisches Nationalbewusstsein gestärkt worden ist. Während der Dreharbeiten interviewte das Filmteam Vasil Dilev, den letzten noch lebenden Spieler des FK Makedonija. „Wir waren Botschafter Makedoniens, bevor es (als selbstständige Nation) existiert hat“, und selbstironisch bezeichnete er sich als „den letzten Mohikaner des FK Makedonija“. Den diesem Fußballteam gewidmeten Film sah er nie. Drei Tage vor Drehende verstarb auch er.

³ Ivan Dujčev: Makedonien in der bulgarischen Geschichte. Makedonisches Wissenschaftliches Institut. Sofia 1941, S. 5.

Der Film ist der makedonischen Jüdin Rebecca Kohen gewidmet. Sie verliebte sich als Tochter eines jüdischen Bankiers im Zweiten Weltkrieg in einen nichtjüdischen Spieler des FK Makedonija, verließ für ihn ihre Familie, die der Beziehung mit einem Andersgläubigen ablehnend gegenüberstand, und lebte mit dem aus einfachen Verhältnissen stammenden Fußballspieler in den Kabinenräumen des Sportplatzes. Besondere Tragik der Geschichte – als einzige ihrer Familie konnte sie der Deportation nach Treblinka 1943 entgehen. Das war nur möglich, weil sie ihre Familie verlassen hatte und niemand, der von ihrer Herkunft Kenntnis hatte, sie an die Besatzer verriet. Als sie von der Verhaftung ihres Vaters erfährt, überlegt sie, mit ihm in Verbindung zu treten, doch ihr Lebensgefährte und dessen Familie raten ihr davon ab, da die Gefahr besteht, dass sie als Jüdin erkannt und selbst verhaftet wird.

Rebecca Kohen erzählte ihre Geschichte 1998 der Shoah Foundation. Das Interview wurde auf Video festgehalten und ist auf der Filmhomepage von „Die dritte Halbzeit“ verfügbar. „Mein Vater war ein sehr guter Mann ..., aber er war böse auf mich, weil ich einen orthodoxen Christen heiratete.“ Als sie ihren Vater um Vergebung bat, entgegnete dieser: „Keine Vergebung für dich, du hast zu viele Sünden begangen.“⁴ So beginnt ihre Erzählung, auf der die Handlung des Films aufbaut. Im Film wird sie von Katharina Ivanovska verkörpert, einem in New York lebenden makedonischen Model; für sie war es das Debüt als Schauspielerin.

Der zweite Handlungsstrang des Films thematisiert die Wandlung der Fußballmannschaft FK Makedonija von einer Verlierertruppe zur

Im Szenarium des Films kommen der makedonisch-bulgarische Konflikt und die Holocaust-Thematik zusammen.

Siegermannschaft. Dank des ehemaligen preußischen Stürmers Rudolph Spitz, der als Trainer den Spielern Teamgeist, Disziplin und den Glauben an sich selbst gegen alle Hinder-

nisse beibringt, schafft es die Skopjoter Mannschaft FK Makedonija bis ins Finale der bulgarischen Meisterschaft gegen das favorisierte Team Levski Sofia aus der Hauptstadt. Die Spieler halten Spitz zunächst für einen Nazi. Erst im Laufe des Films stellt sich heraus, dass der Fußballlehrer selbst jüdische Wurzeln hat. Im Finale um die bulgarische Meisterschaft wird Spitz aufgrund seiner jüdischen Herkunft von den

4 Siehe <http://www.thethirdhalf-movie.com/> und USC Shoah Foundation Institute (<http://sfi.usc.edu/>), Interview Code 47,772.

deutsch-bulgarischen Besitzern mit Stadionverbot belegt. Dennoch gelingt dem Team der Sieg gegen den Favoriten aus Sofia. Doch dem Siegesjubiläum folgt die Ernüchterung – das Spiel wird im Nachhinein annulliert und der Sieg dem Sofioter Team zugesprochen. Fußball ist plötzlich zum Politikum geworden – zu mehr als nur einem Spiel.

Im Gegensatz zur Filmfigur war der tatsächliche Trainer des FK Makedonija Skopje 1943 kein ehemaliger preußischer Stürmer, sondern ein ehemaliger ungarischer Nationalspieler namens Illés Spitz, ein berühmter Trainer, der Partisan Belgrad im Nachkriegsjugoslawien zu zwei Meisterschaftstiteln und drei Pokalsiegen führte. Wie die fiktive Filmfigur war auch Illés Spitz Jude. Der ehemalige Makedonija-Spieler Vasil Dilev erinnerte sich, dass Spitz vom Vereinsvorstand von FK Makedonija vor der Deportation gerettet wurde, als dieser sich bereits im fahrenden Zug nach Treblinka befand. Der Makedonija-Präsident hatte den Polizeichef um Hilfe gebeten. Dieser wiederum veranlasste, dass der Zug, der bereits die Grenze passiert hatte, im serbischen Vranje stoppte, sodass Spitz den Zug verlassen und damit dem Tod in den Gaskammern von Treblinka entging – ein Schicksal, dem 7.323 makedonische Juden während des Zweiten Weltkriegs nicht entkamen.

Im Film wird kurz erwähnt, dass 43 bulgarische Parlamentsabgeordnete eine Petition gegen die bereits beschlossene „Endlösung der Judenfrage“ unterzeichneten. Nicht zuletzt auch dank des zivilgesellschaftlichen Engagements der Bulgarischen Orthodoxen Kirche konnten im Jahr 1943 48.000 in den Grenzen von Vorkriegsbulgarien lebende Juden vom Holocaust bewahrt werden. Aus diesem Grund wurde die Bulgarische Orthodoxe Kirche 2013 für den Friedensnobelpreis nominiert. In den von Bulgarien besetzten Gebieten im heutigen Nordgriechenland und in Makedonien konnten die Deportationen jedoch nicht verhindert werden. Von bulgarischer Seite wird darauf verwiesen, dass Bulgarien in diesen Territorien nicht die volle Souveränität hatte, die bei den in diesen Gebieten stationierten deutschen Besatzungstruppen lag. Dieser Umstand erklärt aber nicht, warum in Bulgarien bisher wenig historische Forschungsprojekte durchgeführt wurden, die den Holocaust in diesen Territorien untersuchen. Neuland betrat in dieser Hinsicht die bulgarische Jüdin Lea Koen, deren Eltern zu den bulgarischen jüdischen Staatsbürgern gehörten, die in den Grenzen von Vorkriegsbulgarien lebten und den Holocaust aufgrund der praktizierten Zivilcourage ihrer Mitbürger überlebten. Koen veröffentlichte 2012 ein Sachbuch, das dem Schicksal der 11.343 Opfer des Holocausts in den von Bulgarien im

Zweiten Weltkrieg besetzten Gebieten gewidmet ist⁵. Dass diese Publikation auch in Makedonien Anerkennung findet, zeigt sich daran, dass sie ins Makedonische übersetzt worden ist und im 2011 in Skopje eröffneten Gedenkzentrum für den Holocaust erworben werden kann.

Fußballspiele zwischen Makedonien und Bulgarien – noch immer mehr als ein Spiel?

Skopje im August 2013 – soeben hat die Fußballnationalmannschaft Makedoniens die Nationalelf des Nachbarlands Bulgarien in einem Freundschaftsspiel 2:0 besiegt. Der Direktor des bulgarischen nationalen Museums Bojidar Dimitrov sprach aus diesem Anlass von einem „einheimischen Wettbewerb der bulgarischen Nation, die im Moment durch eine Grenze geteilt“⁶ sei. Dimitrov bezeichnet sich selbst als Nationalist. Der Historiker ist ehemaliger Stasi-Mitarbeiter und veröffentlichte im Jahr 2000 die Monografie „die zehn Lügen des Makedonentums“. Er argumentiert, dass die slawischsprachigen Einwohner Bulgariens und Makedoniens aus historischer Sicht *ein* Volk seien. Makedonien sei als Staat nur durch ein vom Titoismus forciertes „Nation-Building“ entstanden, was darauf abzielte, Makedonien dem bulgarischen Einflussbereich zu entziehen.

Von 2009-2011 war Dimitrov Minister mit dem Zuständigkeitsbereich für die im Ausland lebenden Bulgaren. Diese Bulgaren, die nicht die bulgarische Staatsangehörigkeit besitzen, haben die Möglichkeit, diese zu erwerben, sofern sie bulgarische Wurzeln nachweisen. Das betrifft u. a. bulgarische Minderheiten in der Russischen Föderation, in Bessarabien und Rumänien, aber auch die gesamte slawischsprachige Bevölkerung Makedoniens. Nach dem EU-Beitritt Bulgariens stellte der Erwerb der bulgarischen Staatsbürgerschaft für Makedonier ein Mittel dar, um die Rechte eines EU-Unionsbürgers zu erwerben, die das Aufenthaltsrecht in allen EU-Mitgliedsstaaten und ab 2014 unbeschränkten Zugang zu den Arbeitsmärkten aller EU-Mitglieder einschließen. Vor diesem Hintergrund ist es nicht verwunderlich, dass die Anträge auf den Erwerb der bulgarischen Staatsbürgerschaft aus Makedonien seit 2007 in die Höhe schnellten. Dass viele Interessenten niemals in Bulgarien gelebt haben, ist kein großes Hindernis für die Antragsteller, denn die

5 Das Леа Коен: *Ти вярваш: 8 погледа върху Хопокоста на Бапканите*. София 2012.

6 <http://www.focus-news.net/?id=n1815724> (letzter Zugriff: 30.10.2013).

slawischsprachigen Makedonier werden schließlich als Teil der bulgarischen Abstammungsgemeinschaft betrachtet. Auch der ehemalige makedonische Premierminister Ljubčo Georgievski, der zwischen 1998 und 2002 die Regierungsgeschäfte Makedoniens führte, besitzt einen bulgarischen Pass. Es ist also nicht verwunderlich, wenn diese Politik als Unterwanderungsversuch der makedonischen Nation betrachtet wird, um deren Existenzberechtigung infrage zu stellen. Von bulgarischer Seite wird darauf verwiesen, dass Bulgarien das erste Land sei, welches Makedonien nach seiner Sezession von Jugoslawien 1991 anerkannt habe. Die Motivation der Anerkennung war in erster Linie die Zurückdrängung des serbischen Einflusses und änderte nichts daran, dass die Einwohner Makedoniens weiterhin von einigen Politikern als „bulgarische Brüder“⁷ angesehen wurden.

Das neue bulgarische Staatsangehörigkeitsrecht belastet das Verhältnis zu Makedonien.

„Die dritte Halbzeit“ thematisiert den Anschluss Makedoniens an Bulgarien 1941-1943 als unrechtmäßige Besatzung und gleichzeitig die Mitverantwortlichkeit der bulgarischen Besatzungstruppen für die Durchführung des makedonischen Holocaust als wichtige Abgrenzungskriterien einer eigenen nationalen makedonischen Identität gegenüber Bulgarien. Aus bulgarischer Perspektive erfolgte die Bildung einer nationalen makedonischen Identität erst durch die geschickte Makedonienpolitik von Tito-Jugoslawien. Die Erreichung eines historischen Konsenses über die gemeinsame Vergangenheit beider Länder scheint schwierig, wäre aber Voraussetzung für ein erfolgreiches Miteinander in der europäischen Staatenfamilie.

⁷ Sabine Riedel: Bulgarien – Die Anerkennung Makedoniens. In Südosteuropa 41 (1992), H. 3-4, S. 236-248, hier S. 237.

Zur Rolle des Sports und der Sportorganisationen in Deutschland – ein Überblick

Dr. Karen Petry ist stellvertretende Leiterin des Instituts für Europäische Sportentwicklung und Freizeitforschung an der Deutschen Sporthochschule Köln mit folgenden Forschungsschwerpunkten: europäische und internationale Sportpolitik und -systeme, Sport und Entwicklungszusammenarbeit, Sport und soziale Integration.

Die dezentralen Sportstrukturen in Deutschland blicken auf eine verwickelte Entstehungsgeschichte zurück, die die heutige Vielfalt von Vereinen und Verbänden bedingt. Wichtige Einschnitte waren der Neuaufbau nach dem Zweiten Weltkrieg und die Integration des DDR-Sportsystems in die Strukturen der Bundesrepublik Deutschland.

Das Anliegen, Menschen zum Sporttreiben anzuregen, hat sich in vielen europäischen Ländern zu einer gesamtgesellschaftlichen Aufgabe entwickelt. Die vielschichtige Verästelung des Sports in fast alle Bereiche der Gesellschaft ist ein Resultat der gestiegenen Bedeutung von Sport und Bewegung in den vergangenen zwanzig Jahren.

Grundlegende Merkmale der Sportorganisation in Deutschland

Die Sportorganisationen kann man grundsätzlich in vier Kategorien einordnen: Staat, Markt, Nonprofit-Sektor und informeller Sektor. Der Staat tritt in Deutschland insbesondere bei der Organisation des Schulsports und des Leistungssports auf und erscheint ansonsten in der Regel als Förderer und Unterstützer des Sports. Kommerzielle Anbieter von Sport sind neben den diversen Sportschulen (Ballett, Reiten usw.) in erster Linie Fitnessstudios, die für verschiedene Zielgruppen und unterschiedliche Bedürfnisse existieren. Die kommerziellen Anbieter haben sich in Deutschland seit den achtziger Jahren einen respektablen Platz als Anbieter von Sportmöglichkeiten erobert, und mittlerweile sind mehr als 6,7 Millionen Deutsche bei kommerziellen Anbietern aktiv.¹

1 Deloitte & DSSV: Der deutsche Fitnessmarkt 2012. (Deloitte ist eine international tätige

Die wichtigste formale Organisationsform des Sportangebots für die gesamte Bevölkerung bleibt in Deutschland aber der *Sportverein*. Darüber hinaus werden zahlreiche Sportangebote u. a. im Rahmen von Betrieben, kirchlichen Trägern und/oder Weiterbildungsangeboten gemacht. Viele Sportaktive gehen ihrem Sport auch unorganisiert nach, wobei es keine scharfe Trennung zwischen sportlicher Aktivität und bewegungsaktiver Erholung gibt: Hier sind die Sportarten Schwimmen, Laufen und Radfahren von Bedeutung, die alleine, mit Freunden oder in der Familie ausgeübt werden. Auch lose informelle Gruppierungen bzw. jugendkulturelle Szenen gewinnen immer mehr an Bedeutung, insbesondere was neue Praxisformen wie Streetball, Skateboard, Parkour usw. angeht.²

Verbände im deutschen Sport

Nach dem Zweiten Weltkrieg entstanden in der Bundesrepublik neue Dachorganisationen des Sports, die die gleichgeschaltete Sportbewegung der Nationalsozialisten ersetzten. Im Jahr 1949 wurde das Nationale Olympische Komitee für Deutschland (NOK) gegründet, 1950 entstand der Deutsche Sportbund (DSB). Das NOK war als Vertretung der olympischen Idee in Deutschland konzipiert und der DSB als nationaler Dachverband aller Verbände im Sport. Im Jahr 2005 wurden beide Organisationen zusammengeführt; damit besitzen die olympischen und nichtolympischen Sportarten einen gemeinsamen Dachverband. Satzungsgemäß differenziert der Deutsche Olympische Sportbund (DOSB) seine Aufgabengebiete in allgemeine, Leistungssportbezogene und Breitensportbezogene Ziele. Allgemein soll die Persönlichkeitsentwicklung durch Sport gefördert werden, wobei die gleichberechtigte Teilnahme von Kindern, Jugendlichen, Männern und Frauen, Menschen mit Behinderungen und älteren Mitbürgern angestrebt wird. Sportpolitisch geht es dem DOSB um die

Der DOSB setzt sich die Förderung und Festigung des öffentlichen Bewusstseins für den Sport zur Aufgabe.

Unternehmensgruppe im Bereich der Wirtschaftsprüfung und diverser weiterer Dienstleistungen; DSSV bezeichnet den Arbeitgeberverband deutscher Fitness- und Gesundheits-Anlagen.)

2 Tim Bindel: Soziale Regulierung in informellen Sportgruppen. Eine Ethnographie (Diss. Univ. Wuppertal). Hamburg 2008.

Erhaltung der Eigenständigkeit der Mitgliedsorganisationen und die Kooperation mit staatlichen Stellen sowie den internationalen Sportverbänden. Die für diese Tätigkeit notwendigen Sportstätten sollen entwickelt und die erforderlichen finanziellen Mittel beschafft werden. Schließlich setzt sich der DOSB die Förderung und Festigung des öffentlichen Bewusstseins für den Sport zur Aufgabe.

Im Breitensport setzt der DOSB Impulse für notwendig erscheinende Veränderungen des Sports. Die Mitgliedsorganisationen werden im Hinblick auf die Vereinsentwicklung beraten, internationale Kooperation und sportwissenschaftliche Forschung wird gefördert. Das Deutsche Sportabzeichen, das dieses Jahr sein 100-jähriges Jubiläum feiert, wird vom DOSB verliehen und weiterentwickelt. Im Bereich der Breitensportförderung geht es dem DOSB um die Stärkung und die Darstellung der Integration, Gesundheitsförderung und Steigerung der Lebensqualität durch Sport.

Der DOSB hat 98 Mitgliedsorganisationen: 16 Landessportbünde/-verbände, 62 nationale Spitzenverbände der verschiedenen Sportarten und 20 Verbände mit besonderer Aufgabenstellung (z. B. Deutsche Olympische Gesellschaft, Deutsche Sportlehrerverband, Gesellschaft für Sportmedizin und Deutsche Vereinigung für Sportwissenschaft). Die nachstehende Tabelle führt die zehn mitgliederstärksten Sportverbände innerhalb des DOSB auf.

Die zehn mitgliederstärksten Sportartenverbände in Deutschland

Verband	Mitglieder
Deutscher Fußball-Bund	6.800.128
Deutscher Turner-Bund	4.967.401
Deutscher Tennis-Bund	1.504.112
Deutscher Schützenbund	1.394.060
Deutscher Alpenverein	918.553
Deutscher Leichtathletik-Verband	860.120
Deutscher Handball-Bund	818.640
Deutsche Reiterliche Vereinigung	718.965
Deutsche Sportfischer	628.066
Deutscher Golf-Verband	624.569

Quelle: DOSB 2012

Die insgesamt über 91.000 Vereine, die beim DOSB im Jahr 2013 gemeldet waren, verzeichneten 27,8 Millionen Mitgliedschaften, wobei sich viele Menschen mehr als einem Sportverein angeschlossen haben. Die Unterschiede hinsichtlich Alter, Geschlecht, Schulabschluss und sozioökonomischem Status haben sich insgesamt abgeschwächt, es gibt sie allerdings noch hinsichtlich unterschiedlicher Sportarten (z. B. Golf oder Reiten).

Spitzensport in Deutschland

Der Spitzensport hat in Deutschland einen gesellschaftlichen Status, der nur sehr schwer zu fassen ist: Einerseits ist der Spitzensport ein in sich stimmiges und sehr gut ausdifferenziertes System, andererseits ist die gesellschaftliche Akzeptanz nicht unproblematisch. Folgt man der Annahme, dass der Sport nicht besser ist als die Gesellschaft, der er angehört, so ist die Beziehung zwischen dem Spitzensport und der Gesellschaft also nur in dem Maße gestaltungsfähig, in dem gesellschaftliche Bedingungen zu Gunsten oder zu Ungunsten des Spitzensportes veränderbar sind.³ Die Schaffung gesellschaftlicher Bedingungen, die den Leistungssport unterstützen, bedürfen dabei einer politischen Steuerung und Intervention, die in Deutschland aber nur ansatzweise erkennbar ist: Weder die parteipolitischen Sportprogramme noch die für den Sport verantwortlichen staatlichen Institutionen lassen erkennen, dass dem Spitzensport eine besonders herausragende gesellschaftliche Akzeptanz zukommt.

Historisch lassen sich nach dem Zweiten Weltkrieg drei Phasen identifizieren, die auf ihre jeweils eigene Art entscheidend zur Prägung des deutschen Spitzensportsystems beigetragen haben: erstens der komplette Neuaufbau des Sportsystems, zweitens der auch auf der Bühne des Sports ausgetragene Kampf der Systeme während der Zeit der deutschen Teilung und schließlich drittens die Integration des DDR-Sportsystems in das Sportsystem der BRD nach der Wiedervereinigung.

Im Zuge des Neuaufbaus des deutschen Sportsystems zwischen 1945 und 1950 wurden vor dem Hintergrund der vorangegangenen Erfahrungen des Missbrauchs des Sports durch einen totalitären Staat die zentra-

3 Vgl. Sven Güldenpfennig: Der politische Diskurs des Sports. Zeitgeschichtliche Beobachtungen und theoretische Grundlagen (Edition Sport und Wissenschaft, Bd. 16). Aachen 1992.

len Grundsätze der Sport- und Spitzensportförderung entwickelt, die bis heute innerhalb des bundesdeutschen Sportsystems tief verankert sind: die Autonomie des Sports, das Subsidiaritätsprinzip und der Grundsatz der partnerschaftlichen Zusammenarbeit von Sport und Staat. Außerdem entstammt auch die ausgeprägte föderale Organisationsstruktur des Sports dieser Phase des Neuaufbaus.

In der Bundesrepublik war man immer bemüht, sich ideologischer Vorgaben zu enthalten, dennoch entwickelte sich auch hier ein ausge-

Mit der Wiedervereinigung wurde der deutsche Spitzensport vor große Herausforderungen gestellt.

prägtes staatliches Interesse an der nationalen Repräsentation über sportliche Spitzenleistungen, insbesondere in Form olympischer Medaillen. Folglich wurden mit nicht unerheblichem

Aufwand flächendeckende Strukturen der Spitzensportförderung geschaffen: Stützpunkt-, Kader- und Trainersystem stellen noch heute zentrale Säulen des Spitzensportsystems in Deutschland dar.

Mit der Wiedervereinigung stellte sich für das deutsche Spitzensportsystem die Herausforderung der Integration des zentralistisch organisierten DDR-Systems in das Spitzensportsystem der Bundesrepublik, das sich durch eine große Offenheit und die Berücksichtigung der föderalen Strukturen auszeichnete. Außergewöhnlich erfolgreiche Strukturen des DDR- Spitzensportsystems mussten in diesem Prozess aus politischen, ökonomischen oder ethischen Gründen teilweise abgeschafft werden, um später in veränderter oder ähnlicher Form wieder eingeführt zu werden. Bezogen auf die Rolle Deutschlands in der internationalen Sportkonkurrenz hat sich der in der vorangegangenen Phase entwickelte Erfolgsanspruch erhalten. Dies wird in der auch öffentlich formulierten Forderung deutlich, bei den Olympischen Spielen zu den besten Nationen zählen zu wollen. Zielsetzungen wie Medaillenvorgaben werden im gesamtdeutschen Spitzensportsystem sehr viel rigider und genauer präzisiert als im früheren bundesdeutschen Sportsystem.

Zu den Grundsätzen der Spitzensportförderung in Deutschland gehört die *duale Entwicklung* der Sportler und Sportlerinnen, d. h. sie erhalten nicht nur eine Förderung in sportlicher, sondern auch in schulischer bzw. beruflicher Hinsicht. Dieser Grundsatz gilt für alle Altersklassen und Sportarten. Der Anspruch auf eine duale Karriere ist in der Diskussion um die Förderung von Athleten immer wieder ein Hauptkonfliktfeld, da es sich für die Sportler/-innen um eine enorme zeitliche Doppelbelastung handelt. Die Forderung nach einer zweiten Laufbahn

neben der sportlichen Karriere ist aber auch bedingt durch die dem deutschen Spitzensportsystem zugrunde liegende Zielsetzung eines humanen Spitzensports, in dessen Zentrum der Athlet steht.

Zur Rolle des Staates in der Sportförderung

Die staatliche Sportpolitik des Bundes, der Länder und Kommunen basiert in der Geschichte Deutschlands im Wesentlichen auf finanzieller Unterstützung. Peter Lösche stellt dazu Folgendes fest: „Ergänzend kommen zu den direkten finanziellen Zuwendungen mittelbare Erhaltungssubventionen des Staates hinzu, die dem organisierten Sport zugute kommen. Dazu gehören:

- Steuerverzicht durch den Gemeinnützigkeitsstatus der Sportvereine und -verbände,
- kostenlose bzw. preisgünstige Nutzung kommunaler Sportstätten durch Vereine;
- Einsatz von Zivildienstleistenden und Ein-Euro-Jobbern im Sport;
- die Regelung, dass Lotterien 25 Prozent ihrer Einnahmen für gemeinnützige Zwecke zur Verfügung stellen müssen; davon erhalten die Sportorganisationen etwa die Hälfte.“⁴

Im Hinblick auf die Förderung des Breitensports wird von der Bundesregierung immer wieder die gesamtgesellschaftliche Bedeutung des Sports betont. Deshalb unterstützt der Bund die Arbeit der autonomen Sportbewegung besonders in den folgenden Bereichen:⁵

Förderung des Deutschen Turner-Bundes (DTB)

Der Deutsche Turner-Bund spielt in der Verbandslandschaft eine besondere Rolle, da er einerseits der zweitgrößte Sportverband ist und andererseits eine Vielzahl unterschiedlicher Breitensportangebote unter seinem Dach zusammenfasst. Der Bund fördert breitensportliche Projektmaßnahmen in den Bereichen Kinder- und Jugendsport, Sport für Ältere (inkl. Fitness und Ernährung). Das alle vier Jahre stattfindende Deutsche Turnfest sowie die Gymnaestrada (das internationale Turnfest) werden von der Bundesregierung finanziell unterstützt.

4 Peter Lösche: Sportpolity, Sportpolitics und Sportpolicy als theoretische Annäherung an eine Sportpolitikwissenschaft. In: Walter Tokarski/Karen Petry (Hrsg.): Handbuch Sportpolitik. Schorndorf 2010, S. 12-29, hier S. 24.

5 Vgl. Bundesministerium des Inneren. 12. Sportbericht der Bundesregierung. Berlin 2010.

Jugendsport und Bundesjugendspiele

Ein wesentlicher Bestandteil der Förderung durch den Bund kommt dem Kinder- und Jugendsport zugute: Die Maßnahmen werden vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) koordiniert und finanziert. Der Kinder- und Jugendplan des Bundes sieht vor, besonders die so genannten freien und öffentlichen Träger der Jugendhilfe zu unterstützen. Schwerpunktmäßig werden die Deutsche Sportjugend (dsj), andere Jugendorganisationen der verschiedenen Sportverbände und die Durchführung der Bundesjugendspiele finanziell unterstützt. Die Deutsche Sportjugend erhält vom Bund finanzielle Unterstützung insbesondere für Maßnahmen des internationalen Jugendaustauschs (hierzu gehören auch bilaterale Programme und jugendpolitische Maßnahmen). Besonderes Interesse zeigt der Bund z. B. bei der Unterstützung der Fan-Projekte (Zielgruppe: Jugendliche Fußballfans der 1. und 2. Bundesliga). Aber auch die Bundesjugendspiele, die seit 1951 an Schulen und Vereinen durchgeführt werden, sind wesentlicher Bestandteil einer staatlichen Sportpolitik.

Frauen und Mädchen im Sport

Mädchen und Frauen sind in Deutschland im organisierten Sport mittlerweile zunehmend gleichberechtigt vertreten, allerdings ist in den Führungsgremien des organisierten Sports (Verbände, DOSB, Vereine) eine deutliche Unterrepräsentanz zu erkennen. Der Bund förderte verschiedene Kampagnen und Maßnahmen, u. a. das Modellprojekt „Frauen an die Spitze“ und die Kampagne „Sport tut Frauen gut – Frauen tun dem Sport gut“.

Die öffentliche Hand unterstützt den Breitensport auf vielfältige Weise, wobei dem gesundheitspolitischen Faktor eine große Rolle zukommt.

Senioren- und Familiensport

Gemeinsam mit dem BMFSFJ wurden in den vergangenen Jahren verschiedene Projekte zur Inklusion von älteren Menschen und Familien in den organi-

sierten Sport durchgeführt. Auch hier hat sich der Bund dem Instrument von Kampagnen und Modellprojekten bedient und u. a. die Modellprojekte „Richtig fit ab 50“ und „Familie und Sport“ unterstützt.

Sport und Gesundheit

Die Förderung von gesundheitspolitischen Aktivitäten wird in Deutschland als eine gesamtgesellschaftliche Aufgabe verstanden, an der sich Bund, Länder, Kommunen, die Sozialversicherungsträger, Sportverbän-

de und -vereine sowie weitere staatliche und nicht-staatliche Träger beteiligen. Das zuständige Bundesministerium für Gesundheit hat gemeinsam mit dem DOSB vielfältige Maßnahmen ergriffen, die allesamt zur Verbesserung und Stärkung des Gesundheitsverhaltens führen sollen. Dabei wurden auch Maßnahmen zur Prävention durch körperliche Aktivität und Sport entwickelt (u. a. „Deutschland wird fit – gehen Sie mit“, „Bewegung und Gesundheit“ und „Sport tut Deutschland gut“). Gemeinsam mit dem Deutschen Turner-Bund (DTB) wurden Aktivitäten mit dem Ziel entwickelt, flächendeckend qualitativ hochwertige Angebote des Gesundheitssports in den Vereinen anzubieten: „Der DOSB hat ca. 14.000 Angebote mit dem Qualitätssiegel ‚*Sport pro Gesundheit*‘ und der DTB mehr als 40.000 Angebote mit dem ‚*Pluspunkt Gesundheit.DTB*‘ auszeichnen können“.⁶ Diese Qualitätssiegel sind Voraussetzung dafür, dass die Kosten für die Teilnahme von den Krankenkassen ganz oder teilweise übernommen werden.

Zielgruppenspezifische und qualitätsgesicherte Angebote sollen auch sportabstinente Bevölkerungsgruppen zu einem aktiven sportlichen Lebensstil bringen. Momentan werden gerade Kinder und Jugendliche in Deutschland als relevante Zielgruppen für Gesundheitssportangebote identifiziert. Defizite in der sportmotorischen Leistungsfähigkeit, falsche Ernährung und Übergewicht sind nur einige Aspekte, die in der heutigen jungen Generation nachweisbar sind.

Zusammenfassung und Ausblick

Das dezentrale Sportsystem in Deutschland ergibt nach außen hin ein eher verwirrendes Bild, was aber auch ein Resultat der Vielfalt an Themen ist, die es vereinnahmt. Die politische Steuerung der Sportentwicklung ist vor dem Hintergrund dieser Vielfalt sehr schwierig. Die Frage, inwieweit sich der Staat engagieren muss, damit die Sportangebote wirkungsvoll sind und somit die Partizipationsrate erhöht werden kann, wird in erster Linie in den Städten und Kommunen diskutiert. Die Grundlage für ein bedarfs- und nachfragegerechtes Sportangebot setzt nicht nur eine gute Sportinfrastruktur voraus, sondern ebenso ein vernetztes Vorgehen von ortsansässigen Sportvereinen, kommerziellen Anbietern und politischen Akteuren.

⁶ Britta Fischer: Möglichkeiten und Grenzen öffentlicher Förderung bewegungsbezogener Gesundheitsprogramme. In Tokarski/Petry (wie Anm. 4), S. 276-289, hier S. 281.

Interview mit Dr. Michael Vesper, dem Generaldirektor des Deutschen Olympischen Sportbundes (DOSB)



Die Fragen stellte Christof Dahm.

Leistungs- und Breitensport sind in Deutschland und sicher auch in anderen Ländern immer in der Gefahr der Kommerzialisierung. Welche Möglichkeiten sehen Sie, hier gegenzusteuern und Missbrauch einzudämmen? Welche Wege beschreitet der DOSB?

Sport ist ein Wert an sich. Jeder, der Sport treibt, ob jung oder alt, Mann oder Frau, Hobby- oder Leistungssportler, tut dies aus Freude an der Bewegung. Wie eine neuere Untersuchung des DOSB zeigt, steht der Spaßfaktor eindeutig im Vordergrund. Auch der Spitzensportler gewinnt die Motivation für sein oftmals entbehrungsreiches, weil zeit- und kraftintensives Training nicht aus der vagen Verheißung, als Olympiasieger oder Weltmeister später einmal lukrative Werbeverträge an Land ziehen zu können. Richtig ist aber auch, dass sowohl der Leistungs- wie auch der Breitensport auf Partner angewiesen sind, die sie auch und gerade finanziell unterstützen: Der Leistungssportler braucht eine gesicherte Wirtschafts-

basis, um trainieren zu können; der Breitensportler ist auf intakte Sportstätten und moderate Mitgliedsbeiträge angewiesen. Der Sport muss daher auch in Zukunft attraktiv sein für Partner, darf dabei aber seine Seele nicht verkaufen.

Welche Rolle spielt der Sport in Deutschland zum Ausdruck nationaler Identität? Gibt es in dieser Hinsicht Parallelen oder auch Unterschiede zu anderen europäischen Ländern?

Ob man es will oder nicht: Der Sport trägt, wenn er sich denn international misst, zum Nationalgefühl bei. Zwei Drittel der Menschen in Deutschland geben an, dass sie sich darüber freuen, wenn deutsche Athleten bei Olympischen Spielen oder Weltmeisterschaften Medaillen gewinnen. Auch die Fußballweltmeisterschaft 2006 ist uns allen noch in bester Erinnerung – mit dem Sommermärchen ist bewiesen, dass der Sport ein Land verändern kann. Und natürlich hätten wir uns gefreut, wenn die Fußballer genauso wie die Handballer

ein Jahr später ihre tollen Leistungen mit dem Weltmeistertitel gekrönt hätten. Doch war damit zu keinem Zeitpunkt ein verbissener Siegeswille verbunden, der ausschließlich die eigene Mannschaft nach vorne treibt und die Leistungen des Gegners nicht anerkennt. Fußball-Deutschland war nach dem verlorenen Halbfinale niedergeschlagen, doch ist dieser Seelenzustand schnell dem Gefühl des Stolzes gewichen – Stolz darüber, der fußballbegeisterten Welt eine großartige Plattform für Völkerverständigung und Miteinander geboten zu haben.

Besteht angesichts zunehmender, oft rassistisch motivierter Fankrawalle im Sport die Gefahr, dass die nationale Identifikation nur als Vorwand für Vandalismus und gesellschaftsbedingten Frustrationsabbau vorgeschoben wird?

Leider wird es immer wieder einige wenige Unverbesserliche geben, die die Öffentlichkeitswirksamkeit großer Sportereignisse für ihre eigenen selbstsüchtigen Motive nutzen und dazu auch Gewalt einsetzen. Sie treten damit die auf den Prinzipien der Fairness, des gegenseitigen Respekts und des gleichberechtigten Miteinanders aller fußende Botschaft des Sports mit Füßen. Insofern ist der Sport ein Spiegelbild der Gesellschaft, in der wir leben. Nichtsdestotrotz ist es unsere Aufgabe und unser Ziel, den gewaltbereiten Trittbrettfahrern – Fans kann man sie ja nicht nennen – das Handwerk zu legen. Dafür tut der Sport und vor allem der Fußball schon jetzt Einiges. Um nur ein Beispiel zu

nennen: Seit 20 Jahren arbeitet unter dem Dach des DOSB die Koordinationsstelle für Fanprojekte unmittelbar an der Fanbasis daran, die friedliche Fankultur in den deutschen Fußballarenen zu erhalten und weiterzuentwickeln und allen fremdenfeindlichen und rassistischen Tendenzen wirksam entgegenzutreten.

In Vergangenheit und Gegenwart hat die Politik immer wieder Einfluss auf Sportereignisse genommen; besonders markante Beispiele waren die Boykottaufrufe im Kontext der Olympischen Spiele 1980 (Moskau) und 1984 (Los Angeles), aber auch die „Spartakiaden“ in den Ostblockstaaten. Bestehen Chancen dafür, solche Eingriffe zu verhindern oder zumindest zu begrenzen?

Der Sport ist nicht unpolitisch, er macht aber keine Politik. Er hat weder Regierungsfunktion, noch verfügt er über entsprechende Instrumente, um die politische Situation in einem Ausrichterland Olympischer Spiele durchgreifend zu verändern. Dass internationale Sportgroßereignisse gleichwohl zur Verbesserung z. B. der Menschenrechtslage beitragen können, dafür gibt es viele Beispiele. So haben die Spiele der XXIV. Olympiade in Seoul 1988 dabei geholfen, dass sich das Ausrichterland unumkehrbar öffnete, was positive politische Veränderungen nach sich zog. Selbstverständlich kümmert sich auch das IOC intensiv um die Menschenrechtslage im Ausrichterland und führt Gespräche mit den zuständigen staatlichen Stellen, Menschenrechtsorgani-

sationen und den Vertretern/innen von Betroffenen. Insoweit wehren wir uns gegen häufig parteitaktisch motivierte Versuche aus der Politik, die Vergabe von Sportgroßereignissen zu beeinflussen bzw. die Teilnahme einer deutschen Mannschaft daran zu verhindern. Die olympische Idee Pierre de Coubertins, nach der sich „die Freude an der Leistung mit dem erzieherischen Wert des guten Beispiels und dem Respekt von universalen und fundamentalen ethischen Prinzipien“ verbinden soll, ist uns Auftrag und Mahnung zugleich.

Wird Ihrer Ansicht nach der Kampf gegen Doping mit der notwendigen Entschiedenheit geführt? Was tut der DOSB konkret, um diese immer mehr um sich greifende Seuche einzudämmen?

Der Kampf gegen Doping ist eine Daueraufgabe, der sich der Sport auch weiterhin mit aller Entschiedenheit widmen wird. Der unmittelbar nach der Gründung des DOSB 2006 aufge-

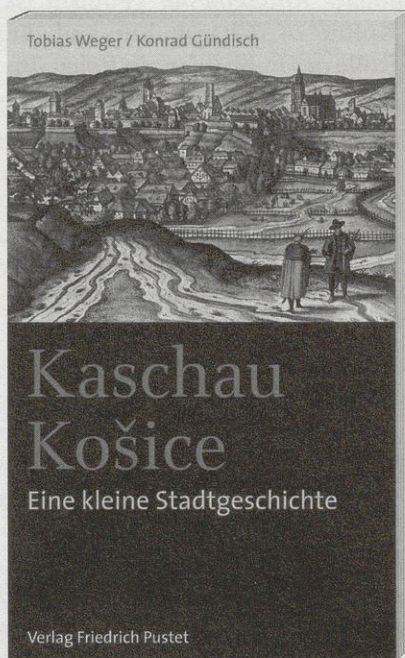
legte umfangreiche Anti-Doping-Aktionsplan „Zehn Punkte für Sport und Staat“ ist weitgehend umgesetzt: Wir haben Athletenvereinbarungen eingeführt, die Dopingvergehen mit Vertragsstrafen belegen, der WADA- und – darauf aufbauend – NADA-Code¹ sind verschärft worden. Inzwischen gibt es mit München und Freiburg zwei Schwerpunktstaatsanwaltschaften für die Dopingkriminalität. Um den Anti-Doping-Kampf auch in Zukunft mit aller Konsequenz führen zu können, bedarf es aber auch einer stärkeren finanziellen Unterstützung insbesondere der Nationalen Anti Doping Agentur durch die öffentliche Hand. Im Übrigen halten wir daran fest, dass der Sport über die durchgreifenderen Instrumentarien verfügt, um Dopingsünder zu entdecken und anschließend sofort wirksam zu sanktionieren, während der Staat sich diejenigen vorzunehmen hat, die die Sportler mit Dopingmitteln versorgen und die Dopingnetzwerke im Hintergrund unterhalten.

¹ „World Anti-Doping Agency“ bzw. „Nationale Anti Doping Agentur“; Informationen dazu unter <http://www.wada-ama.org/en/About-WADA/> und <http://www.nada-bonn.de/de/home/#.UnEb6KEweos>.

Bücher

- Tim Bindel*: Soziale Regulierung in informellen Sportgruppen. Eine Ethnographie (Diss. Univ. Wuppertal 2007). Hamburg: Feldhaus, 2008.
- Gerald Einzinger/Tom Hofer*: Ivica Osim. Das Spiel des Lebens. Wien: Deuticke, 2001.
- Péter Esterházy*: Keine Kunst. Erzählung. Berlin: Berlin, 2009.
- Britta Fischer*: Möglichkeiten und Grenzen öffentlicher Förderung bewegungsbezogener Gesundheitsprogramme. In: Walter Tokarski/Karen Petry (Hrsg.): Handbuch Sportpolitik. Schorndorf: Hofmann, 2010, S. 276-289.
- Sven Güldenpfennig*: Der politische Diskurs des Sports. Zeitgeschichtliche Beobachtungen und theoretische Grundlagen (Edition Sport und Wissenschaft, Bd. 16). Aachen: Meyer & Meyer, 1992.
- Dieter Hertz-Eichenrode*: Sport und Politik in den deutsch-polnischen Beziehungen von 1933 bis 1939. In: SportZeiten 12 (2012), H. 3, S. 7-36.
- Radostaw Kossakowski*: „Fußball ist Kultur“ – Alltagskultur und die Rolle der Fußballfans in Polen. In: Diethelm Blecking/Lorenz Peiffer/Robert Traba (Hrsg.): Vom Konflikt zur Konkurrenz: Fußballgeschichte Polen, Deutschland, Ukraine. Göttingen 2013 (im Druck).
- Peter Lösche*: Sportpolity, Sportpolitics und Sportpolicy als theoretische Annäherung an eine Sportpolitikwissenschaft. In: Walter Tokarski/Karen Petry (Hrsg.): Handbuch Sportpolitik. Schorndorf: Hofmann, 2010, S. 12 -29.
- Dieter Reicher*: Nationensport und Mediennation. Zur Transformation von Nation und Nationalismus im Zeitalter elektronischer Massenmedien. Göttingen: V & R Unipress, 2013.
- Thomas Urban*: Schwarze Adler, weiße Adler: Deutsche und polnische Fußballer im Räderwerk der Politik. Göttingen: Die Werkstatt, 2011.

Kaschau – Europäische Kulturhauptstadt 2013



TOBIAS WEGER / KONRAD GÜNDISCH

Kaschau / Košice

Eine kleine Stadtgeschichte

- **Die erste Geschichte in deutscher Sprache**
- **Kompakt, fundiert und gut lesbar**

Kaschau, »die neue kreative Stadt der Slowakei«, ist 2013 Europäische Kulturhauptstadt. Das Zentrum der Ostslowakei hat viele Namen: Košice, Kassa,

Kaschau, Cassovia ... Diese Namensvielfalt zeugt von einer wechselvollen Geschichte, die sich auch heute noch im Stadtbild widerspiegelt. Ungarn, Slowaken, Deutsche, Juden, Ruthenen und Roma haben die Kultur Kaschaus ebenso geprägt wie deren religiöse Vielfalt und die intensiven wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Beziehungen. Die erste Geschichte in deutscher Sprache schafft einen kompakten und gut lesbaren Überblick über die spannende Geschichte der zweitgrößten Stadt der Slowakei!

184 S., 33 Abb., frz. Broschur, ISBN 978-3-7917-2479-9, € (D) 14,95

Buchbinderei EHE
Radolfzell

9 2014

Säurefrei
RAL - RG - 495